



Reto Kuster und Martina Santschi

Krieg in Acholiland

Ethnizität, Gewalt und Politik im Norden Ugandas

Arbeitsblätter des Instituts für Sozialanthropologie der Universität Bern

Herausgegeben von:

Corina Berger Megahed
Silvia Heizmann
Marianne Helfer Herrera Erazo
Verena Rothen
Michael Toggweiler
Saskia Walentowitz
Jana Zemp
Heinzpeter Znoj

Institut für Sozialanthropologie
Länggass-Str. 49A, CH-3000 Bern 9
Fax +41 31 631 42 12
E-Mail: information@anthro.unibe.ch

ISBN-13: 978-3-906465-36-4
EAN: 9783906465364

© Reto Kuster, Martina Santschi und Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern

URL:

http://www.anthro.unibe.ch/content/publikationen/arbeitsblaetter/arbeitsblatt_36/index_ger.html

This is the electronic edition of Reto Kuster and Martina Santschi, „Krieg in Acholiland. Ethnizität, Gewalt und Politik im Norden Ugandas“, Arbeitsblatt Nr. 36, Institut für Sozialanthropologie, Universität Bern, Bern 2007

ISBN-13: 978-3-906465-36-4

EAN: 9783906465364

Electronically published March, 2007

© Reto Kuster, Martina Santschi und Institut für Sozialanthropologie der Universität Bern. All rights reserved.

© All images: Reto Kuster. No publication, in print, electronically or otherwise, without prior written permission.

This text may be copied freely and distributed either electronically or in printed form under the following conditions. You may not copy or distribute it in any other fashion without express written permission from us or the Institut für Sozialanthropologie. Otherwise we encourage you to share this work widely and to link freely to it.

Conditions

You keep this copyright notice and list of conditions with any copy you make of the text.

You keep the preface and all chapters intact.

You do not charge money for the text or for access to reading or copying it.

That is, you may not include it in any collection, compendium, database, ftp site, CD ROM, etc. which requires payment or any world wide web site which requires payment or registration. You may not charge money for shipping the text or distributing it. If you give it away, these conditions must be intact.

For permission to copy or distribute in any other fashion, contact: information@anthro.unibe.ch

Reto Kuster und Martina Santschi

Krieg in Acholiland

Ethnizität, Gewalt und Politik im Norden Ugandas

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	1
2	Ethnizität und Macht in Afrika	4
2.1	Zum Begriff der Ethnizität	4
2.2	Von kolonialer ethnischer Klassifizierung zur postkolonialen Tribalismus-Debatte in Afrika	9
2.3	Ethnische Bindungen als Mittel der Ressourcensicherung	17
2.3.1	Klientelismus im afrikanischen Kontext	17
2.3.2	Der postkoloniale Staat als Quelle der Bereicherung	22
2.3.3	„Schwacher“ Staat versus „starker“ Staat in Afrika	26
2.4	Militär, Ethnizität und Klientelismus in Afrika	30
3	Acholiland im Kontext der ugandischen Geschichte.....	38
3.1	Zur Ethnogenese der Acholi.....	38
3.2	Uganda unter britischer Verwaltung (1893-1962)	42
3.3	Dominanz des Nordens im postkolonialen Uganda (1962-1986).....	45
3.3.1	Acholi and Langi an der Macht: Milton Obote I (1962-1971).....	45
3.3.2	Gewalt und Populismus: Idi Amin (1971-1979)	47
3.3.3	Zwischenspiel – Machtgerangel (1979-1980)	49
3.3.4	Acholi und Langi zurück an der Macht: Milton Obote II und die Okellos (1980-1986).....	50
3.4	Yoweri Museveni und die National Resistance Army (NRA, seit 1986)	53
3.4.1	Yoweri Museveni und das Movement-System.....	53
3.4.2	Yoweri Museveni, vom Vorzeigepolitiker Afrikas zum Präsidenten auf Lebenszeit?	56
3.4.3	Militarismus und Patronage unter Yoweri Museveni.....	58
4	Rebellion und Krieg im Norden Ugandas.....	63
4.1	Alice Lakwenas Holy Spirit Movement (1986-1987).....	63
4.2	Joseph Kony's Lord's Resistance Army (LRA, seit 1987)	67
4.2.1	Brutalität und Spiritualität der Lord's Resistance Army	67
4.2.2	Ist Joseph Kony ein Warlord ?	72
4.3	Operation Iron Fist – Eskalation der Gewalt im Norden Ugandas	77
4.3.1	Ethnische Milizen im Dienst der Armee	77
4.3.2	Zunehmende Gewalt und ethnische Spannungen	79
4.3.3	Krieg als Mittel der Bereicherung	81
4.4	Soziale Realität in Acholiland: Leben im Camp für intern Vertriebene	84
5	Zur Methodik der Datenerhebung in einem Konfliktgebiet Afrikas... 	90
6	Acholiland Dezember 2003 und Januar 2004: einige Impressionen ...	98
7	“It is all about Southerners trying to wipe us out” – kontextuale Wahrnehmungen im Norden Ugandas	119

7.1	“There is no more sitting around the fire” – Identitätsverlust.....	119
7.2	“The rituals can no longer be performed” – Niedergang der Rituale	122
7.3	“The respect has gone” – Verlust von Respekt, Vertrauen und Solidarität .	125
7.4	“Our children will be a lost generation” – Bildungsproblematik.....	128
7.5	“The moral is becoming loose” – Heirat, Beziehungen und Alkoholismus	131
7.6	“We are hungry yet the land is fertile” – Versorgungslage und Verarmung	137
7.7	“People are dying like flies” – Aids und andere Krankheiten	142
7.8	“There is no security at all, and our men and children are taken away” – Sicherheit.....	146
7.9	“The army is getting rich and they don’t want peace” – Bereicherung durch den Krieg	152
7.10	“We are second-class citizens” – Diskriminierung der Acholi.....	156
7.11	“The government incites and helps other tribes” – ethnische Spannungen .	158
7.12	“The government makes us bad people” – Nord-Süd-Zuschreibungen.....	161
8	Analyse und Schlussdiskussion	164
	Bibliographie.....	172
	Anhang.....	192
	I. Liste der Informanten.....	192
	II. Abkürzungen	193

Tabellenverzeichnis

Tabelle 1:	Die grössten offiziellen IDP-Camps in Acholiland, März/April 2004.	86
Tabelle 2:	Offizielle IDP-Camps/IDPs in Acholiland nach Distrikt, März/April 2004. ..	87

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1:	Ethnische Gruppen Ugandas.	39
Abbildung 2:	Anzahl und prozentualer Anteil der in IDP-Camps lebenden intern Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung, Mai 2004.	86
Abbildung 3, 4:	Unsicherheit: Zerstörtes Haus im IDP-Camp Bibia; Soldat der ugandischen Armee.	110
Abbildung 5, 6:	Opfer der <i>Lord’s Resistance Army</i> (LRA): Verstümmelte Knaben mit abgeschnittenen Ohren, Lippen, Fingern und Arm in der Nähe von Kitgum; zerschundene Füsse eines geflüchteten Kindersoldaten der LRA, Gulu.	111
Abbildung 7, 8:	Abhängigkeit von internationaler Nahrungsmittelhilfe: Entladung eines Lastwagens des <i>World Food Programmes</i> , IDP-Camp Palenga; Frauen mit Speiseöl, IDP-Camp Atiak.	112
Abbildung 9, 10:	Eingeschränkte Landwirtschaft: Zebu-Rinder und Ankole-Langhornrinder im IDP-Camp Pabbo; Feld mit Simsim nahe IDP-Camp Pabbo.....	113
Abbildung 11, 12:	Unter- und Mangelernährung in den IDP-Camps: Kind im IDP-Camp Labuje; Kind im IDP-Camp Atiak.	114

Abbildung 13, 14: Warten auf friedlichere Zeiten: Wandbeschriftung im IDP-Camp Atiak; Mädchen im IDP-Camp Bibia.....	115
Abbildung 15, 16: Enge Verhältnisse in IDP-Camps: Hütte an Hütte im IDP-Camp Labuje; Internally Displaced Persons im IDP-Camp Atiak.	116
Abbildung 17, 18: Relative Sicherheit in den Städten: Gulu; Kitgum.	117
Abbildung 19, 20: <i>Night Commuters</i> : in einer Schule in Gulu und unterwegs in Kitgum. ...	118

Bildnachweis Abbildungen 3-20: Reto Kuster.

1 Einleitung

*The war looked simple
The war appeared easy
From all sides
All were swearing
The war won't last
But they were wrong*

Oryema-Lalobo (1999: 11) über den Krieg im Norden Ugandas.

Gilt ein Kontinent gemeinhin als „hoffnungslos“, „vergessen“ oder „von Kriegen zerrissen“, so ist es Afrika. Nach einer Reihe von Militärputschen und bewaffneten Konflikten in den 1970er- und 1980er-Jahren hoffte man, die 1990er-Jahre würden nach dem Ende des Kalten Krieges ein friedlicheres, demokratischeres und prosperierendes Afrika hervorbringen. Mehrere verantwortungsvolle Machthaber sollten dieses „neue“ Afrika repräsentieren und Vorbildfunktion für andere Regierungen sein, darunter Yoweri Museveni in Uganda und Paul Kagame in Ruanda. Die Hoffnungen in diese Politiker, welche nach der Machtergreifung die Militäruniform gegen Anzug und Krawatte tauschten, zerschlugen sich jedoch: Ruanda und Uganda marschierten 1996 gemeinsam in die Demokratische Republik Kongo (ehemals Zaïre) ein, machten sich dort Plünderungen und schwerer Menschenrechtsverletzungen schuldig und bekämpften sich schliesslich als Besatzungsmächte; zugleich nahm in Uganda der bewaffnete Konflikt¹ im Norden des Landes an Intensität zu.

Ugandas turbulente postkoloniale Phase war bis 1986 von politischer Instabilität, Repression und Entbehrung geprägt, was eine militaristische politische Mentalität bewirkte und zu einer Zerrissenheit innerhalb des Landes führte. Als der aus dem Südwesten Ugandas stammende Yoweri Museveni 1986 nach jahrelangem Guerillakampf mit seiner *National Resistance Army* (NRA) die Macht übernahm, war die Hoffnung gross, dass die einstige „Perle Afrikas“ (Winston Churchill) nach Jahren schwerster Menschenrechtsverletzungen und Misswirtschaft unter Idi Amin und Milton Obote zur Ruhe kommt. Tatsächlich zeigte der ehemalige Buschkämpfer Museveni ein Gespür für ökonomische Entwicklungen und schuf ein attraktives Investitionsklima, so dass sich die Wirtschaft im Süden des Landes rasch erholte: Ausländisches Kapital floss nach Uganda, die von Idi Amin 1972 ausgewiesenen indischen Unternehmer kehrten langsam zurück, und in der Hauptstadt Kampala brach ein Bauboom aus. Uganda wies in den 1990er-Jahren ein auf dem afrikanischen Kontinent beispielloser wirtschaftliches Wachstum auf, welches die Regierung von Präsident Museveni in den Augen ausländischer Geldgeber zu

¹ Wir verzichten darauf, den Diskurs über den Konflikt- bzw. Kriegsbegriff an dieser Stelle zu erläutern und verwenden den Begriff Krieg im Sinne eines bewaffneten Konfliktes.

einem Modellfall für Afrika machte.

Während jedoch der Süden Ugandas einen Aufschwung erlebte, konnte der Norden davon kaum profitieren. Einheiten der ehemaligen Regierungsarmee, welche vor den Truppen Musevenis flohen, lancierten nach 1986 mehrere Rebellionen; in Acholiland² war es anfangs Alice Lakwenas *Holy Spirit Movement*, welches erfolglos gegen Musevenis Armee kämpfte. Heute ist es die *Lord's Resistance Army* (LRA) unter Führung von Joseph Kony, einem Acholi, welcher mit sudanesischer Unterstützung im Norden Ugandas die Zivilbevölkerung terrorisiert. Der bewaffnete Konflikt im Norden Ugandas hat zahlreiche zivile Todesopfer gefordert; tausende Kinder wurden von den Rebellen entführt und zwangsrekrutiert. Ugandische Regierungstruppen versuchen seit Jahren trotz ausländischer Unterstützung mit wenig Erfolg, die LRA militärisch zu besiegen. Die Armeeausgaben belasten das ugandische Staatsbudget, welches zur Hälfte von ausländischen Geldgebern finanziert wird, während der Krieg gleichzeitig die Korruption in der Armee fördert.

Die Zivilbevölkerung, vor allem die ethnische Gruppe der Acholi, ist Übergriffen beider Konfliktparteien ausgeliefert. Attacken der LRA auf Zivilisten zeichnen sich durch äusserste Brutalität aus: Das Abtrennen von Lippen, Nasen, Ohren und Fingern sowie die Zerstückelung von Opfern und das Abbrennen ganzer Dörfer gehören zur Strategie der Rebellen. Selten greifen sie ugandische Militäreinheiten an, sondern wählen meist weiche Ziele wie Camps für intern Vertriebene, Schulen oder Fahrzeuge, um Angst zu verbreiten, Kinder zu entführen und Waren zu plündern. „Many of those conflicts which are named ‘armed conflicts’ are in reality outright slaughter of civilians“, stellt Scherrer (2002: 19) allgemein fest und bezeichnet damit auch treffend die Situation im Norden Ugandas. Inzwischen hat ein Grossteil der ländlichen Bevölkerung die traditionelle Siedlungsweise aufgegeben und fristet als Vertriebene im eigenen Land in Camps für *Internally Displaced Persons* (IDPs) ihr Dasein, wo oft mehrere zehntausend Personen unter prekären Bedingungen leben, fast völlig von der Nahrungsmittelhilfe der Vereinten Nationen abhängen und trotz offizieller Armeepresenz weiterhin den Angriffen der LRA ausgeliefert sind. Hat die ugandische Regierung das Problem der LRA lange Zeit als „Banditentum“ verharmlost und immer wieder den Eindruck verbreitet, dieses in Kürze unter Kontrolle zu bringen, so verschärfte sich nach dem 11. September 2001 der offizielle Wortlaut: Seither gilt der Konflikt im Norden Ugandas als „war against terror“, und die US-Regierung hat die LRA auf die Liste der terroristischen Organisationen aufgenommen.

² Acholiland ist weder eine offizielle administrative Bezeichnung, noch besitzt der Begriff eine politische Relevanz. Als Acholiland wird von den Acholi das Gebiet im Norden Ugandas bezeichnet, in welchem die Acholi den Grossteil der Bevölkerung ausmachen, d. h. die Distrikte Gulu, Kitgum und Pader.

Die vorliegende Arbeit tastet sich an die Ursachen und Zusammenhänge des bewaffneten Konflikts im Norden Ugandas heran und versucht aufzuzeigen, welche Rolle Ethnizität in der Geschichte des Landes und im aktuellen Konflikt spielt. Um die Geschehnisse im Norden Ugandas in einem grösseren Kontext zu verstehen, ist es unabdingbar, die historische Entwicklung des Landes zu analysieren, aber auch Phänomene wie Klientelismus und Warlordismus zu beleuchten. Neben einem gründlichen und kritischen Studium der verfügbaren Literatur, darunter ugandische Medien (die Tagespresse in Uganda mit der regierungsnahen *New Vision* und dem regierungskritischen *Monitor* berichtet für afrikanische Verhältnisse offen und kritisch), basiert diese Arbeit auf einem Aufenthalt im Norden Ugandas im Dezember 2003 und Januar 2004. Um einen Eindruck dessen zu erhalten, was die betroffene Zivilbevölkerung in einem Konfliktgebiet beschäftigt, ist ein Feldaufenthalt besonders für die ethnologische Beschäftigung mit dem Thema unumgänglich. In den meisten Konfliktgebieten Afrikas sind Zivilisten nicht nur Hauptleidtragende, sondern auch Zielscheibe von bewaffneten Gruppen. Wer über einen derartigen Konflikt schreibt, ohne vor Ort gewesen zu sein, läuft Gefahr, auf dem Niveau von Statistiken, Evaluationen von Nichtregierungsorganisationen und Aussagen politischer Leitfiguren zu verhaften, ohne diese kritisch beurteilen zu können. Wer sich andererseits vor Ort vom Leid der Bevölkerung vereinnahmen lässt, ohne den historischen, wirtschaftlichen und sozialen Hintergrund zu kennen, tut sich schwer, die Komplexität der Phänomene eines bewaffneten Konfliktes über den Horizont des Mitgefühls hinaus zu verstehen.

Inhaltlich gliedert sich die vorliegende Arbeit in einen theoretischen und in einen empirischen Teil. Im theoretischen Teil beschäftigt sich Kapitel 1 mit dem Begriff Ethnizität und dessen Bedeutung während der Kolonialzeit und im postkolonialen Afrika. Dabei werden auch die Phänomene Klientelismus und Bereicherung aufgezeigt, das Konzept des „schwachen“ Staates in Afrika diskutiert sowie die Verbindungen zwischen Ethnizität und Militär erläutert, um in späteren Kapiteln entsprechende Phänomene in Uganda verstehen zu können. Da der Themenkomplex aus Ethnizität, Bereicherung, Klientelismus, Militarismus und Staatszerfall in Afrika teils kontrovers diskutiert wird, wurde bei der Auswahl der Literatur bewusst auch auf afrikanische Autoren zurückgegriffen³. Kapitel 2 reflektiert die Geschichte Ugandas unter dem Fokus von Ethnizität und der Bedeutung des Nordens und greift die in Kapitel 1 thematisierten Phänomene im ugandischen Kontext auf. Kapitel 3 geht spezifisch auf den Konflikt im Norden Ugandas und dessen Akteure ein und befasst sich mit der Situation der dortigen Zivilbevölkerung.

³ Achebe 1967; Adedeji 1999; Agbese 1998; Amselle/M'Bokolo 1999; Andekanye 1998; Ayittey 1992, 1999; Ayoade 1988; Dramé 1996; Ekeh 1990; Frimpong-Ansah 1992; Ihonvbere 2001, 2002; Jua 1998; Kalu 2001; Mafeje 1971; Mazrui 1995; Mbaku 1998a, 2000; Muigai 1995; N'gethe 1995; Nnoli 1998; Ocholla-Ayayo 1998; Okumu 2001; Randrianja 1996; Tangri 1999.

Im empirischen Teil steht in Kapitel 4 die Methodik im Zentrum; dabei wird die Problematik der ethnologischen Feldforschung in Konfliktgebieten angerissen. Nachfolgend werden in Kapitel 5 eine Auswahl an Impressionen des Aufenthalts im Norden Ugandas und eine Reihe von Bildern präsentiert. Hauptteil der Datenerhebung bilden die thematisch kategorisierten Aussagen in Kapitel 6. In Kapitel 7 wird rückblickend und zusammenfassend der Konflikt im Norden Ugandas analysiert. Anhang und Bibliographie bilden den Schluss dieser Arbeit.

Einen ersten Eindruck von Uganda vermittelten uns frühere Reisen; dabei wurden wir immer wieder auf den Konflikt im Norden des Landes aufmerksam. Den Aufenthalt im Norden Ugandas als Grundlage für diese Arbeit haben wir aus eigenem Antrieb und mit grossem Interesse organisiert. Dank geht in der Schweiz an Prof. Dr. Hans-Rudolf Wicker, der diese Arbeit betreute, sowie an Prof. Dr. Heinzpeter Znoj für die finanzielle Unterstützung aus dem Feldspesenfonds. In Uganda möchten wir namentlich Ben und Caroline für ihre Hilfsbereitschaft danken, sowie Max und Joyce für den angenehmen Aufenthalt während der Tage in Kampala. Schliesslich gebührt allen Informanten im Norden Ugandas Dank, welche sich trotz der schwierigen Lage bereit erklärten, uns ihre Erfahrungen und Gedanken mitzuteilen. Aus Gründen der Lesefreundlichkeit verwenden wir die männliche Schreibform, wo nicht ausschliesslich Frauen gemeint sind.

2 Ethnizität und Macht in Afrika

2.1 Zum Begriff der Ethnizität

Ethnicity is in fact not a single unified social phenomenon but a congeries, a 'family' of related but analytically distinct phenomena. The foundations of ethnicity, the 'markers' of ethnicity, the history of ethnicity, the aims and goals of ethnicity – these things vary from case to case.

(Eller 1999: 7)

Über den komplexen Begriff Ethnizität wurde in den letzten drei Jahrzehnten eine Vielzahl von wissenschaftlicher Literatur publiziert. Gleichzeitig hat sich der Begriff aus dem akademischen Umfeld gelöst und hält vermehrt in den Medien Einzug. Dennoch herrscht bis heute kein umfassender Konsens über die Definition von Ethnizität; Varianten sind derart vielfältig wie die Anzahl Autoren. Nnoli definiert Ethnizität als

social phenomenon associated with identity of members of the largest possible competing communal groups in a political system seeking to protect and advance their interests. Among other things, it seeks to promote the appreciation of an individual's social roots in a community and the creation of a social network which provides material and emotional support for the members of the group. (Nnoli 1998: 213)

Ethnische Gruppen definiert Nnoli als „communal groups whose competitive interaction

produces ethnicity“ (1998: 213). Nnoli betont die vermittelnde Rolle von Ethnizität durch die Bildung eines Zusammengehörigkeitsgefühls zwischen Individuen: „Ethnicity offers a personal solution to the generic problems of exploitation, oppression, deprivation and alienation“ (1998: 213). Weber bezeichnet als ethnische Gruppe

those human groups that entertain a subjective belief in their common descent because of similarities of physical type or of customs or both, or because of memories of colonization and migration; conversely, it does not matter whether or not an objective blood relationship exists. (Weber 1986, zitiert nach Eller 1999: 12)

Scherrer definiert Ethnizität als Begriff „used to describe a variety of forms of mobilization which ultimately relate to the autonomous existence of specifically ethnic forms of socialization“ (1999: 57). Comaroff (1995: 249) argumentiert, dass ethnische Identitäten nicht „Dinge“, sondern Beziehungen sind, deren Inhalt aus der historischen Konstruktion entspringt. Deshalb glaubt Comaroff nicht an eine abschliessende Definition von Ethnizität: „There cannot be a ‘theory’ of ethnicity or nationality per se, only a theory of history and consciousness capable of elucidating the empowered production of identities“ (1995: 249). Eller versteht unter Ethnizität

the process or phenomenon that underlies or gives rise to ethnic groups. [...] Ethnicity is then what emerges when a person, as affiliated, completes the statement: ‘I am ____ because I share ____ with my group’. (Eller 1999: 8f)

Ethnische Identitäten sind situativ und spielen für ein Individuum oder eine soziale Gruppe nur in bestimmten Lebenslagen eine handlungsorientierte Rolle. Zu gewissen Zeitpunkten kann eine Gruppe eine ausgeprägte, ja militante Ethnizität zeigen, die dann später kaum noch zum Ausdruck kommt, und „any part, no matter how small, of a group’s trait list can make a perfectly adequate ethnic marker“ (Eller 1999: 9).

Wie verschieden Definitionen von Ethnizität und ethnischen Gruppen auch sind, sie beziehen sich in der Regel auf Charakteristika, die von den Mitgliedern ethnischer Gruppen als solche wahrgenommen oder ihnen von aussen zugeschrieben werden. Zudem betonen die meisten Definitionen den relationalen Charakter von Ethnizität: Eine ethnische Gruppe wird *im Verhältnis zu anderen* als kulturell verschieden betrachtet. Es ist deshalb wenig sinnvoll, von isolierten ethnischen Gruppen zu sprechen, wie dies die Ethnologie anfänglich tat, da ethnische Gruppen stets in einen grösseren sozialen Zusammenhang mit gegenseitigem Kontakt eingebettet sind. Fredrik Barth zielte mit seiner viel zitierten Einleitung im Werk „Ethnic Groups and Boundaries“ (1969) darauf ab, die Aufmerksamkeit weg vom Inhalt – sprich: den kulturellen Zügen – hin zu den Grenzen und Beziehungen ethnischer Gruppen zu verschieben. Seine *Boundary Theory* argumentiert, dass die Kontinuität von ethnischen Gruppen von der Schaffung von Grenzen abhängig ist, welche jene, die zur Gruppe gehören, von den anderen separieren. Barth betonte, dass sich zwar der Inhalt einer ethnischen Gruppe (wie auch die Mitgliedschaft über Assimilation) im Laufe der Zeit verändern kann, deren Grenzen aber

bestehen bleiben, obschon sie durchlässig sind. Ethnizität, so Barth, wird insbesondere an den Grenzen ethnischer Gruppen mit Bedeutung versehen: „The critical focus of investigation [...] becomes the ethnic *boundary* that defines the group, not the cultural stuff that it encloses“ (Barth 1994: 15). Gruppenkontakt führt nicht zur Auflösung von ethnischen Grenzen, sondern aktiviert diese oft als soziales Organisationsprinzip: Wo mehrere ethnische Gruppen zusammenleben, werden Grenzen besonders betont. Cohen, der Ethnizität als „a form of interaction between culture groups operating within common social contexts“ (1996b: 370) definiert, argumentiert, dass vor allem in den Städten, wo sich auf Grund von Migration eine Vielzahl ethnischer Gruppen auf kleinem Raum arrangieren, das Phänomen der Ethnizität und Grenzbildung zum Ausdruck kommt. Auch Uchendu (1995: 128) unterstützt Barths Argumentation über Grenzen und weist in diesem Zusammenhang auf die Bildung von ethnischen Enklaven in afrikanischen Grossstädten hin, die sich voneinander klar abgrenzen. In Brazzaville (Republik Kongo) etwa wurden während des Bürgerkriegs in den 1990er-Jahren in den einzelnen Stadtteilen Milizen entlang ethnischer Zugehörigkeit rekrutiert⁴, wobei ethno-politische Blöcke entstanden, jeder mit einer eigenen Miliz (Sundberg 2000: 92).

In der Diskussion um Ursprung und Ausprägung von Ethnizität bildeten sich zwei wesentliche Argumentationslinien heraus: primordialistisch sowie konstruktivistisch und instrumentell. Die primordialistische Auffassung begreift Ethnizität als Ausdruck der kollektiven Identität von Menschen, die eine gemeinsame Abstammung, Geschichte oder Kultur besitzen; diese Identität ist fundamentaler als Identitäten, die auf freiwilligem Zusammenschluss beruhen (Gurr und Pitsch 2002: 290). Primordialismus fokussiert auf tief verwurzelter Identität in der menschlichen Biologie und Psyche. Ethnizität repräsentiert in diesem Sinne eine biologisch vorgegebene Grösse: Ein Individuum besitzt seit der Geburt eine gewisse ethnische Identität, welche es bis zum Tod beibehält. Primordialisten vertreten die Ansicht, dass Ethnizität einen Charakter umfasst, der ethnische Gruppen als natürliche Gruppen definiert. Diese „Naturalisierung“ macht primordiale Elemente nicht hinterfragbar: „Such dormant ethnicity does not require any explanation. [...] Having taken ethnicity as a given, the explanation shifts to how it is mobilized or evoked“ (Ausenda 1997: 224). Als Begründer des Primordialismus gilt

⁴ In den Stadtteilen Bakongo und Makéléélé (im Süden von Brazzaville) leben Angehörige der Lari, in den Stadtteilen Talangani und Ouenzé im Norden der Stadt leben die M'Boshi (aus dem Norden der Republik Kongo stammend), und im Stadtteil Mfilou leben vor allem Angehörige der Nibolek (Oelssner 2000: 96).

Clifford Geertz⁵, der erklärte: „[...] dormant ethnicity is a sociobiological constant or ‘given’“ (Geertz 1963, zitiert nach Ausenda 1997: 224). Laut Geertz ist ethnische Identität durch Sprache, Religion, Region, Verwandtschaft und Kultur charakterisiert:

By a primordial attachment is meant one that stem from the ‘givens’ – or, more precisely, as culture is inevitably involved in such matters, the assumed ‘givens’ – of social existence: immediate contiguity and kin connection mainly, but beyond them the givenness that stems from being born into a particular religious community, speaking a particular language, or even a dialect of a language, and following particular social practices. These congruities of blood, speech, custom, and so on, are seen to have an ineffable, and at times overpowering, coerciveness in and of themselves. (Geertz 1963, zitiert nach Rex 2001: 237)

Gemäss der primordialistischen Sichtweise sind kulturelle Systeme weitgehend selbsterhaltend und kaum anfällig auf Manipulationen von Individuen; vielmehr sind historische Kontinuitäten wie Mythen, Geschichten, Werte und Symbole von grosser Wichtigkeit bei der Definierung von Ethnizität. Da sich diese Eigenschaften nur langsam verändern, besitzt Ethnizität in der Sichtweise der Primordialisten die Tendenz, Veränderungen zu widerstehen. Aus diesem Grund sind Primordialisten der Meinung, dass Modernisierung kaum Einfluss auf die Ausprägung von Ethnizität hat (Kalu 2001: 44). Kritik am Ansatz des Primordialismus zielt vor allem darauf ab, dass er Veränderungen der Identitäten ethnischer Gruppen über die Zeit nicht erklären kann und auch offen lässt, weshalb ethnische Gruppen zu bestimmter Zeit gewisse Attribute von Ethnizität betonen, später dann aber situativ andere Attribute in den Vordergrund rücken. Zudem kann der Primordialismus mit seiner beschränkten Argumentationsweise die Komplexität von Identitäten kaum erfassen. Primordialistische Ansätze berücksichtigen nicht, dass Alltagskulturen in sich heterogen sind und sich verändern. Während die Ethnologie in den Anfängen angeblich abgeschlossene kulturelle Einheiten mit spezifischen Namen (*tribes*) der Analyse unterzog, hat sich diese Haltung zu der Ansicht verändert, dass Grenzen durchlässig, soziale Identitäten flexibel und verhandelbar sind und dass selbst angeblich isoliert lebende ethnische Gruppen in Kontakt mit anderen sozialen Gruppen stehen (Eller

⁵ Geertz' Aussagen wurden oft als Manifest für Primordialismus missverstanden und kritisiert; ihm wird unterstellt, von der Primordialität ethnischer Bindungen auszugehen. Geertz betrachtet ethnische Charakteristika jedoch nicht per se als naturgegeben. Phänomene sind für ihn nicht ausschliesslich primordial, sondern unter entsprechenden Bedingungen veränderbar. „[Geertz's] argument is that the actions of ethnic groups are often grounded in primordialist ties, rooted in the earliest socialisation of the group members. It is not argued that these attachments are primordial in any real sense, but rather that they are perceived to be primordial“ (Christ 2003: 27). Trotz der Flexibilität von Geertz' Ansichten über Primordialismus wird dieser oft mit kulturellem Determinismus in Verbindung gebracht. Dabei wird übersehen, dass Geertz Primordialität als sozialorganisatorisches und definitorisches Konstrukt begreift.

1999: 15). Für Nnoli liefert Afrika genügend Beweise, dass der primordialistische Blick auf Ethnizität an der Realität vorbeizieht⁶:

There is ample evidence in Africa to show that the pattern of ethnicity has changed over time, that there is a tendency for the boundaries of ethnic groups to change, and that some groups may wish to mask their ethnic identity or submerge it under other ethnic identities. (Nnoli 1998: 215)

Während der primordialistische Ansatz die Objektivität von Ethnizität betont, fokussiert der Instrumentalismus auf deren Subjektivität. Die Mobilisierung von ethnischen Gefühlen durch politische Führer, welche sich dadurch Macht und Vorteile versprechen, steht dabei im Vordergrund. Instrumentelle Thesen (etwa Glazer und Moynihan 1975; Kasfir 1979) gehen in der Tradition Max Webers und der Chicago-Schule davon aus, dass Ethnizität ebenso wie Klasse eine unter bestimmten Bedingungen rationale Organisationsform von Interessengruppen ist. Ethnische Identitäten erhalten dann Bedeutung, wenn sie von Individuen als Ressource bewusst instrumentalisiert werden, um beispielsweise Gefolgschaft zu mobilisieren (Gurr und Pitsch 2002: 290). Insbesondere Cohen (1969, 1974) verteidigte den Instrumentalismus in seinen Werken über urbane Ethnizität in Afrika, in denen er aufzeigt, wie Verwandtschaft und kulturelle Symbole von politischen Unternehmern für politischen Eigennutz manipuliert werden. Die instrumentelle Sichtweise ist heute verbreitet; Eriksen stellt fest: „Typically, [...] ethnicity studies were – and are – instrumentalist in their basic orientation“ (2001: 44), und auch Glickman und Furia erklären, Instrumentalismus habe an Zuspruch gewonnen: „There is something of a global ascendancy of the instrumental perspective“ (1995: 12). Kritisiert wird am Instrumentalismus, dass er Ethnizität als materialistische Ressource betrachtet und andere Dimensionen von Ethnizität vernachlässigt (Hutchinson und Smith 1996: 9). Ähnlich wie der instrumentelle Ansatz argumentieren Konstruktivisten, dass ethnische Identitäten wandlungsfähige soziale Konstruktionen sind. Gruppenidentitäten sind demnach viel anfälliger auf Manipulation, als dies die primordialistische Auffassung impliziert (Gurr und Pitsch 2002: 290). Ethnizität wird dabei als soziale Konstruktion begriffen, die im historischen Gedächtnis der betreffenden Gruppe tief verankert ist und den grösseren sozialen Zusammenhang, in welchem Identität geformt wird, berücksichtigt. Comaroff macht keine strikte Trennung zwischen konstruktivistischer und instrumenteller Sichtweise und kritisiert, dass trotz laufend neuen Untersuchungen zu Ethnizität Primordialismus immer noch in Betrachtung gezogen wird: „How many more times, for example, is it necessary to prove that all ethnic identities are historical creations before primordialism is consigned, finally, to the trash heap of ideas past?“ (Comaroff 1996: 164) Aus Kritik an den Konstruktivisten, welche in den Augen Comaroffs zu Kultur, kollektivem Bewusstsein und Identität zu viel unerklärt lassen, sowie aus

⁶ Nnoli (1998: 215) führt als Beispiel den Kupfergürtel Sambias an, wo sich unter dem Begriff Lozi mehrere ethnische Gruppen assimilierten. Als neueres Beispiel für dynamische Ethnizität kann Ruanda erwähnt werden, wo seit dem Genozid 1994 und der Machtübernahme durch Exil-Tutsi die Kategorisierung in Tutsi und Hutu tabu ist; die Regierungspolitik lautet, dass es im heutigen Ruanda keine Tutsi, Hutu oder Twa mehr gibt, sondern lediglich *Ruander*. Inwieweit sich ethnische Identitäten in Ruanda tatsächlich verändern, indem frühere Kategorisierungen negiert werden, bleibt zu sehen.

der genannten Kritik am Primordialismus führt Comaroff den Begriff *Neo-Primordialism* ein. Ethnisches Bewusstsein ist dabei ein universeller Faktor, welcher aber nur unter bestimmten Bedingungen zum Ausdruck kommt und ins Bewusstsein gelangt, insbesondere als Reaktion auf Grund von äußerer Bedrohung. Ethnizität ist im neo-primordialistischen Verständnis Comaroffs nicht ein Charakteristikum an sich, sondern eine immanente Kapazität, welche sich situativ manifestiert. Dabei beruft sich ethnische Identität auf primordiale Strukturen, die alle Mitglieder einer ethnischen Gruppe teilen und welche von diesen abgerufen werden, wenn dies notwendig erscheint. Mittlerweile dominiert die Ansicht, Ethnizität sei weder primordial noch völlig situationsabhängig:

It is the potential, possessed by all human beings, of feeling a special kind of solidarity, analogous to kinship with their fellows. People may feel 'ethnic' solidarity on the basis of race, language, religion, history, custom, or a combination of these. (Mayburg-Lewis 2003: 100)

Die Kernaussage der in den 1950er- und 1960er-Jahren dominierenden Modernisierungstheorie lautete, dass Dritteltstaaten ihre traditionellen Institutionen und Werte ändern und sich westlichen Marktmodellen und der Urbanisierung anpassen müssten, um den Schritt in eine moderne, von Wohlstand geprägte Gesellschaft machen zu können. Die Loyalität müsse vom Dorf und vom *tribe* hin zur Nation und zum Staat mit seinen Institutionen verlagert werden. Die damals unter Sozialwissenschaftlern verbreitete Ansicht ging davon aus, dass Entwicklungen im Rahmen der Modernisierung und die zunehmende ökonomische Internationalisierung ethnischen Identitäten politisch immer mehr an Relevanz entziehen. Noch heute ist Ethnizität im politischen Diskurs negativ behaftet und wird mit Unterentwicklung und Irrationalität in Verbindung gebracht. Entgegen den Prognosen der Modernisierungstheorie hat Ethnizität in den letzten Jahrzehnten jedoch nichts von ihrer Bedeutung verloren. Im Gegenteil: Bereits in den späten 1960er-Jahren zeigte ein „ethnic revival“ (Rönquist 1999: 145) in den unabhängigen Staaten Afrikas, dass die ethnische Mobilisierung ihr Potenzial beibehalten hatte. In vielen Weltregionen ist eine Zunahme von ethnisch gefärbter Politik zu beobachten, was zu einem Überdenken bisheriger Ansichten über Ethnizität anregen sollte: „Ethnic mobilization can no longer be considered some sort of archaic, pre-modern, primordial, non-rational form of social action“ (Stavenhagen 1990: 17).

2.2 Von kolonialer ethnischer Klassifizierung zur postkolonialen Tribalismus-Debatte in Afrika

Ethnicity defines the primary terrain of collective identities in contemporary Africa. The subjective domain of social consciousness, defined by a variable array of attributes such as language, culture, shared historical narratives, kin metaphors of belonging, and beliefs, is fluid, interactive, multilayered, contextual, and evolving: at once primordially capable of mobilizing strong passions and deep fears, instrumentally available for political activation, and in continuous instance of social construction.

(Young 2002: 37)

Die Debatte um Stellenwert und Einfluss von Ethnizität in Afrika wird oft emotional geführt; insbesondere die Frage nach der Bedeutung von Ethnizität in der zeitgenössischen afrikanischen Politik löst heftige, polarisierende Diskussionen aus, was der nüchternen Betrachtung des Phänomens letztlich kaum dienlich ist. Grund dafür sind verbreitete modernistisch geprägte Ansichten, welche mit Ethnizität Unterentwicklung assoziieren, aber auch die mediale Darstellung des Kontinents: Schlagworte wie „uralte Stammeskonflikte“ in den Nachrichten oder romantisierende „Steinzeitkulturen“ in Dokumentarfilmen und Reisebroschüren suggerieren das Bild eines rückständigen und in Ethnizität gefangenen Kontinents, auf welchem urbane Lebensweisen und Fortschritt Fremdworte sind. Viele Afrikaner, speziell in der Diaspora, fühlen sich dadurch beleidigt und kritisieren das ihrer Ansicht nach klischeehafte Bild ihres Kontinents in Europa, „a Eurocentric view that Africans are inherently savage and thus naturally inclined to petty inter-tribal war“ (Glickman 1995: 11). Der Diskurs über Ethnizität in Afrika wird in diesem Zusammenhang oft als überhebliches Ansinnen westlicher Akademiker wahrgenommen, die sich lieber mit den „zurückgebliebenen“ Strukturen wie Ethnizität befassen, statt sich auf das „moderne“ Afrika zu konzentrieren.

Zur Kontroverse um Ethnizität trug auch die ethnologische Praxis während der Kolonialzeit bei, welche im Dienste der kolonialen Verwaltungen die vielfältigen, oft dynamischen Gruppen und Identitäten in *tribes* klassifizierte⁷: „Social anthropologists reduced African societies they studied to what they termed ‘tribes’“ (Ekeh 1990: 662). Ekeh kritisiert, dass sich die koloniale Ethnologie nicht die Mühe machte, historische Zusammenhänge zu berücksichtigen, etwa Migration durch Sklavenhandel, sondern *tribes* und die afrikanische soziale Realität als statische Fakten im primordialen Sinn betrachteten.

In den späten 1950er-Jahren, als sich die Unabhängigkeit vieler afrikanischer Staaten abzeichnete, realisierte die damalige Ethnologie „of losing its territory of captive ‘natives’“ (Ekeh 1990: 662). Gleichzeitig begann sich die Ethnologie mit dem kontroversen Begriff *tribe* kritisch auseinanderzusetzen und folgte, dass der Begriff modifiziert werden müsse. „In ideological terms, ‘tribes’ are a fundamentally colonial concept derived from the Latin term *tribus* meaning barbarians at the border of the empire“, stellt Cohen (1978: 384) fest. Dies führte in den 1970er-Jahren zur Abkehr vom Begriff *tribe* und zu dessen Substitution durch *ethnic group*: „By avoiding the use of the term tribe, the language of social anthropology has become more polite and less offensive in the view of African scholars“ (Ekeh 1990: 663). Cohen argumentiert, dass *tribe* nicht einfach durch *ethnic group* ersetzt wurde: „The shift from ‘tribe’ to ‘ethnicity’ involves fundamental changes in anthropological perspectives. It is

⁷ Vom problematischen Versuch, ethnische Gruppen in Afrika zu typologisieren, zeugt die je nach Quelle unterschiedlich grosse Zahl von ethnischen Gruppen eines Landes. In Kenya etwa existieren je nach Kategorisierung zwischen 27 und 41 ethnische Gruppen (Decalo 1998b: 176).

much more far reaching a change than a simple shift from one term to a more acceptable one“ (1978: 384). Cohen erklärt dies in Dualismen: Während das Konzept *tribe* soziale Gruppen als isoliert betrachtete, ist dies bei *ethnic group* nicht mehr der Fall; *tribe* wurde für nicht-westliche Gesellschaften verwendet, *ethnic group* aber universell; während ein *tribe* als eine in sich geschlossene Einheit untersucht wurde, akzeptiert *ethnic group*, dass eine soziale Einheit nur in Beziehung zu anderen verstanden werden kann, wobei den Grenzen eine wichtige Bedeutung zukommt. Allen jedoch stellt in Frage, ob mit dem Begriffswechsel tatsächlich auch Vorstellungen grundlegend geändert wurden und glaubt, dass mit der Abkehr vom Begriff *tribe* das Grundproblem nicht gelöst ist:

Many analysts try to side-step these problems. They keep the names of ‘tribes’ but classify them as something else. [...] Arguments can be put forward for all of these expressions, but the problem of suggesting static, primordial entities remains. (Allen 1994: 114)

Während die Ethnologie in Afrika-Studien die Begriffe *tribe* und Tribalismus kaum noch verwendet⁸, werden sie von afrikanischen Eliten, welche die koloniale Ethnologie nicht zu kritisieren müde werden, weiterhin eingesetzt:

Paradoxically, the use of the term tribalism is enjoying unprecedented boom not only in everyday interactions among ordinary Africans but more especially among high-ranking Africans in government and university institutions. (Ekeh 1990: 661)

Ist Ethnizität ein umfassender Begriff für Phänomene von Identität und Abgrenzung, so wird Tribalismus, stets mit negativem Unterton, meist in Zusammenhang mit politischer Organisation entlang ethnischer Linien erwähnt. Ingham definiert den Begriff wie folgt: „Tribalism means loyalty to a socio-political unit smaller than the nation states into which Africa is now divided. [...] It is the element of political allegiance which, I suggest, differentiates tribalism from ethnicity“ (1990: 1). Ekeh unterscheidet klar zwischen dem Begriff Tribalismus, wie er in der Ethnologie üblich war, und dessen heutiger Verwendung:

In this latter usage tribalism emerges as a counterideology invented to fight against rampant kinship ideology in multiethnic communities in modern African nations. [...] Beyond the positive meaning of tribalism in social anthropology as the sum of the ways of life of tribesmen, there is a new usage of the term tribalism that conveys undesirable modes of behaviour in modern Africa. (Ekeh 1990: 661)

Die koloniale Situation mit einem drastischen Stadt-Land-Gefälle sowie neuen ökonomischen und gesellschaftlichen Imperativen veränderte die Bedeutung von Ethnizität in Afrika grund-

⁸ Während in Afrika-Studien im Westen die Verwendung des Begriffs *tribe* als verpönt gilt, ist dies in anderen Weltregionen, etwa in Indien, nicht der Fall: „It is the African sensitivity factor [...] that accounts for the diminution in the use of the term tribe in African studies. In India, where there is not the same amount of sensitivity concerning its use, the term tribe and tribal society are in continued use, mostly by Indian scholars, in a strong anthropological tradition“ (Ekeh 1990: 664). Als Grund dafür führt Ekeh an, dass in Indien nach der Unabhängigkeit die ethnologische Forschung von Indern weitergeführt wurde, in Afrika hingegen der Disziplin kaum noch Beachtung geschenkt wird: „In Africa, with the departure of Western anthropologists, the once dominant and triumphant discipline of social anthropology is in disarray“ (Ekeh 1990: 664).

legend. Im Laufe der Kolonialzeit wurden Identitäten umdefiniert und gewisse Gruppen auf Kosten anderer privilegiert, was mit einer zunehmenden Segmentierung ethnischer Identitäten einherging. In der Regel wurden Küstengebiete, wo sich meist die wirtschaftlichen Aktivitäten sowie Infrastruktur wie Schulen oder Gesundheitsversorgung konzentrierten, intensiver administrativ verwaltet, so dass die dort lebende Bevölkerung stärker dem kolonialen Einfluss ausgesetzt war, während entfernte Regionen im Landesinneren oft marginalisiert wurden.

Während die französische Kolonialadministration in Afrika ethnische Identitäten zu unterdrücken versuchte und eine Politik der *assimilation* der Bevölkerung an französische Werte anstrebte, versuchte die dezentralisierte Verwaltung in den britisch kontrollierten Gebieten, bestehende politische Strukturen in ihr Konzept der *indirect rule* einzubinden:

For the European rulers, particularly the British who steadfastly refused to build elaborate and expensive governing structures, ethnicity and its political organization was a convenient sociological device for ruling African territories. (Jackson 1973: 385)

In den britischen Kolonialgebieten trug insbesondere die Strategie von *divide-and-rule*, das gegenseitige Ausspielen ethnischer Gruppen zwecks Verhinderung geeinter Opposition gegen die Kolonialmacht, zur Umbildung von ethnischen Identitäten bei, und die britische *social anthropology* stellte sich oft in deren Dienst. Gewisse ethnische Gruppen wie die Baganda in Uganda, die Kikuyu in Kenya oder die Ibo in Nigeria, von Mafeje (1971: 256) als *go-ahead tribes* bezeichnet, genossen auf Kosten anderer eine privilegierte Behandlung durch die Kolonialisten: „With colonialism, religion, region and ethnic identity took completely new forms. The ethnic groups were instigated against one another and emerging leaders were given ethnic labels and regarded as ethnic leaders“ (Ihonvbere 2001: 70). Wie in anderen britischen Kolonialgebieten wurden in Nigeria lokale Führer eingesetzt, um als Mittelsmänner zwischen den Briten und der afrikanischen Bevölkerung zu agieren. Im Norden konnten sich die Briten dabei auf die hierarchischen Strukturen der Kalifate und Königreiche stützen; sie benannten Emirate in *divisions* um, und ein Emir wurde zur *native authority*⁹, zum lokalen Administrator mit einer beträchtlichen Machtfülle: „The authority of the ‚traditional‘ chief fused in a single person all elements of power: judicial, legislative, executive and administrative“ (Braathen et al. 2000: 6). Die *native authority* führte die britische Politik aus, indem sie Steuern einzog oder Gericht hielt, stets in der Verantwortung gegenüber der Kolonialmacht stehend: „In order to retain power, the Nigerian officials had to please the British, not their people. [...] What little authority they had they owed not to the people, but to the British“ (Clarno und Falola 1998: 171f). Gleichzeitig kategorisierte die britische Kolonialverwaltung die seit mehreren

⁹ Der britische Gouverneur Lord Lugard liess im Kalifat Sokoto im Norden Nigerias nach der militärischen Eroberung der Region 1902 die Herrschaft der Fulani-Aristokratie mit ihrer vielstufigen Ämterhierarchie aus Emiren, Vasallen und Untervasallen intakt und setzte lediglich die britische Verwaltung an die Spitze. Das System funktionierte zum Nutzen beider Seiten, und die Fulani halfen den Briten 1906, einen Aufstand niederzuschlagen. Fünf Jahrzehnte später, bei der Unabhängigkeit Nigerias 1960, war die Herrschaft der Emire aus dem Norden gefestigt (Hauck 2001: 22).

Generationen im Norden Nigerias lebenden arabischen Familien, die längst als Nigerianer akzeptiert wurden und sich selbst auch als solche betrachteten, als Ausländer. Auch entwickelte sich während der Kolonialzeit eine „Nord-Identität“, welche Hausa, Nicht-Hausa, Muslime und Nicht-Muslime umfasste. Diese regionale Identität konnte sich derart stark durchsetzen, dass die Bevölkerung im Süden Nigerias Menschen aus dem Norden generell als Hausa betrachtete (Nnoli 1998: 217). Anders als im Norden fanden die Briten im Süden Nigerias kaum hierarchische Strukturen vor, die sie für administrative Zwecke hätten übernehmen können. Sie schufen deshalb künstliche Kategorien, welche einzelne Individuen in eine Machtposition hieften, die der Bevölkerung bis dato unbekannt war. Ähnlich verhielt es sich bei den Kikuyu in Kenya: „Where colonized societies had known no indigenous chieftainship, such as the Kikuyu, the British, believing all African people *must* have chiefs, created chiefs and endowed them with minor bureaucratic functions“ (Welsh 1996: 479).

Die französische Kolonialpolitik in Afrika war von Bemühungen der Politik der *assimilation* geprägt, welche anstrebte, eine afrikanische Elite derart mit den Eigenheiten der französischen Kultur bekanntzumachen, dass sie zu „afrikanischen Franzosen“, genannt *évolués*, wurden. Damit ging die Vorstellung einher, die *évolués* ihrer ethnischen Loyalität weitgehend zu entbinden und ihnen stattdessen französische Werte und Normen zu verinnerlichen. Wenn erst einmal die Elite „modernisiert“ war, so der Grundgedanke, würde im Zuge der Entwicklung auch die restliche Bevölkerung im Sinne eines kulturellen Evolutionismus „detribalisiert“. Manche *évolués* wurden später Präsidenten der unabhängigen Staaten und sorgten dafür, dass die französischen Interessen weiterhin gewahrt blieben; der erste Präsident der Côte d’Ivoire, Félix Houphouët-Boigny, sass vor der Unabhängigkeit als Abgeordneter im französischen Parlament.

Les individus les plus ‘évolués’, les hommes instruits, se nourrissent d’une culture occidentale qui n’a aucun lien avec la culture traditionnelle préexistante, ou même qui jette le discrédit sur celle-ci, la présentant comme une sorte d’anticulture, le point zéro de la culture ou le contraire même de la civilisation. (Sylla 1977: 117)

Die Kritik an der Manipulation von Ethnizität während der Kolonialzeit zielt weniger darauf ab, dass die Kolonialmächte ethnische Kategorien und Typologien völlig neu schufen. Vielmehr nutzten die Kolonialmächte bestehende Klassifizierungen zu ihrem Vorteil, indem sie gewisse Identitäten stärkten, bevorzugten und modifizierten:

Il serait tout aussi faux de penser que la notion idéologique de ‘tribu’, de ‘race’ ou d’ethnie‘ n’avait aucune espèce de correspondance dans les langues africaines. En bambara-malinké, par exemple, il existe une notion, celle de ‘shiya’, qui correspond bien à celle de race, d’ethnie, voire de clan ou de lignage. Dans cette langue et dans cette société, on trouve en effet comme dans la nôtre des notions idéologiques qui permettent le regroupement d’un certain nombre d’agents sous la fiction d’une appartenance ou d’une descendance commune. (Amselle 1999: 35)

Das von den Kolonialmächten vermittelte negative Bild von Ethnizität, welche angeblich ein Hinderungsgrund für die Modernisierung war, wurde von den Führern der jungen unabhängigen

gen Staaten, in den frankophonen Staaten meist *évolués*, übernommen und propagiert. „A look at the independence constitutions of African states would reveal a deliberate effort to ignore or trivialize questions of identity, nationality, even citizenship and language“ (Ihonvbere 2001: 69). Ethnizität galt als ein Charakteristikum der ländlichen Masse, während die urbane Elite, gebildet und „verwestlicht“, als „detribalisiert“ betrachtet wurde: „They were regarded as the ‘detribalized’ members of society having left ‘behind’ the majority of the people for whom thinking in primordial terms was seen as the natural state of mind“ (Hyden 1983: 72). Ethnische Identität wurde in den jungen unabhängigen Staaten Afrikas als unerwünschtes evolutionistisches Überbleibsel betrachtet, welches die Entwicklung des modernen Staates, das *nation-building*, behinderte¹⁰:

Perhaps more than in any other world region, at the independent baseline, ethnicity, castigated as ‘tribalism’, was declared politically illegitimate. Only the nation, embodied in the ruling single party, was legitimate public collectivity. (Young 2002: 43)

An die Stelle von ethnischer Loyalität hatte nationale Loyalität zu treten, und ethnische Organisationen, welche während der Kolonialzeit noch florierten, wurden meist verboten. 1966 schrieb Lloyd: „‘Tribalism’ has become a dirty word in the new African states – factions based on ethnic groups being seen as a threat to their independence and aspirations to unity“ (1966: 33). Afrikanische Führer wurden nicht müde, Ethnizität zu negieren und zu verurteilen: 1959 prophezeite Guineas Präsident Sekou Touré: „In three or four years, no one will remember the tribal, ethnic or religious rivalries which, in the recent past, caused so much damage to our country and its population“ (zitiert nach Young 2002: 39). Der kongolesische Premierminister Patrice Lumumba äusserte während eines Aufenthalts in der ostkongolesischen Stadt Bukavu die Absicht, er wolle „chez quelqu’un d’une autre tribu“ übernachten, um zu beweisen, dass er „non tribaliste“ sei (zitiert nach Bayart 1989: 66). Über die Gefahr von Ethnizität in Uganda erklärte Milton Obote, der erste Premierminister Ugandas nach der Unabhängigkeit:

If the pull of the tribal force is allowed to develop, the unity of the country will be endangered. To reduce it to its crudest form, the pull of the tribal force does not accept Uganda as one country, does not accept the people of Uganda as belonging to one country, does not accept the National Assembly as a national institution but as an assembly of peace conference delegates and tribal diplomatic and legislative fonctionnaires, and looks at the Government of Uganda as a body of umpires or referees in some curious game of ‘Tribal Development Monopoly’. (zitiert

¹⁰ Der koloniale Staat stimmte territorial nur in den Königreichen Lesotho, Swaziland, Burundi und Ruanda in etwa mit den bestehenden präkolonialen politischen Einheiten überein. Die Grenzen der präkolonialen Gesellschaften waren ohnehin fluid und durchlässig; sie auf einer Karte graphisch fixieren zu wollen, hätte an sich schon ein Problem dargestellt (Welsh 1996: 477). Die teils berechtigte Angst der Regierungen der jungen afrikanischen Staaten vor Sezessionen (wie in Katan-ga/Kongo oder in Biafra/Nigeria) veranlasste die Organisation der Afrikanischen Einheit (OAU), die Akzeptanz der kolonialen Grenzen zur Grundlage ihrer Politik zu machen. Schlichte (1996: 214) stellt fest, dass das Argument der Künstlichkeit afrikanischer Staatsgrenzen zur Erklärung heutiger Kriege wenig beitrage, und dass nur selten Veränderungen der Staatsgrenzen ein tatsächlicher Kriegsgrund sind.

nach Young 2002: 45)

Drei Jahrzehnte später schrieb Ugandas Präsident Yoweri Museveni 1997:

A leader should show the people that those who emphasize ethnicity are messengers of perpetual backwardness. This process of undermining a sectarian mentality of 'my tribe, my religion' is linked with the process of modernization and overcoming underdevelopment. [...] Eventually, the society will be transformed and modernized. The moment that process takes place, one's tribe or religion ceases to be of much consequence. (Museveni 1997: 189)

In vielen afrikanischen Staaten wurde nach der Unabhängigkeit ein Einparteiensystem eingeführt, welches meist mit drohendem Tribalismus gerechtfertigt wurde. Politische Parteien, so die verbreitete Ansicht, würden sich entlang ethnischer Linien formieren und so zu Instabilität führen: „Democracy in this context was seen as a luxury which weak and poorly institutionalised states could not afford“ (Chabal 1986: 8). Sierra Leones früherer Präsident Siaka Stevens bezeichnete Mehrparteiensysteme als „a system of [...] institutionalized tribal and ethnic quinquennial warfare euphemistically known as elections [which] contributes an open invitation to anarchy and disunity“ (zitiert nach Decalo 1998a: 275). In den zeitweise marxistisch orientierten Staaten wie Angola, Äthiopien, Benin, Kongo-Brazzaville und Madagaskar galten ethnische Unterschiede zudem aus ideologischen Gründen als nicht opportun, wie dies Angolas Staatschef Agostino Neto 1975 in einem Pamphlet der MPLA-Einheitspartei formulierte: „Our fundamental task is that of transforming the tribalized man, full of racial and class complexes into a truly free man“ (zitiert nach Bienen 1989: 160). In erster Linie erlaubten die zahlreichen Einparteiensysteme in Afrika, die Opposition zu eliminieren und ihr den rechtlichen Boden zu entziehen. Obwohl Ethnizität in den postkolonialen Staaten offiziell als verpönt galt, war den Eliten das vorhandene ethnische Mobilisierungspotenzial bewusst: „While officially committed to overcoming tribalism, most African leaders manipulated ethnicity in order to keep themselves in power“ (Ottaway 1999: 304). Nach der Unabhängigkeit wurde Ethnizität besonders bei der Verteilung staatlicher Ressourcen zu einer wichtigen Komponente:

Africanization and pluralization on the eve of independence brought ethnic competition to the surface. Politics, one came to appreciate, in the delectably Nigerian metaphor, was about 'slicing (or sharing) the national cake'. [...] To an older, mechanically primordial understanding of ethnicity was added a new, instrumental dimension. Ethnicity was activated – and defined – by competitive struggle for utilities within the domain of the state to allocate. (Young 2002: 42)

Die Vision, dass Ethnizität in den unabhängigen Staaten verschwinden würde, bewahrheitete sich auch nicht in den Staaten mit Einheitsparteien. In der Côte d'Ivoire waren die Baule (die ethnische Gruppe des Präsidenten Houphouët-Boigny) im inneren Zirkel der Einheitspartei übervertreten, und die Einheitspartei in Guinea unter Sékou Touré „provided a facade for the dominance of the Malinké, who comprise a third of the population“ (Horowitz 1985: 434). Viele Politiker, welche gegen Tribalismus wetterten, nutzten gleichzeitig klientelistische Netzwerke und ethnische Solidarität, um ihre Macht zu stärken: „During the first decades of independence, various political conflicts existing at the heart of the newly independent nations

revealed that, in the competition for power, elites did not hesitate to make use of ethnicity“ (Randrianja 1996: 27f). Ethnizität muss immer situationsbezogen verstanden werden, und im Zusammenhang mit dem zeitgenössischen Staat in Afrika, so Bayart und Adedeji, besteht die Relevanz aus ökonomischer und politischer Akkumulation:

Il est de plus en plus communément admis que le tribalisme, au lieu d'être en soi une force politique, est un canal par lequel se réalise la compétition en vue de l'acquisition de la richesse, du pouvoir, du statut. (Bayart 1989: 82)

There is growing evidence to support the view that the élites in African societies, particularly members of the political class, have shown no restraint in manipulating the people through feeding them with prejudices against and stereotypes about other ethnic groups to win their support for achieving their own self-centred objectives. Personal interests and ambitions of such leaders are framed in ethnic terms and the bells of ethnic solidarity are rung to rally group support even at the risk of developing animosity against another group which is considered the enemy. (Adedeji 1999: 9)

Als Folge der Demokratisierungswelle anfangs der 1990er-Jahre und unter dem Druck der ausländischen Geldgeber können afrikanische Regierungen nicht länger demokratische Institutionen mit dem Hinweis auf drohenden Tribalismus verhindern, von wenigen Ausnahmen abgesehen¹¹. Die Demokratisierungswelle bescherte der Wählerschaft in gewissen afrikanischen Staaten eine Hundertschaft von Kleinst-Parteien und Einzelkandidaten, die Decalo (1998a: 297) „narrow ethnic and personal power-machines“ nennt. Auf den Zusammenbruch der Einparteiensysteme versuchten die herrschenden Eliten mit verstärktem Rückgriff auf Ethnizität zu reagieren. Kenyas Präsident Moi etwa hielt die Kalenjin an, bei anderen ethnische Gruppen Unruhen zu schüren, um der Welt zu beweisen, dass ein Mehrparteiensystem zu Instabilität führen würde (Nuscheler 1996: 298).

Noch heute dominiert in Afrika die Ansicht, Ethnizität und ethnische Identität seien Ausdruck von Unterentwicklung; ethnische Identität darf sich höchstens für touristische Folklore äussern:

They [African governments] continue to view such identities as the unfortunate residue of a premodern Africa or as the accursed legacy of the divide-and-rule machinations of the colonial powers. In either case, the underlying assumption is that ethnic identities can and should be

¹¹ In Ruanda stellte die nach 1994 politisch dominierende RPF (*Rwandan Patriotic Front*) jegliche Aktivitäten, welche ethnisch motiviert sind, unter der schwammigen Formulierung des Begriffs „Divisionismus“ unter Strafe, darunter die Bildung von Parteien und von unabhängigen Medien. Unliebsame Opposition und Kritik an der Tutsi-dominierten Regierung kann dadurch ausgeschaltet werden. Diese Massnahme, nach der Machtübernahme der RPF nach dem Völkermord 1994 und unter Verweis auf die Verhinderung eines neuen Genozids eingeführt, stösst bei der internationalen Gemeinschaft auf wenig Kritik; einerseits wird Ruandas Regierung aus kollektivem Schuldgefühl wegen des internationalen Versagens während des Genozids mit Samthandschuhen angefasst, andererseits hat die RPF dem Land eine gewisse Stabilität und wirtschaftliches Wachstum gebracht.

made to fade away. (Ottaway 1999: 299)

Auch Amselle und M'Bokolo (1999: 8) kritisieren das immer noch vorherrschende Bild, dass der Aufbau eines Nationalstaates gleichzeitig ein Kampf gegen Tribalismus sei, und dass die Vermischung von Politik und ethnischer Identität das Wiederaufflammen eines präkolonialen, archaischen Afrikas sei.

Über den Einsatz von Ethnizität in den postkolonialen Staaten urteilt Ottaway: „In most cases, ethnicity was used to mobilize support, to allocate favours, to safeguard the power of the incumbent regime, or to mobilize opposition against it“ (Ottaway 1999: 305). Auch Glickman und Furia (1995: 3) weisen darauf hin, dass in Afrika vor allem die instrumentelle Ethnizität, missbraucht durch Politiker, ein systeminhärentes Problem darstellt. Zugang zu staatlichen Ressourcen wird dabei am schnellsten über ethnische Loyalitäten, „through the soft entry point“ (Young 2002: 44), verschafft. Mit der Krise in den 1970er-Jahren, die einen Niedergang des Staates einleiteten, wurde Ethnizität für einen Grossteil der Bevölkerung in Afrika eine wichtige Form des „social survival capital“ (Young 2002: 44), um trotz den wirtschaftlichen Widrigkeiten den Alltag zu meistern.

2.3 Ethnische Bindungen als Mittel der Ressourcensicherung

No understanding of African politics can be complete without an awareness of the centrality of patron-client relations.

(Hodder-Williams 1984: 144)

2.3.1 Klientelismus im afrikanischen Kontext

Ende der 1950er-Jahre begann sich die Ethnologie mit Klientelismus zu befassen, anfänglich vor allem mit Dorfstudien über Patron-Klient-Beziehungen in Lateinamerika und Südeuropa; später beschäftigten sich auch Soziologen und Politikwissenschaftler mit dem Phänomen. Während die Ethnologie am Begriff der Patron-Klient-Beziehung festhielt, wurden in soziologischen und politologischen Untersuchungen die Begriffe Patronage und Klientelismus verwendet. Ob die Termini synonym eingesetzt werden können, bleibt bis heute umstritten (Weber Pazmino 1991: 2). Weitgehend akzeptiert ist, dass die interpersonale Beziehung zwischen einem Patron und einem Klienten eine Patron-Klient-Beziehung ist, während das Beziehungssystem eines Patrons mit mehreren Klienten als Patronage bzw. Klientel-System gilt. Patronage wird zudem meist in Zusammenhang mit politischen Strukturen erwähnt. Die einfachste Definition von Klientelismus liefert Clapham: „Clientelism is a relationship of exchange between unequals“ (1982: 4). Charakteristisch für Klientelismus sind drei Faktoren: die soziale Ungleichheit und Asymmetrie der Partner, der Austausch von Gütern und Diensten sowie der persönliche Charakter der Beziehung. Lemarchand versteht unter Klientelismus

a more or less personalized relationship between actors (i.e., patrons and clients), or sets of ac-

tors, commanding unequal wealth, status or influence, based on conditional loyalties and involving mutually beneficial transactions. (Lemarchand 1972: 69)

Lemarchand betont, dass Klientelismus und Ethnizität in Afrika eng verwoben sind; Ethnizität formt dabei einen integrativen Teil von Klientelismus, wie auch Klientelismus sich oft aus ethnischen Strukturen entwickelt. Nafziger erklärt zum Zusammenhang zwischen Klientelismus und Ethnizität in Afrika:

Clientalism overlaps with, but reaches beyond, ethnicity. The ethnic identity of the client may be amalgamated with, widened, or subordinated to the identity of the patron, who exchanges patronage, economic security, and protection for the client's personal loyalty and obedience. (Nafziger 1988: 90)

Patrons erwarten von ihren Klienten politische Unterstützung, Wählerstimmen oder Auflauf zu Kundgebungen, während Klienten von ihren Patrons Privilegien wie den Zugang zu staatlichen Ressourcen, einfachere Wege durch die Bürokratie, Sicherheit oder die Aussicht auf eine Arbeitsstelle erwarten. Klientelismus wird dabei nicht zwingend negativ betrachtet: In vielen Gesellschaften gilt es als legitim und oft sogar als sozial verbindlich, dass Ressourcen weniger nach fachlicher Qualifikation, sondern nach Verwandtschaft und Loyalität verteilt werden¹². Die starke Erwartungshaltung und der Druck auf die städtischen Eliten¹³ seitens ihrer ländlichen Verwandt- und Anhängerschaft, ihnen Arbeitsmöglichkeiten und Ressourcen zu verschaffen, nennen Hyden (1983: 72) und Randrinanja (1996: 34) *economy of affection* und verweisen auf die instrumentelle Natur von Ethnizität in Afrika: „The instrumental nature of ethnicity in postcolonial Africa is perhaps best explained by reference to the economy of affection“ (Hyden 1983: 81). Auch Status-Bauwerke, welche von Reichtum und Macht einer bestimmten Person oder Gruppe zeugen, befriedigen diese *economy of affection*, etwa die spektakuläre Basilika in Yamoussoukro oder die Modernisierung des Urwaldstädtchens Gbadolite¹⁴. So wählten die Bewohner des Heimatortes von Madagaskars Präsident Didier Ratsiraka stets loyal, obwohl er dort keinerlei Infrastruktur aufgebaut hatte, welche für die Bewoh-

¹² Medard weist auf die Verbreitung von Patron-Klient-Beziehungen im präkolonialen Afrika hin, etwa in Ruanda und Burundi zwischen Königen und Kleinbauern oder in Senegal zwischen Marabouts und Kleinbauern. Er ortet den traditionellen afrikanischen Staat „closer to the clientele state than to the administrative state“ (Medard 1982: 166).

¹³ Der Begriff Elite soll hier die zahlenmässig kleine, politisch und wirtschaftlich dominierende Gruppe von Personen in afrikanischen Staaten bezeichnen, die im Gegensatz zu der armen Bevölkerungsmehrheit steht; die Verwendung des Klassenbegriffs im marxistischen Sinne scheint in diesem Zusammenhang wenig sinnvoll, zumal afrikanische Eliten in vielen Fällen keine zeitlich stabilen Gruppen sind, sondern mit der Veränderung der politischen Lage oft ihre Positionen verlieren.

¹⁴ Der erste Präsident der Côte d'Ivoire, Félix Houphouët-Boigny, deklarierte 1983 seinen Geburtsort Yamoussoukro, anfänglich eine unbedeutende Ortschaft, zur Hauptstadt des Landes (obwohl die wirtschaftliche Aktivität stets in der Hafenstadt Abidjan konzentriert blieb) und liess dort 1989 für rund 300 Millionen US-Dollar eine Basilika erbauen, die das Abbild des St. Peter-Domes im Vatikan ist. Zaïres Präsident Mobutu Sese Seko liess das im Regenwald gelegene Städtchen Gbadolite in seiner Heimatprovinz mit Supermärkten, mehrspurigen Asphaltstrassen, Parks und mit einem internationalen Flughafen ausstatten.

ner von praktischem Nutzen hätte sein können (Randrinanja 1996: 33). Sottas (1992: 154) sieht den redistributiven Charakter des Klientelismus in Afrika als eine Variante des „Big-Man“-Systems, also der Aneignungsbewegung einer mächtigen Mitte, welche das Erhaltene direkt oder in umgewandelter Form wieder den Gebern zukommen lässt, was auf einem ungleichen Verhältnis zwischen Zentrum (Regierung, Verwaltung) und Peripherie sowie auf Reziprozität basiert. Fatton (1992: 53) hingegen nennt das Klientel-System eine Ausnützung von „little people“ durch „big men“, da letztere sich auf Kosten der Landbevölkerung (weil dadurch Geld für Bildung und Gesundheitswesen fehlt) bereichern. Ayode (1988: 109) unterscheidet im afrikanischen Kontext zwei Arten von Korruption: *Egoistische Korruption* ist dann gegeben, wenn sich ein Individuum zu rein privatem Nutzen bereichert. Bei der *solidarischen Korruption*, die in diesem Zusammenhang als Klientelismus verstanden werden kann, „korrigieren“ Staatsfunktionäre wahrgenommene Disparitäten durch entsprechende Verteilung von Finanzen. Nigerianische Beamte, welche Gelder in den marginalisierten Norden umleiten, betreiben im Wortlaut Ayodes „solidarische“ Korruption, welche die vorherrschende Ungleichheit etwas einebnet. Auch Randrinanja (1996: 34) weist darauf hin, dass vertikale Solidaritäten dazu führen, Disparitäten erträglicher zu machen, während Berg-Schlosser Patronage-Netzwerken eine stabilisierende Wirkung zuschreibt: „[...] widespread networks of regional patronage and clientelism [...] had certain re-distributive and cohesive effects“ (1994: 271). Lemarchand billigt dem Klientel-System in Afrika eine gewisse redistributive und ausgleichende Natur zu, sofern die Netzwerke ethnische Grenzen überwinden:

Where patron-client exchanges operate across ethnic boundaries and result in a fairly equitable distribution of material resources to the rural clienteles, ethnic claims are usually absorbed within the more cohesive framework of interethnic clientelism. (Lemarchand 1983: 62)

Klientelistische Netzwerke, welche die regierenden Eliten mit ihren Anhängern verbinden, bilden für Jackson (1973: 395) die Brücke zwischen der riesigen Kluft, die zwischen der wohlhabenden Elite und dem Grossteil der verarmten Bevölkerung besteht. Chappell (1989: 647) nennt Klientelismus „the ‘missing link’ between ethnicity and nationhood“ und urteilt über das Klientelsystem in der Côte d’Ivoire:

The Ivorian system, as directed by Houphoet’s [president] Baule [ethnic group], is an intricate web of regional bossism and bureaucratic managerialism which tries to bridge the gap between ethnicity and class by means of clientelism. (Chappell 1989: 691)

Hyden (1983: 73) argumentiert, dass zwar die informelle Redistribution von Ressourcen die Gefahr von ethnischen Konfrontationen und Sezessionen kurz- und mittelfristig verringern kann und diese Ressourcen ein Mittel zum Management von potenziellen ethnischen Konflikten sein können; gleichzeitig aber wird der Staat dadurch längerfristig finanziell ausgeblutet und in einen instabilen Staat verwandelt, der kaum noch zu einer wirtschaftlichen Entwicklung fähig ist und dann noch anfälliger für Konflikte wird. Auch Hodder-Williams (1984: 111) widerspricht Ansichten, laut denen Korruption und Klientelismus zu einer ausgeglicheneren Verteilung von Reichtum führen. Tatsächlich sei das Gegenteil der Fall, spätestens wenn von symbolischen Zahlungen und kleinen Zuneigungen zu grossen und unerlässlichen

Zahlungen übergegangen wird.

Die Tendenz im Westen, die Gesellschaft aus einzelnen Individuen zu sehen, verstellt laut Hodder-Williams (1984: 145) und Medard (1982: 168) den Blick auf die Tatsache, wie stark in Afrika das Verhalten des Einzelnen von der Gemeinschaft strukturiert wird und wie wichtig die Berücksichtigung der Patronage als Mittel der Reziprozität für das Verständnis afrikanischer Politik ist: Ein Klient ist in Afrika nicht nur ein Individuum, sondern kann ein ganzes Dorf, einen ganzen Markt oder eine Lokalverwaltung umfassen. Das Primat der gegenseitigen Hilfe innerhalb des Beziehungs- und Verwandtschaftsnetzes erzeugt einen sozialen Druck, der oft gegen das westliche Verständnis von Transparenz läuft. Was in den Augen westlicher Beobachter als anrühige Praxis erscheint, etwa die Verschaffung von Arbeitsplätzen für die eigene Verwandtschaft unabhängig von deren fachlichen Qualifikationen, gilt im afrikanischen Kontext, in welchem der Staat meist keinerlei soziale Sicherheit bieten kann, geradezu als sozial zwingend:

The wider the family network extends, the more likely does it seem that what appears to insiders as the fulfilment of a specific family obligation, say to a distant cousin, will appear to outsiders as a form of diffuse, ethnically based preference or discrimination. (Horowitz 1985: 60)

In a country such as Kenya with its strong traditions of family, clan, and other ascriptive ties, to abolish clientelism altogether probably is not a very realistic aim. (Berg-Schlosser 1994: 271)

Die Initiative zur Umleitung von Ressourcen und zur Verschaffung von Arbeitsplätzen an familiäre Gefolgsleute geht oft nicht von den Individuen selbst aus, sondern erfolgt auf Druck seitens der Familie. Das soziale Netzwerk in Afrika ist eine Medaille mit zwei Seiten: Es hilft zwar, schwierige Zeiten zu überbrücken und Solidarität zu erfahren. Schafft es jedoch ein Individuum, eine gute Position zu erreichen, verlangen Mitglieder seines weit verzweigten Verwandtschafts- und Beziehungsnetzes ihren Anteil. Diesem Erwartungsdruck zu widerstehen ist im Kontext der afrikanischen sozialen Realität kaum möglich:

Those who use their positions within the state apparatus to become rich tend to be admired and envied, and are criticized when they fail to distribute their gains to their families, entourage and networks. People who have access to high-ranking state functions are expected to enrich themselves; if they fail to do so, they become the object of sarcasm, criticism, and pressure from the people around them. (Dramé 1996: 204)

On the political level, family solidarity outweighs any abstract duty towards the state. This explains why nepotism is normal, upsetting the functioning of the administration and sometimes placing important civil servants and political leaders in an uncomfortable position. Their first duty is towards their family: it is an obligation which they neither dare nor care to neglect. The higher the position you hold, the more demands are made on you. (Medard 1982: 172)

Ein Klientel-System kann für den Patron nicht nur nützlich sein, um sich bei der Bevölkerung Unterstützung zu verschaffen: Auf der Ebene der politischen Patronage können potenzielle Gegner durch deren Einbindung in die eigene Elite ruhiggestellt und für sich gewonnen wer-

den. Medard stellt fest: „Clientelism has been found practically all over Africa in the form of patron-client relationships and political patronage“ (1982: 164).

In their quest for self-preservation, state elites have dispensed government-controlled resources – jobs, licences, contracts, credit – to select political allies as well as mediating access to economic opportunities in favour of close associates so as to enhance their hold over state power. (Tangri 1999: 10)

Political leadership is characterized by corruption and mismanagement. Built strongly on clientelism, political leaders reward their supporters with positions and money. (Falola 1996: 13)

Zugang zu den staatlichen Ressourcen erlaubt es, die eigene Macht zu konsolidieren und ein Netzwerk von Klienten zu bedienen. Werden dabei gewisse ethnische Gruppen bevorzugt, spricht Mbaku (1998a: 81) von *ethno-clientelism*. Medard erwähnt, dass Patronage-Netze vor allem Angehörige der ethnischen Gruppe des Präsidenten zufriedenstellen, dass aber Personen anderer ethnischer Gruppen ebenfalls eingebunden werden, um die Macht möglichst breit abzustützen:

When one ethnic group or region is too greedy, there is a danger of chain reactions and unpredictable consequences. The whole art of politics here [in Africa] consists in satisfying lavishly your own ethnic group and region, while rewarding the leaders of other ethnic groups sufficiently for them to have an interest in maintaining the status quo. Many African governments have fallen apart because the ethnic group in power could not control its greed. (Medard 1975: 175)

Machtsicherung durch Patronage ist nur dann erfolgreich, wenn genügend staatliche Ressourcen vorhanden sind, um mögliche politische Rivalen einbinden zu können, da es für diese unter dem Strich vorteilhafter sein muss, ins gegnerische Lager überzulaufen, statt einen eigenen politischen Kampf zu führen. Decalo (1998a: 273) weist darauf hin, dass auch die Demokratisierungswelle in den 1990er-Jahren das Klientel-System nicht verdrängt hat. Dieses aber ist für die Machthaber mit höheren Kosten verbunden, da es im Mehrparteienstaat gilt, eine ganze Reihe von politischen Rivalen einzubinden. Zudem verfügen viele Regierungen nicht mehr über die finanziellen Mittel, welche noch in den wirtschaftlich besseren 1970er- und 1980er-Jahren ein ausgedehntes Patronage-System erlaubten. Für Chabal und Daloz sind schwindende Ressourcen ein Grund dafür, dass die Legitimität vieler Regierungen geschwächt wurde: „Unable to satisfy the demands of their supporters, the Big Men on whom African regimes rely have been challenged by new pretenders“ (1999: 37). Nafziger argumentiert, dass auf Grund der prekären finanziellen Lage die Korruption der Eliten zugenommen hat, um Ressourcen für Patronage zu generieren:

In post-1970 Ghana, Zaire, and Uganda, the ruling class miscalculated how it could generate resources to keep its ruling coalition together. When threatened by slow economic growth, the ruling class became more coercive and corrupt to maintain its power and level of resources. (Nafziger 1988: 87)

In Staaten wie Kenya oder Kamerun, wo Patronage den politischen Diskurs stark beeinflusst, dienen die Belange des Staates weniger dem Wohl der Allgemeinheit; vielmehr sind die

Aktivitäten der Regierungen hauptsächlich darauf ausgerichtet, sich in einem instabilen politischen Umfeld selbst an der Macht zu halten. Die Redistribution von Ressourcen mittels klientelistischer Netzwerke und die persönliche Bereicherung haben vor allem zur Folge, dass Finanzen für Bereiche wie Gesundheit und Bildung fehlen. Wimmer bezeichnet den Staat in diesem Zusammenhang als „eine gigantische Melkkuh [...], um deren Milch sich die verschiedenen Elitefraktionen in der Bürokratie und ihre ethnischen Klientele streiten“ (1996: 270). Wenn die Elite die öffentlichen Ressourcen für private Zwecke monopolisiert, geht der Kampf um politische Positionen und die Ausbeutung staatlicher Ressourcen vor allem auf Kosten der armen Bevölkerungsmehrheit:

The state has become a tool in the hands of a largely decadent, unproductive, corrupt and dependent dominant class. The dominant elite has tried to use the state and its structures to build powerful political platforms to protect their own narrow interests but not to pursue what might be described as national project. (Ihonvbere 2001: 60)

2.3.2 Der postkoloniale Staat als Quelle der Bereicherung

Kolonien in Afrika dienten den Mutterländern in erster Linie als Rohstofflieferanten. Exemplarisch ist der vom belgischen König Leopold II als privates Unternehmen verwaltete und bewirtschaftete Kongo (*Etat Indépendent du Congo*, heute Demokratische Republik Kongo), aus welchem mit Kautschuk und anderen Gütern unter geringstmöglichem Investitionsaufwand ein Maximum an Profit generiert wurde. Kongolesen, die unter oft menschenunwürdigen Bedingungen in den Plantagen schuften mussten, dienten als billige Arbeitskräfte. Die afrikanischen Mittelsmänner nutzten ihre privilegierte Stellung in der Hierarchie zwischen der Kolonialverwaltung und der Bevölkerung bisweilen, um sich zu bereichern. Korruption war besonders in den über *indirect rule* verwalteten Gebieten (darunter Uganda) verbreitet, meinen Bayart (1989: 99) sowie Clarno und Falola: „Those who were involved in indirect rule during the colonial period learned first hand that government can be a very lucrative source of employment“ (1998: 173). Der machtpolitische Einsatz von Ethnizität zum eigenen Vorteil wurde während der Kolonialzeit als Grundlage für den postkolonialen Missbrauch zementiert:

Colonialism has produced a situation in which economic systems function to the benefit of a relatively small group of individuals and control over the political system is seen as the means of guaranteeing continued elite dominance. (Ball 1991: 273)

Die postkolonialen Regierungen Afrikas übernahmen von den kolonialen Verwaltungen nicht nur weitgehend die bestehenden Machtstrukturen, sondern auch die Perzeption, den Staat als Lieferant von Ressourcen zu sehen, über deren Ausbeutung man zu Reichtum gelangen konnte, ohne dabei der afrikanischen Bevölkerung Rechenschaft ablegen zu müssen:

Paradoxical as it may sound, many an African government has strengthened and sustained colonial authoritarianism, despotism, bureaucratic centralization and top-down forms of governance. (Adedeji 1999: 15)

Independence did not become a revolution, only a change of rulers. (Falola 1996: 11)

In Tansania wurde in den frühen 1960er-Jahren die afrikanische Elite als *wabenzi*, als eine neue soziale Gruppe mit Zugang zu Mercedes-Benz, bezeichnet (Hodder-Williams 1984: 108). In den 1970er-Jahren war der Staatsapparat in vielen afrikanischen Staaten zu einem politisierten System der Ressourcenallokation der regierenden Eliten und deren Unterstützer geworden.

Für die hemmungslose Bereicherung von Politikern existiert in vielen Ländern Afrikas die Metapher des Essens. In Kamerun spricht man von „*politique du ventre*“, in welcher sich die Machthaber mit „*manger*“ beschäftigen. Wird jemand eines wichtigen Postens in der Verwaltung enthoben, sagen die Verwandten „*on lui a enlevé la bouffe*“, oder – wenn ein wichtiger Posten besetzt wird – „*on lui a donné la bouffe*“. In Nigeria spricht man vom Teilen des nationalen Kuchens, oder „*the goat grazes wherever it is tied*“, und in Ostafrika heisst die Redewendung *kula ugali na Mzee* (mit dem alten respektierten Mann – sprich dem Präsidenten – Maisbrei essen, zitiert nach Okumu 2001: 112). Ein Beobachter, der sich über den „Appetit“ eines westafrikanischen Ministers erkundigte, erhielt vom Staatspräsidenten zur Antwort: „*Dis donc, laisse les gens là bouffer tranquillement. Ils auront ensuite tout le temps de réfléchir!*“ (zitiert nach Bayart 1989: 10). In der Côte d’Ivoire besagt ein Sprichwort: „*On ne regarde pas dans la bouche de ceux qui grillent les arachides*“ (zitiert nach Jakobeit 1995: 173), was frei übersetzt bedeutet, dass es nicht überraschen sollte, dass denjenigen, die an den Fleischtöpfen sitzen, sich auch bedienen. Als 1997 junge Banditen in Kongo-Brazzaville den Verkehr aufhielten, forderten sie die Rekrutierung in die Regierungsarmee, da ihr derzeitiger Anführer all das Geld der Gruppe „gegessen“ hatte (Sundberg 2000: 96). In Benin gilt die Redewendung „*whoever has eaten can return to power*“, während es in Madagaskar heisst: „*A crocodile which has already eaten is no longer dangerous*“ (zitiert nach Chabal und Daloz 1999: 36). Der nigerianische Autor Chinua Achebe schrieb 1967 in „*A Man of the People*“:

‘Let them eat’, was the people’s opinion, ‘after all, when white men used to do all the eating did we commit suicide?’ Of course not. And where is the all-powerful white man today? He came, he ate and he went. But we are still around. [...] It may be your turn to eat tomorrow. Your son may bring home your share. (Achebe 1967: 136)

Die Metapher des Essens weist auf ausgiebige Schlemmerei hin, was im afrikanischen Kontext, wo die Ernährung oft ein Problem darstellt, als spezielles Privileg erachtet wird, mit dem sich die Person über andere stellt; korpulentes Auftreten gehört in Afrika zum guten Ton, wenn man mächtig ist. Zudem weist der Ausdruck darauf hin, dass die Person „es geschafft hat“, und sie nun das Recht hat, auf Staatskosten zu „essen“ (oft ausgedrückt durch „*now it is his/her turn*“):

If the Gikuyu ‘ate’ during the Kenyatta years and the Kalenjins have ‘eaten’ under Moi, others are afraid that whichever ethnic group comes to power will keep its snout permanently in the trough. In Africa, when one ethnic group ‘eats’ others are economically marginalized and impoverished. (East African 20. 7. 1998)

Korruption¹⁵ gedieh besonders während des Kolonialhandels (sowohl bei Europäern wie auch bei Afrikanern), wuchs aber in den postkolonialen Staaten teilweise zu Kleptokraten-Regimes wie in Zaïre (heute Demokratische Republik Kongo) oder Nigeria heran. Zaïres Präsident Mobutu Sese Seko erklärte an einer Parteiveranstaltung: „If you steal, do not steal too much at a time. You may be arrested. Steal cleverly (*yiba na mayele*), little by little“ (zitiert nach Ayit-tye 1992: 233). Korruption ist keineswegs ein ausschliesslich afrikanisches Phänomen; im heutigen Afrika nehmen Formen der Bereicherung durch jene, welche die politischen Institutionen kontrollieren, jedoch neue, radikale Formen der „*politique du ventre*“ (Bayart 1989) an. Dies kann vor allem im Kontext zweier Entwicklungen gesehen werden: Während des Kalten Krieges buhlten Ost und West mit Finanzen, Waffen, Beratern und technischer Hilfe um Einfluss auf dem afrikanischen Kontinent. Wie sich ihre afrikanischen Verbündeten innenpolitisch (Demokratie, Menschenrechte) und finanzpolitisch (Korruption, Klientelismus, Plünderung der Staatskassen) verhielten, spielte bis zum Fall der Berliner Mauer kaum eine Rolle. Die Geldgeber blickten geflissentlich darüber hinweg, solange die politische Haltung pro-westlich oder pro-sowjetisch war. Villalon (1998: 11) bezeichnet die postkolonialen afrikanischen Staaten während des Kalten Krieges deshalb als „*client states*“, da sie von den Patron-Grossmächten unterstützt wurden und im Gegenzug loyale Klienten waren. Nach dem Ende des Kalten Krieges änderte die Situation radikal: Die ehemaligen Grossmächte waren auf die politische Unterstützung ihrer Klientenstaaten in Afrika nicht länger angewiesen und waren nicht länger bereit, sich als grosszügige Patrons zu verhalten. Kriterien für den Erhalt von Hilfgeldern waren die Einführung von Mehrparteiensystemen sowie die Folgeleistung von Auflagen des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank. Im Zuge der verordneten Privatisierungen und Strukturanpassungsprogramme, die zum Ziel hatten, die wirtschaftliche Situation in den afrikanischen Staaten zu verbessern und die grassierende Korruption in staatlichen Betrieben einzudämmen, verstanden es afrikanische Eliten sehr wohl, sich den neuen Bedingungen anzupassen:

Liberalization measures have been so effectively integrated into the political economy and the particular trajectory of African economies that they have reinforced the very tendencies which they were supposed to counter. [...] We may observe in Africa today that, contrary to the teachings of the neo-liberal rubric, measures of privatization and financial liberalization can lead to a plundering of the economy as widespread as did the process of nationalization, and perhaps in an even less orderly manner. (Hibou 1999: 70f)

Die internationale Wirtschaft hat sich durch zunehmende Globalisierung derart verändert, dass mit der Deregulierung von Märkten und der Zunahme von lukrativen Schmuggelrouten

¹⁵ Mit Korruption, welche die staatlichen Ressourcen schmälert, ist hier nicht die Praxis von unbezahlten Polizisten oder Beamten gemeint, die ihren mageren Lohn mit zusätzlichen kleinen „Bussgeldern“ aufbessern; Theobald (1994: 701) nennt dies *routine or petty corruption*. Im Zentrum stehen vielmehr die Aktivitäten einer schmalen Elite an der Spitze des Staates, welche in grossem Ausmass staatliche Gelder unterschlägt, veruntreut und missbräuchlich einsetzt. Dies kann zwecks privater Bereicherung oder zur Aufrechterhaltung von Klientelnetzen geschehen, was Theobald als *grand corruption* bezeichnet.

neue Möglichkeiten des Profits eröffnet wurden. Dieses neue wirtschaftliche Umfeld nutzten auch afrikanische Eliten für teils illegale Aktivitäten.

Hibou (1999: 89) argumentiert, dass es in Afrika zwischen legalem und illegalem Handeln, zwischen Staatsintervention und Privatintervention kaum Unterschiede gibt und dass sich der formelle und der informelle Sektor immer mehr vermischen; der Staat partizipiert über die Eliten aktiv an informellen Strukturen, besonders in lukrativen Bereichen wie dem grenzüberschreitenden Handel. In Uganda waren während der Herrschaft Idi Amins Personen aus dem Regierungszirkel in den lukrativen illegalen Import und Export von Produkten involviert. Die Plünderungen der Ressourcen in der Demokratischen Republik Kongo zwischen 1998 und 2003 durch Truppen aus Ruanda, Uganda und Simbabwe wurden nicht durch einfache Soldaten initiiert, sondern wurden von Offizieren organisiert, welche loyale Vertraute der jeweiligen Staatspräsidenten waren.

Die stetig sinkenden Welthandelspreise für Rohstoffe wie Kaffee, Kakao oder Tee, striktere Bedingungen für den Erhalt von Hilfgeldern sowie sinkende Steuereinnahmen auf Grund fehlender Investitionen und der Verarmung der Bevölkerung haben in vielen Ländern Afrikas zu einem schrumpfenden Staatsbudget geführt; der Kampf um dessen Kontrolle wird härter und kann in der Folge zur Stärkung ethnischer Strukturen bis hin zu gewalttätigen Aktionen führen. Da die wirtschaftlichen Aktivitäten ausserhalb staatlicher Institutionen oft am Boden liegen, mit hohem Risiko verbunden sind und deshalb kaum Anreiz bieten, sind politische Ämter besonders attraktive Zugangsformen zu staatlichen Ressourcen, was den oft hart geführten politischen Diskurs sowie die fehlende Akzeptanz von Wahlniederlagen erklärt¹⁶. Der Kampf um politische Macht war und ist im postkolonialen Afrika ein Kampf um die Privilegien, die mit hohen politischen Ämtern einhergehen.: „One is struck by the number of political tug-of-war in Africa that essentially stem from personality cleavages, personal vendettas, personal animosities, and personal slurs“ (Decalo 1998a: 274). Mehrere Autoren erwähnen den Zusammenhang zwischen hohen politischen Ämtern und Bereicherung:

Political life in Africa consists first and foremost of the management of factional intrigues for personal interest. It is for this reason that it often displays a wilfully enigmatic or even irrational-seeming attitude to the major political questions. [...] The political life of the continent is [...] the outcome of conflicts of interest between dominant factions. (Bayart et al. 1999: 21)

Power has been used primarily to steal from the state. [...] Because the private gains to be made from state power are enormous, competition to control the state is fierce and brutal. The end jus-

¹⁶ Drastisches Beispiel ist Simbabwe, das bis in die 1990er-Jahre als Brotkorb des südlichen Afrikas galt und beliebte Tourismusdestination war. Umstrittene Landreformen und von Gewalt begleitete Wahlen, bei denen die Elite um Präsident Robert Mugabe um jeden Preis die Macht verteidigte, führten zu sozialen Unruhen und zu einem völligen Kollaps der Wirtschaft des Landes; der Machtkampf zwischen Mugabe und der Opposition hat das Land innerhalb weniger Jahre ruiniert.

tifies the means, the winner takes all, and does everything to perpetuate himself. (Falola 1996: 13)

The way in which African elites reproduce themselves, imprisoned as they are in the framework of politicized ethnicity, constitutes an obstacle to democratization. They remain incapable of genuinely sharing power with other groups, particularly poor and ill-educated rural groups and the rapidly growing masses of city-dwellers. Since state resources are diminishing and the bases for recruitment of elites are broadening, the competition for power is becoming more fierce. (Randriananja 1996: 37)

The problem remains of the great gap between the proximate rewards of winning and losing office and control over public resources. There is low incentive for sharing and high rewards for not. (Glickman und Furia 1995: 27)

Da politische Eliten in Afrika in vielen Fällen auch grossen Einfluss auf die Justiz besitzen, können sie in einem Umfeld fast völliger Straffreiheit operieren, und auch Korruptionsbekämpfungsmassnahmen – meist von der Elite selbst initiiert, um international an Ansehen zu gewinnen – belangen selten deren eigene Mitglieder:

Economic delinquency is overwhelming due not to the activities of insignificant individuals, of the common people, but of the most powerful people in society, the ruling class, in pursuit of their political and economic goals. These powerful groups reserve to themselves, with complete impunity, the possibility of disobeying their own rules and their own laws and of creating a vast economic sector which lies outside the law. [...] It is known that special anti-corruption units and commissions exist essentially to attack political and economic rivals, while at the same time placating aid donors. (Hibou 1999: 101, 102)

In Ruanda kontrollierte die *Akazu*, das Haus der Präsidentenfamilie Habyarimana, fast sämtliche Belange des Staates und bereicherte sich dadurch. In Kamerun wird die einflussreiche Elite um Präsident Biya, die den Staat plündert, in Anlehnung an dessen Zugehörigkeit zur Beti-Ethnie als *Beti lobby* bezeichnet (Bayart 1999: 41; Hibou 1999: 72), die es versteht, Verwandtschaftsstrukturen im Süden Kameruns mit den politischen Institutionen so zu verknüpfen, dass dabei maximaler Profit entsteht. Randriananja (1996: 38) geht soweit, von den Eliten ausgehende Patronage-Netzwerke als „peacetime equivalent of the warlord system“ zu bezeichnen. In vielen afrikanischen Staaten wird die Kluft zwischen der immer reicher werdenden Elite und einer zunehmend verarmenden Restbevölkerung immer grösser:

The cleavages between the political class and the population at large is enormous. The political class has [...] managed to separate itself almost completely from the common people. Such links as do exist are short term and opportunistic. The people are mobilized to vote and recruited to various militias [...]. (Sundberg 2000: 95)

2.3.3 „Schwacher“ Staat versus „starker“ Staat in Afrika

In den meisten postkolonialen Staaten Afrikas bauten die Regierungen in Anlehnung an die Kolonialverwaltung personell aufgeblähte Administrationen mit gut bezahlten Bürokraten auf,

um möglichst viele Arbeitnehmer in den Staatsapparat zu absorbieren und sich dadurch politische Unterstützung zu sichern¹⁷. Staatsbeamte genossen hohes Ansehen und eine Reihe von Privilegien. Ayoade stellt fest: „Almost without exception, by 1985 African civil services were characterized by overstaffing“ (1988: 108). In Senegal beschäftigte die öffentliche Administration zur Zeit der Unabhängigkeit 1960 10 000 Personen; 1973 waren es 61 000 Personen. Die Zahl der Angestellten des landwirtschaftlichen Ministeriums von Kongo-Brazzaville verzehnfachte sich zwischen 1960 und 1972, und in Nigeria verpuffte ein Grossteil der massiven Erdöleinnahmen bereits in den 1970er-Jahren in der Administration (Young 1988: 27). 1967 arbeiteten in Tansania 65 708 Staatsangestellte, 1972 waren es bereits 101 182 und bis 1980 schwoll die Zahl auf 295 352 an. In Sambia vergrösserte sich zwischen 1963 und 1974 die Zahl der Staatsbeamten um 265 Prozent (Ayoade 1988: 107). Das Budget für die Administration verschlang 1964 in Senegal knapp die Hälfte des Staatshaushaltes, und in der Zentralafrikanischen Republik waren es in jener Zeit gar 81 Prozent (Holloway und Stedman 2002: 173); in der Côte d’Ivoire verbrauchte die Verwaltung 1973 45 Prozent des Staatsbudgets (Chappell 1989: 692). Chazan et al. stellen fest:

The growth of the public bureaucracy in African states has been one of the most notable formal features of African politics in the past three decades. [...] Civil servants and government employees consequently emerged as the core of a new dominant class in the postcolonial period. (Chazan et al. 1999: 54, 56)

Ayoade (1988: 109) nennt die postkolonialen afrikanischen Staatsangestellten eine *Afropean class*, da sie einst die kolonialen Privilegien der Europäer kritisierten, diese aber übernahmen, um sie selbst zu geniessen. Private Interessen der Politiker und ihrer Anhänger, welche die Ressourcen ihrer Ämter als private Güter betrachteten, standen über den nationalen Interessen. Ayoade spricht vom *expired state* und meint damit den raschen Niedergang der Staatsstrukturen auf Grund von Klientelismus und der hemmungslosen Bereicherung der Eliten, welche viele Staaten Afrikas finanziell an den Rand des Kollapses brachten:

In most cases the state in Africa progressed from the ‘Mother Theresa’ or Welfare State through the Never-do-well State to the Expired State. It is this rapid transition from buoyancy at independence to bankruptcy within a quarter century that has made the African state a unique phenomenon. (Ayoade 1998: 100)

¹⁷ Dabei gilt anzumerken, dass die Ausbildung von Afrikanern in den Kolonialgebieten keine Priorität besass. In den meisten afrikanischen Staaten gab es bei der Unabhängigkeit nur wenige afrikanische Universitätsabgänger und nur wenige Spezialisten, um die staatliche Bürokratie effektiv zu organisieren. 1960 existierten in Afrika südlich der Sahara nicht mehr als 1200 Universitätsabgänger. In der Demokratischen Republik Kongo (ehemals Zaïre) besaßen bei der Unabhängigkeit weniger als 20 Kongolesen einen Universitätsabschluss (Holloway und Stedman 2002: 173).

Die Nutzung der staatlichen Bürokratie für klientelistische Zwecke führte dazu, dass eine grosse Zahl von teuren, aber ineffizienten Staatsangestellten bezahlt werden musste¹⁸; bei einer Anstellung zählten Ethnizität und Loyalität statt fachlicher Qualifikation und Effizienz: „Post-independence policies effectively politicized many African civil services and forced them to lose their professionalism“ (Mbaku 1998a: 61). Dieser Umstand ist ein Grund für den *Brain Drain*, die Abwanderung von gut qualifizierten, motivierten afrikanischen Fachkräften. So migrieren zahlreiche Ärzte, Lehrer, Ingenieure, Ökonomen und Universitätsprofessoren aus Uganda nach Übersee (und zunehmend nach Südafrika) und kehren ihrem Land frustriert den Rücken (Hope 2000: 27). Dass die Infrastruktur und staatliche Leistungen mehr und mehr zerfallen, während gleichzeitig der Personalbestand an Staatsbeamten weiter erhöht wird, ist dabei kein Widerspruch, sondern eine Kausalität: Die aufgeblähte, ineffiziente Administration verschlingt derart viele der ohnehin knappen Ressourcen, dass für die eigentlichen staatlichen Aufgaben kaum mehr Mittel übrigbleiben. Der hohe Geldabfluss in die Administration äussert sich jedoch nicht in einer Verbesserung staatlicher Dienstleistungen und Kapazitäten, sondern verschlimmert die Situation zusätzlich, da Mittel anderweitig fehlen, auch wenn Schlichte (1996: 99) in diesem Zusammenhang von „unproduktive[r], doch systemstabilisierende[r] Bürokratie“ spricht. „The problem of state consumption leads directly to [...] the anemic rates of development“, folgert Young (1988: 27). Der Staat wird dabei als Verteilmechanismus von Ressourcen betrachtet, ohne die Kosten für den aufgeblähten Beamtenapparat einzuberechnen. Ayittey (1999: 149) und Frimpong-Ansah (1992) bezeichnen in diesem Zusammenhang den Staat als *vampire state*, während Chabal und Rothchild vom gleichzeitig überentwickelten und weichen Staat(sapparat) sprechen:

The post-colonial state in Africa was, with few exceptions, both overdeveloped and soft. It was overdeveloped because it was erected, artificially, on the foundations of the colonial state. It did not grow organically from within the civil society. It was soft because, although in theory all-powerful, it scarcely had the administrative and political means of its dominance. Neither did it have an economic basis on which to rest political power. (Chabal 1986: 13)

The modern African state seems overcentralized and a major consumer itself of scarce re-

¹⁸ Die unübersichtliche Administration war und ist in vielen Fällen zudem ein Mittel für höhere Beamte und Finanzverantwortliche, um über künstlich verlängerte Lohnlisten mit fiktiven Beamten staatliche Gelder in die eigenen Taschen abzuzweigen: Beamte, welche ihre Position verlassen oder längst tot sind, werden von ihren Vorgesetzten nicht von der Lohnliste gestrichen; das Gehalt fliesst weiterhin, oder die gleichen Namen erscheinen auf mehreren parallel geführten Lohnlisten. Bei Verifizierungsaktionen (bei denen alle Angestellten persönlich antreten müssen) werden immer wieder tausende von „Geisterangestellten“ aufgedeckt: Alleine zwischen 1981 und 1990 wurden in Uganda rund 20 000 fiktive Beamte gestrichen, in Kamerun 5840, in der Zentralafrikanischen Republik mehr als 4500. In Tansania kamen 1996 bei einer Verifizierungsaktion 5500 fiktive Verwaltungspositionen ans Tageslicht (Hope 2000: 33). In Zaïre waren fiktive Angestellte eher die Regel als die Ausnahme: Beamte mit guten Verbindungen zu ihren Vorgesetzten vergrösserten die Liste der Angestellten und teilten dieses zusätzliche Einkommen unter sich auf. 1978 wurde entdeckt, dass fast zwei Drittel der Angestellten auf der Lohnliste der staatlichen Verwaltung Zaïres fiktiv waren. Die Zahlungen an diese „Geisterbeamten“ kosteten den zaïrischen Staat umgerechnet fast die Hälfte des jährlichen Budgetdefizits (Mbaku 1998a: 41, 43).

sources, yet ‚soft‘ and lacking in the ability to carry out its ambitious programs. (Rothchild 1991: 192)

Auf den *overdeveloped state* (Ng’ethe 1995: 261) mit ausbordender Bürokratie kann ein drohender Kollaps folgen, wenn der Staat nicht mehr in der Lage ist, die Löhne für seine Beamten zu bezahlen. In Ländern wie der Zentralafrikanischen Republik, der Demokratischen Republik Kongo oder Guinea-Bissau werden Lehrer, Polizisten und andere Beamte oft monatelang nicht entlohnt; Meutereien frustrierter Militärs, die ihren Sold nur unregelmässig und mit langem Verzug erhalten, arten immer wieder zu Plünderungen, Meutereien und versuchten Militärputschen aus, welche nicht nur die Wirtschaft lahmlegen, sondern oft auch von massiven Menschenrechtsverletzungen begleitet werden. Seit den 1980er-Jahren kommen zunehmend Diskussionen auf, die den afrikanischen Staat als *soft* (Rothchild und Foley 1988: 233, Hyden 1983: 74), *weak*, *failed* oder als *shadow state* (Reno 2000: 43) bezeichnen. Forrest (1998: 46) nennt das Phänomen des schwachen Staates in Afrika *state inversion* und meint damit, dass die bürokratische Infrastruktur des Staates ausserhalb der Hauptstadt die grundlegendsten Funktionen nicht mehr wahrnehmen kann. Für die Bevölkerung erbringt der schwache Staat kaum noch nützliche Dienste: Gesundheits- und Bildungssystem werden grossteils von ausländischen Hilfsorganisationen finanziert und unterhalten; Strassen, Eisenbahnlinien und andere Infrastrukturen zerfallen, was Auswirkungen auf die Zirkulation von Menschen und Gütern hat. Der Staat verliert mehr und mehr sein Gewaltmonopol und ist nicht mehr in der Lage, das gesamte Staatsgebiet zu kontrollieren. Im Extremfall (wie etwa in Somalia oder zeitweise in Liberia) verliert er schliesslich auch die Kontrolle über die Hauptstadt; staatliche Strukturen, Recht und Ordnung lösen sich gänzlich auf und werden von lokalen Kriegsherren und Milizen „privatisiert“:

An increasing number of central authorities have long ceased performing even the most elemental functions of government, such as the control of political territory, extraction of revenue, administering the affairs of state, maintenance of law and order, and guaranteeing minimum security for their inhabitants. (Adekanye 1998: 179)

Okumu, der den Staatszerfall in Kenya untersuchte, urteilt:

The Kenyan state is decaying at an alarming rate. [...] The state in Kenya is seen as a prize that has to be won and used to enhance the material well-being of the various ethnic groups. As a result, there are now historical claims based on previous assumptions that each ethnic group deserves and must get its opportunity to control and exploit the state. (Okumu 2001: 100)

Mazrui (1995: 28) spricht vom *hard state* in Afrika: Autoritäre Regierungsformen maskierten das Unvermögen der Elite, ihre Macht in effektive politische, ökonomische und kulturelle Handlungen umzusetzen: „Hence, hard rather than soft states are what constitute the very stuff of African polities“ (Mazrui 1995: 28). Auch Fatton bezeichnet den afrikanischen Staat als hart: „In Africa, the state is hard precisely because it engages in crude and continuous violations of the constitutional laws that it claims to protect and uphold“ (1992: 60).

Der Zerfall staatlicher Strukturen und Dienste hat die Hoffnungen, die einst von der überwiegend ländlichen Bevölkerung Afrikas in die Unabhängigkeit gesetzt wurden, nicht erfüllt. Heute wird dem Staat mit Misstrauen, Angst und Enttäuschung begegnet: „The character of the state [...] remains a very violent, privatized, aloof, and insensitive force that the people try to cheat, avoid, or subvert as opportunity permits“ (Ihonvbere 2002: 242). Kalu argumentiert, dass während der Kolonialzeit die afrikanische Bevölkerung realisierte, „God is not on our side“, und es in den postkolonialen Staaten sinngemäss heissen müsse „African leaders are not on their side“ (Kalu 2001: 50). Insbesondere seit den 1970er-Jahren, als die Weltmarktpreise für wichtige Rohstoffe zerfielen, setzte eine Verarmung der Landbevölkerung ein, die bis heute anhält. Einhergehend mit schwachen Staatsstrukturen, leeren Versprechungen der Politiker, Gewalt seitens staatlicher Organe sowie der Bereicherung einer kleinen Elite, setzte bei der Bevölkerung eine Abkehr vom Staat und ein Rückzug auf nicht-staatliche Ebenen wie Ethnizität und Religion ein:

The masses in Africa relate to the state as an exploitative, coercive, and alien structure. Its custodians lack credibility and legitimacy and are thus incapable of mobilizing or leading the people. Given the violent nature of the state, the masses turn to ethnic, religious and philanthropic organizations for hope, leadership, self-expression and support. The state becomes largely 'irrelevant' in their consciousness and existential conditions. (Ihonvbere 2001: 60)

2.4 Militär, Ethnizität und Klientelismus in Afrika

Among the researchers who are chiefly interested in Africa and African affairs, there would appear to be no great disagreement that ethnic and regional ties play a very important part in explaining the course of political events, including military takeovers, in these countries.

(Wiking 1983: 45)

Machtausübung in Afrika während der Kolonialzeit basierte auf Zwang; von den Kolonialmächten rekrutierte afrikanische Truppeneinheiten wurden gegen interne Aufstände eingesetzt, weshalb Welch (1986: 16) von „armies of Africans rather than African armies“ spricht. Diese Truppen kamen auch ausserhalb ihres Kontinents zum Einsatz, vor allem in den beiden Weltkriegen. Im Ersten Weltkrieg etwa dienten 181 000 Senegalesen in der französischen Armee. Ihonvbere ortet den Beginn der Militarisierung des politischen Raumes in Afrika während der Kolonialzeit:

It [the colonial state] employed unprecedented violence to impose its will, hardly ever consulted with the people in its administration, and had absolutely no respect for human values. This violent, undemocratic, inaccessible, and essentially abhorrent state was not dismantled at political independence. It was simply 'Africanized', modified, and repacked to serve the interests of the emerging African elite. (Ihonvbere 2002: 242)

Eliteeinheiten und andere Truppenangehörige wurden von Kolonialoffizieren oft aus be-

stimmten ethnischen Gruppen rekrutiert, welche als besonders gute Kämpfer, als „geborene“ Soldaten galten, etwa die Zulu im südlichen Afrika oder die Acholi in Uganda. Enloe (1996: 282) zieht aus der Analyse mehrerer Gruppen, die als „Kämpfer-Naturen“ stereotypisiert wurden, den Schluss, dass diese oft aus geographisch peripheren Regionen des Staates stammten; in Nigeria, Ghana, Sierra Leone und Uganda waren dies die nördlichen Landesteile. In Ghana wurden 80 Prozent der Armee im Norden rekrutiert, in Nigeria waren es 75 Prozent. In Uganda rekrutierten die Briten vor allem Acholi und Langi als Soldaten, „their predominance assured by a height requirement that tended to exclude men of generally shorter stature from other areas“ (Horowitz 1985: 448). Enloe nennt dieses Phänomen in Anlehnung an die noch heute in der britischen Armee eingesetzten nepalesischen Gurkha-Soldaten das *Gurkha syndrome*: „The perfect ‘martial race’ was an ethnic group that produced men who were both martial and loyal“ (1996: 282). Für die aus den marginalisierten Gebieten stammenden Armeeangehörigen bedeutete eine Militärkarriere meist die einzige Möglichkeit, zu hohem sozialen Status und zu ökonomischer Sicherheit zu gelangen. Durch die Schaffung von glorifizierenden Mythen und einem Bild der Unbesiegbarkeit wurde die ethnische Identität der Soldaten gestärkt: „Ethnicity was so explicitly reinforced, it was intended to bolster morale among the recruits, who would presumably fight not just to defend the state but to uphold communal pride“ (Enloe 1996: 285).

Kurz nach der Unabhängigkeit waren die afrikanischen Armeen vergleichsweise klein: In Uganda bestand das Militär bei der Unabhängigkeit aus 700 Angehörigen der ehemaligen britischen Kolonialarmee. In den 1960er-Jahren zählte Togos Armee 1450 Mann, Sambias Armee 3000 Mann und Kenyas Armee 4755 Mann (Chabal und Daloz 1999: 58). Die Kolonialmächte bildeten nur wenige militärische Kader aus und achteten kaum auf die Bildung innerer Kohäsion in der Truppe. Decalo zeichnet ein Bild von den jungen afrikanischen Armeen als teilweise zerstrittene Einheiten, die in klientelistischen Netzwerken verhaftet waren:

Conceptually many African armies were at independence little more than structural umbrellas only loosely and internally divided, feuding, armed camps, each owing primary clientelist allegiance to a number of mutually antagonistic officers of different (and not necessarily senior) rank. (Decalo 1986: 43)

Nach der Unabhängigkeit wurden die Armeen Afrikas rasch personell vergrößert und mit besserem technischen Material ausgestattet, weshalb in den 1970er-Jahren die Militärausgaben in Afrika schneller als in jeder anderen Weltregion stiegen (Young 2002: 48). So zählte Nigerias Armee bereits in den späten 1970er-Jahren 231 000 Mann, in Sambia waren es 20 000 Mann, in Kenya 13 700 Mann (Chazan et al. 1999: 58). Eine starke Armee galt als sichtbares Zeichen staatlicher Souveränität und diente dem Nationalstolz. In mehreren Staaten blieben Offiziere der ehemaligen Kolonialstaaten noch während mehreren Jahren im Dienst, was zu wachsender Unzufriedenheit bei den afrikanischen Truppen und zum Ruf nach einer Afrikanisierung des Offizierskorps führte. Im Zuge der Vergrößerung und Afrikanisierung der Armeen wurde die militärische Karriere und die rasche Promotion eine attraktive Option

für junge Männer: „Military careers [in Africa] have increasingly been perceived as a fast track to high office“ (Luckham 1994: 38). Da Armeeposten in der Regel neben guter Bezahlung auch freie Kost und Logis sowie hohen Status versprachen, war deren Vergabe ein probates Mittel für Politiker, dadurch loyale Personen oder Wählerregionen zu belohnen. Wie die Kolonialverwaltung Militärpersonal ethnisch selektiv rekrutierte, taten dies auch die späteren unabhängigen Regierungen:

Tribal tensions could not be excluded from the military; members of particular tribes were conscious of that membership and were reminded of it by relatives and politicians alike, who took care to promote members of those tribes who provided the basis of their national political support. [...] The ideal of a homogenous, unified, professionalised and hierarchical institution was a myth. (Hodder-Williams 1984: 130)

In vielen Staaten Afrikas spielte die Armee kurz nach der Unabhängigkeit eine wichtige politische Rolle, sei es durch die Unterstützung der regierenden Elite oder durch Militärputsche. Obwohl laut Verfassung und gemäss offizieller Rhetorik über politischen und ethnischen Machtkämpfen stehend, nahm das Militär rege am politischen Werdegang der Staaten teil: „In postcolonial Africa, the military has been a key political actor, often ruling or determining who rules“ (Holloway und Stedman 2002: 183). Immer wieder rissen in Afrika Armeen die Regierungsmacht an sich: Seit den 1960er-Jahren ereignen sich auf dem Kontinent pro Jahr im Schnitt drei Militärputsche (Holloway und Stedman 2002: 171). Der erste Militärputsch 1963 in Togo¹⁹ war die Tat von Soldaten aus dem marginalisierten Norden, welche von den Franzosen für ihre westafrikanische Kolonialarmee rekrutiert worden waren, nach der Unabhängigkeit von Togo aber nicht Aufnahme in die kleine togolesische Armee fanden und deshalb ohne Zukunftsperspektiven waren. Der Militärputsch führte zur Ermordung von Präsident Sylvanus Olympio, der aus dem wirtschaftlich dominierenden Süden des Landes stammte. Die von den Militärs eingesetzte Zivilregierung unter Präsident Nicholas Grunitsky verdreifachte die Personalstärke und das Budget der Armee, welche zu 80 Prozent aus Männern aus dem Norden bestand. Vier Jahre später setzte die togolesische Armee Grunitsky ab, da er der Armeeführung zu wenig radikal war, Eliten im Süden einen gewissen Einfluss zugestand und die Erwartungen der Militärs aus dem Norden nicht erfüllte. Der nachfolgende, aus dem Norden stammende Armeeeoffizier Gnassingbé Eyadéma regiert das kleine Land unter Favorisierung des Nordens als Präsident noch heute: „With this coup, the regime became unequivocally Northern in support and composition“ (Horowitz 1985: 482). In einer Welle von Militärputschen nach 1963 (Ghana, Nigeria, Kongo-Kinshasa, Zentralafrikanische Republik, Burkina Faso und Benin) etablierten sich die Armeen Afrikas als wichtige politische

¹⁹ Welch (1986: 13) und Morris-Hale (1996: 196) sehen die erste grosse Einflussnahme afrikanischer Offiziere in der Militärintervention im Sudan von 1957 bzw. 1958. Ayittey (1992: 137) bezeichnet Kongo-Kinshasa als ersten Fall militärischer Intervention in die Politik, als knapp drei Jahre nach der Unabhängigkeit im Januar 1963 ein Militärputsch folgte. Zwischen 1963 und 1968 zählt Ayittey 64 versuchte und erfolgreiche Militärinterventionen in Afrika.

Kraft.²⁰ Zwischen 1963 und 1984 ereigneten sich in Afrika mehr als 40 erfolgreiche Militärputsche (Hodder-Williams 1984: 131). Morris-Hale (1996: 197) nennt den Zeitraum zwischen 1965 und 1966 „the Year of the Generals“, da zwischen Juni 1965 und Februar 1966 sieben afrikanische Regierungen von der Armee gestürzt wurden. Die Machtergreifung durch die Armeen ging auf Kosten jener Vertreter der Zivilgesellschaft, welche für den Traum der Unabhängigkeit eingestanden waren:

The struggle for liberation was taken up [...] by students, workers, peasants, women, professionals, and academics. This struggle suffered a setback as country after country fell under the authority of the military as they intervened to ‘restore’ order rather than to push the popular agenda. (Ihonvbere 2002: 242)

In Staaten, die von Militärputschen in rascher Folge heimgesucht werden (etwa Benin, wo es innerhalb von zehn Jahren zu sechs Coups kam, oder in Burkina Faso, das in den 1980er-Jahren vier Militärputsche in sieben Jahren erlebte), sieht Tordoff (1993: 150) die Reihe von Coups und Gegen-Coups als Folge eines Musters der Zirkulation der Elite, also eines Machtkampfs innerhalb eines kleinen Elite-Zirkels. Hat ein Staat bereits einen Putsch erlebt, ist er anfällig auf weitere Machtübernahmen durch das Militär (Tordoff 2002: 169). Fast alle Putschführer rechtfertigen ihre Machtergreifung mit der Korruption der bisherigen Regierung, um sich dann aber selbst über klientelistische Netzwerke staatliche Ressourcen anzueignen: „As quickly as they came to power, and despite their vociferous condemnation of the corrupt practices of the ousted regime, they soon engage in the same type of behaviour“ (Agbese 1998: xv). In manchen Fällen akzeptieren und unterstützen Akteure des politischen und gesellschaftlichen Lebens die Taten der Militärs. Besonders Frankreich übt in den frankophonen afrikanischen Staaten immer wieder seinen militärischen Einfluss aus: Mehrfach verhinderten französische Truppen durch schnelles Eingreifen Militärputsche und stützten gefährdete Präsidenten²¹.

In the absence of other means for changing governmental personnel or policies, coups d’état became functional equivalents of elections, with civilians frequently pressing officers toward intervention. (Welch 1986: 19)

Afrikanische Präsidenten sind sich des Risikos bewusst, das von der eigenen, oft mangelhaft ausgerüsteten und schlecht bezahlten Armee ausgeht. Vor allem im sensiblen Bereich der Kommandostrukturen der Sicherheitsorgane stützen sich Machthaber oft auf ethnische Loyalitäten. Eliteeinheiten wie Präsidentengarden, *Division Spéciale Présidentielle* (DSP, Zaïre), *President’s Own Guard Regiment* (ROGR, Ghana), *Special Security Division* (Sierra Leone) oder *Presidential Guard Brigade* (PGB, Uganda) sowie andere paramilitärische Strukturen

²⁰ Werden strenge Kriterien angewendet, bleiben nur zwei Staaten Afrikas (Botswana und Mauritius), in welchen bis 1998 (und tatsächlich bis 2004) nie ernsthafte Spannungen zwischen Militär und Zivilregierung auftraten (Decalo 1998a: 10).

²¹ Frankreich unterhält mit acht ehemaligen Kolonien in Afrika Verteidigungspakte, darunter Kame-run, Gabun und Senegal. 1997 waren 8000 französische Truppen in Afrika stationiert, und 792 Militärexperten arbeiteten 1994 für 20 afrikanische Regierungen (Tordoff 2002: 177).

und Geheimdienste sollen ein loyales bewaffnetes Gegengewicht gegen mögliche Angriffe der regulären Armee bilden und Umsturzpläne aufdecken. Oft werden diese Einheiten von einem Sohn des Präsidenten oder anderen nahen Verwandten kommandiert. Im Gegensatz zu regulären Truppen werden Spezialeinheiten, von denen absolute Loyalität erwartet wird, gut bezahlt und modern ausgerüstet.

Such units are often set up even when the armed forces are suffused with ethnic intakes supportive of the civilian elite, and certainly when the ethnic or regional coloration of the army is not synchronous with the regime. (Decalo 1998a: 21)

The creation of new units outside the regular armed forces provides greater flexibility for rapid personnel changes than is usually available within the regular army, where existing officers' positions are generally filled. (Horowitz 1985: 547)

In der Regel werden Angehörige solcher Spezialeinheiten aus der ethnischen Gruppe des Präsidenten rekrutiert: In der Côte d'Ivoire waren die Palastwachen von Präsident Houphouët-Boigny wie er selbst Baule. Zudem konnte Houphouët-Boigny im Bedarfsfall eine Baule-Miliz, die *Baule warriors*, mobilisieren (Horowitz 1985: 545). In Togo, wo der Grossteil der regulären Armee wie der Präsident aus dem Norden stammt, wurde die Spezialeinheit zum Schutz von Präsident Eyadema aus einem bestimmten Quartier aus dessen Heimatort Piya im Norden Togos rekrutiert. In Gabun rekrutiert Präsident Bongo (ein Angehöriger der Batéké-Ethnie) die Elite-Präsidentengarde aus Angehörigen der Batéké; sie ist zahlenmässig grösser als die reguläre, vor allem aus Fang bestehende Armee. Da die Batéké eine vergleichsweise kleine ethnische Gruppe in Gabun sind, hat dies zur Folge, dass fast alle gesunden jungen Batéké-Männer in die Präsidentengarde rekrutiert werden (Decalo 1998a: 23). Armeen und Spezialeinheiten, die personell und ethnisch derart konzipiert sind, dass sie den Interessen eines bestimmten Präsidenten dienen, werden dann zu einem Unsicherheitsfaktor, wenn ein neuer Präsident an die Macht kommt, der dem Militärpersonal seines Vorgängers nicht vertraut, dieses deshalb nicht übernimmt und stattdessen eigene Sicherheitsdienste aufbaut.

In Kenya zeigt sich beispielhaft der Aufbau einer ethnisch loyalen Armee und anderer Sicherheitsdienste als Machtinstrument: Bei der Unabhängigkeit 1963 erbte Präsident Kenyatta, ein Kikuyu, eine vorwiegend von Kamba- und Kalenjin-Offizieren dominierte Armee und wurde bereits 1964 mit einem versuchten Putsch von einem ranghohen Kamba-Offizier konfrontiert. Kenyatta verschob darauf die ethnische Balance in der Armee zu Gunsten der Kikuyu: „To prevent further military threats to his government, he [Kenyatta] reduced the dominance of the Kambas and Kalenjins, the two ethnic groups that made up the bulk of the army“ (Okumu 2001: 103). Eine fast ausschliessliche Kikuyu-Armee aufzubauen erschien angesichts des Bevölkerungsanteils der Kikuyu von 21 Prozent unmöglich; zudem hatten Kamba und Kalenjin historische Forderungen auf militärische Karrieren. Während andere afrikanische Führer vor allem ethnisch loyales Offizierspersonal rekrutierten, „parachuting their ethnic preferences“ (Decalo 1998b: 20), wandelte Kenyatta hinsichtlich eines langfristigen Interesses die Armee auf Rekrutenebene um und setzte Kikuyu in führenden Positionen. Absicht war,

eine ethnische Machtbalance innerhalb der Armee derart zu konstruieren, dass Aktionen der Armee als Ganzes eine Koordination zwischen Kikuyu und Nicht-Kikuyu voraussetzen würden – etwas, was man sich in Kenya nicht vorstellen konnte. Aktionen von Kikuyu-Offizieren hätten wahrscheinlich Reaktionen von Nicht-Kikuyu aus den unteren Reihen hervorgerufen, während unerwünschte Handlungen von Nicht-Kikuyu wiederum durch Kikuyu kontrolliert worden wären. Schlüssel zur ethnischen Balance waren die *General Service Units* (GSU), eine gut ausgebildete und modern ausgerüstete Spezialeinheit, die ausschliesslich aus Kikuyu bestand und nahe des Präsidentensitzes postiert war. Der Verteidigungsminister war nicht nur Kikuyu, sondern einer der engsten Vertrauten Präsident Kenyattas. Kenyatta achtete jedoch darauf, stets auch Nicht-Kikuyu zu rekrutieren und ihre Loyalität durch materielle Privilegien zu sichern.

Kenyatta's goal [in the military], precisely as it was in the civilian political game, was to achieve a particular and advantageous kind of balance in which effective Kikuyu dominance would be tempered by much-more-than-token representation of other ethnic and regional communities at leadership level. (Goldsworthy 1986: 107)

Die „Kikuyuisierung“ der Armee schritt derart voran, dass Nachfolger Daniel arap Moi, ein Kalenjin, der 1978 die Macht übernahm, mit einem Sicherheitsapparat (Armee, Polizei, *General Service Units, Special Branch*) konfrontiert war, in welchem die meisten Schlüsselpositionen von Kikuyu besetzt waren (Decalo 1998a: 20). Für den Kalenjin Moi wirkte eine derartige Konstellation bedrohlich. Präsident Moi strukturierte in der Folge die Sicherheitsorgane langsam um, ohne dabei viel Groll zu schüren: Kikuyu-Offiziere, welche vor der Beförderung standen, erhielten finanzielle Abfindungen statt militärische Posten, die GSU wurde teilweise entwaffnet, und im Namen der ethnischen Ausgewogenheit wurden Soldaten vor allem von kleinen ethnischen Gruppen, die bisher benachteiligt waren, rekrutiert. Gleichzeitig wurde die Armeeführung mit Kalenjin besetzt.

Während den politischen Umwälzungen in Osteuropa nach dem Fall der Berliner Mauer dominierten in Afrika nicht mehr „schnelle“ Militärputsche, sondern bewaffnete Gruppen, welche die Regierungen von aussen bekämpften (Somalia, Liberia, Sierra Leone) und schliesslich die Staatsmacht übernahmen (Eritrea, Äthiopien, Ruanda, Demokratische Republik Kongo, Kongo-Brazzaville, einige Jahre zuvor Uganda). Die erfolgreiche Machtergreifung nach längerem Kampf von der Peripherie aus statt innerhalb der Armeespitze zeigte sich am triumphalen Einmarsch der siegreichen Truppen in die Hauptstadt, meist begleitet vom Jubel der Bevölkerung, etwa Yoweri Museveni NRA in Kampala, die ruandische RPF in Kigali, Laurent Kabilas Truppen in Kinshasa oder die siegreichen eritreischen Kämpfer in Massawa, obwohl unter den jahrelangen „Befreiungskriegen“ in erster Linie die Zivilbevölkerung litt. Diese Form der erzwungenen Machtübernahme brachte die Auflösung der bisherigen staatlichen Sicherheitskräfte mit sich, was eine unkontrollierte Zirkulation von Waffen und die Regruppierung von Teilen versprengter ehemaliger Armeeangehöriger (oft im benachbarten Ausland) nach sich zog, etwa Kämpfer im Norden Ugandas und Südsudan oder

die ruandischen *Interahamwe* im Osten der Demokratischen Republik Kongo. Bei Militärputschen bleiben die militärischen Strukturen meist weitgehend intakt, während die Machtübernahme von siegreichen „Befreiungskämpfern“ die Auflösung der bisherigen Armee und die Plünderung der Waffenbestände zur Folge hat, was die neuen Regierungen vor grosse sicherheitspolitische Probleme stellt:

A major ingredient in reconstruction is the restoration of security, especially in the countryside. The task requires a twin strategy of military force and political reform. In Uganda, Chad, Ethiopia, Somalia, Angola, and Mozambique, as the crumbling armies and their remnants fled the country, they left in their wake not only a trail of destruction but also a countryside littered with serviceable arms. Any household could acquire a gun if they wished to. In addition, those elements of [Uganda's former President] Amin's [...] armies that fled to neighbouring countries kept trying to reinvade the country. (Ng'ethe 1995: 260)

Für die Sicherheitslage in Ostafrika waren vor allem die fast simultanen Zusammenbrüche der grossen Armeen in Äthiopien und Somalia anfangs der 1990er-Jahre verheerend, gelangten doch dadurch riesige Waffenarsenale, die während des Kalten Krieges von den verbündeten Grossmächten in die Länder gebracht wurden²², auf den illegalen Markt. In Uganda zirkulieren gemäss Schätzungen der Regierung alleine bei den im Osten lebenden Karamojong-Viehzüchtern 35 000 Kalaschnikow-Gewehre (Young 2002: 49). Anders als zur Zeit der Unabhängigkeit sehen sich heute viele afrikanische Staaten mit der Situation konfrontiert, dass die Bevölkerung mit Feuerwaffen ausgerüstet und bewaffneter Widerstand nicht auszuschliessen ist.

Da Militäroffiziere eine potenzielle Gefahr für Präsidenten darstellen, ist es für beide Seiten vorteilhaft, in ein entsprechendes Klientel-System eingebunden zu sein: Als Klienten des Präsidenten werden Offiziere in der Regel gut besoldet und dürfen eigene lukrative Wirtschaftsaktivitäten entwickeln. Im Gegenzug bringen sie dem Präsidenten Loyalität und politische Unterstützung entgegen. Diese Strategie „unites the corporate and individual pecuniary self-interests of the military to those of the civilian leaders“ (Decalo 1998a: 27). In vielen afrikanischen Staaten sind Armeeangehörige in Wirtschaftsaktivitäten involviert, die sie auf Grund ihrer Stellung und Beziehungen oder unter Nutzung militärischer Infrastruktur lukrativ durchführen können, etwa Handel mit Gütern oder Besitz von Transportunternehmen. Unter dem Schutz der Regierung bezahlen sie weder Steuern noch Zölle, profitieren teilweise von einem Diplomatenstatus und können so Vermögen erwirtschaften. In der Armee von Gabun wird Korruption stillschweigend im Rahmen der politischen Patronage geduldet. Schmuggel und andere ökonomische Aktivitäten sind dabei die Regel, obwohl hohe Armeeoffiziere ähnlich viel wie Minister verdienen: „Corruption in the [Gabonese] army is endemic and pervasive, and is ignored, since it diverts energy, and attention, from possible political ambitions“

²² Alleine zwischen 1980 und 1988 leistete die Sowjetunion afrikanischen Staaten Militärhilfe im Wert von rund 80 Milliarden US-Dollar (Copson 1991: 28).

(Decalo 1998b: 157). Im Sudan etablierte die Armee eigene Handelsunternehmen, was Offizieren zusätzliches Einkommen und Möglichkeiten der Korruption bescherte (Luckham 1994: 39). Bereicherung von gewissen Offizieren kann aber auch zu Neid, Rivalitäten und Revolten innerhalb der Armee bis hin zum Putsch führen:

This politicization and personal enrichment of senior officers has often bred resentments among their more professionally inclined confrères, as well as those excluded from the pickings. It has motivated coups and revolts by men in the ranks. (Luckham 1994: 39)

Derlei wirtschaftliche Aktivitäten sind für Armeeeoffiziere bereits in Friedenszeiten lukrativ; befindet sich eine Armee im Krieg, bieten vermehrte Waffenkäufe, Transporte von Material und Soldaten, Soldzahlungen und Nachschub zusätzliche Möglichkeiten der Bereicherung, was dazu führen kann, dass die Armeeführung nicht sonderlich gewillt ist, den Krieg zu einem schnellen Ende zu bringen. Collier hält fest: „If some people do well out of civil war they may not be particularly concerned to restore peace“ (2000: 104). In Moçambique liess sich eine Entwicklung innerhalb des Militärs beobachten, die Weissman in Anlehnung an Bayarts *politique du ventre* (1989) *guerre du ventre* nennt, die Nutzung der Kriegssituation, „um sich den Bauch vollzuschlagen“ (1999: 268). Weissman untersuchte in Moçambique, wie der Krieg zwischen der Regierung und Renamo-Rebellen zwischen 1976 und 1992 vielen Militärs als Mittel der Bereicherung diente: Offiziere der Regierungsarmee verkauften militärisches Gerät weiter und unterschlugen Finanzen für den Betrieb und für die Verwaltung. 1994 musste der Verteidigungsminister Moçambiques feststellen, dass 12 000 seiner Männer nur auf dem Papier existierten. Die Soldaten waren im Krieg gefallen, aber ihre Vorgesetzten hatten es unterlassen, sie als tot zu melden, um den Sold und die Unterhaltspauschalen behalten zu können. Auf diese Weise wurden pro Jahr rund 20 Millionen US-Dollar veruntreut. Manche Offiziere sollen dafür berüchtigt gewesen sein, Einsätze zu befehligen, bei denen besonders viele Opfer zu erwarten waren. Auch bei den lebenden Soldaten wurden oft Sold und Ausrüstung zurückbehalten und von den Vorgesetzten unterschlagen, was zu sinkender Moral und zu Meutereien führte. Nach Kriegsende wurde bekannt, dass für zahlreiche Angriffe auf Verkehrsverbindungen und für Überfälle auf Konvois nicht die Rebellen schuld waren, sondern Regierungstruppen, welche anschliessend die Waren plünderten. Moçambiques Präsident Joaquim Chissano erklärte 1989: „Es gibt Leute, die sich an unseren Schwierigkeiten bereichern. Sie wollen kein Ende des Krieges. Und diese Leute unterstützen den Kampf gegen die Banditen in keiner Weise“ (zitiert nach Weissman 1999: 268). Weissman zeigt auf, dass innerhalb der Armee Strategien zur Nutzung der Bereicherungsmöglichkeiten, die der Krieg bot, entwickelt wurden, welche dazu führten, dass gewisse Akteure der Regierungsarmee eine bewusste Kriegerverlängerung betrieben und die Renamo-Rebellen mit Waffen versorgten, als diese knapp wurden (Weissman 1999: 271).

3 Acholiland im Kontext der ugandischen Geschichte

3.1 Zur Ethnogenese der Acholi

Especially since 1971, little has mattered more to Acholi, individually and collectively, than ethnic identity. For many thousands of men, women and children, being identified as Acholi has literally meant, depending upon chronology and circumstances, life or death.

(Atkinson 1994: 11)

Die Acholi, welche als ethnische Gruppe am stärksten von den Auswirkungen des bewaffneten Konfliktes im Norden Ugandas betroffen sind, leben hauptsächlich in den Distrikten Gulu, Kitgum und Pader²³ sowie jenseits der Grenze im Süden des Sudans; sie machen knapp fünf Prozent der ugandischen Bevölkerung aus (Tripp 2000: 127) und sprechen wie ihre südlichen Nachbarn, die Langi, die westnilotische Sprache Luo (Decalo 1989: 119).

²³ Diese drei Distrikte nehmen zwölf Prozent der Landesfläche Ugandas ein.

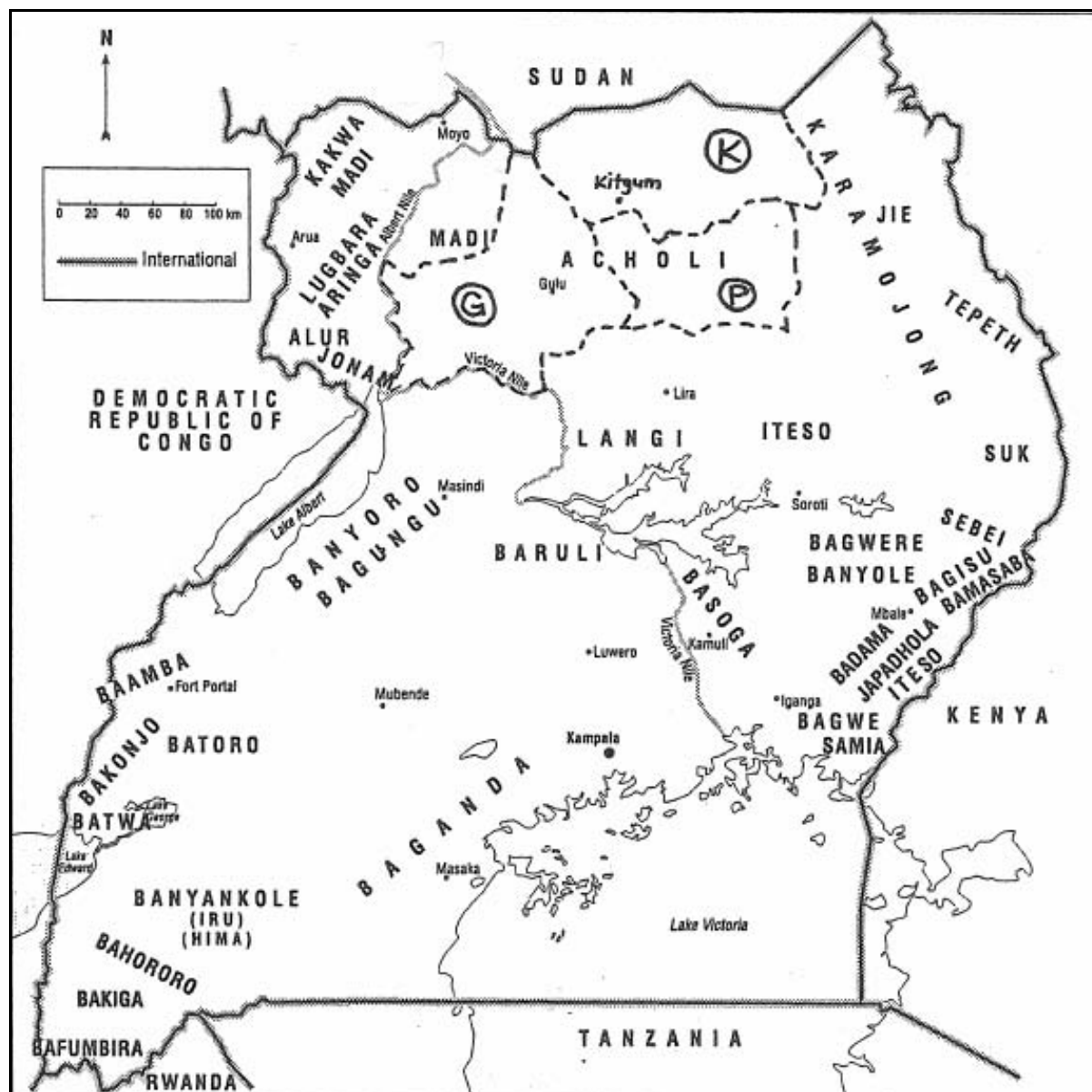


Abbildung 1: Ethnische Gruppen Ugandas; gestrichelte Linien zeigen die heutigen administrativen Grenzen der drei Distrikte Acholilands: Distrikt Gulu (G), Distrikt Kitgum (K) und Distrikt Pader (P).

(Tripp 2000: xxxix, Ergänzungen durch Kuster und Santschi).

Die Bevölkerung Ugandas wird sprachlich oft in zwei Hauptgruppen, in die Bantu im Süden und die Niloten im Norden kategorisiert, wobei der Nil die ungefähre Grenze bildet (Byarugaba 1998: 180).

Der Ursprung der Entwicklung einer kollektiven Identität bei den Acholi ist umstritten. Atkinson betont, dass sich die kollektive Identität der Acholi lange vor dem Kolonialismus zu entwickeln begann. Nach Migrationsbewegungen in der Mitte des 17. Jahrhunderts siedelten

Angehörige dreier Sprachgruppen (ostnilotisch, westnilotisch und sudanesisch) im heutigen Acholiland. Diese bekämpften sich teilweise, wiesen aber vergleichbare Wirtschaftsformen und soziopolitische Organisationen auf und fusionierten vermutlich um 1675 zu ersten Chiefdoms²⁴, welche Atkinson als „a cluster of shared experiences, similar organization, and common ideology and political culture“ (1994: 18) bezeichnet. Diesen Chiefdoms stand je ein *Rwot*²⁵ vor. Mit der Bildung dieser Einheiten begannen sich Abgrenzungen zu anderen Ethnien herauszubilden. Atkinson vermutet, dass die Acholi die zentralistischen Strukturen der Chiefdoms, deren Ideologie und die Luo-Sprache²⁶ in einem langen Prozess vom Königreich Bunyoro (Banyoro) im Westen Ugandas übernahmen:

First came the establishment of new, chiefly sociopolitical institutions and ideology. This in turn forged new political entities and identities as well as wider social relations. Finally, a common social order and political culture developed, a new society and collective identity evolved, and a common language (Luo) spread. (Atkinson 1994: 80)

Die Bezeichnung Acholi ist laut Girling (1960: 2) erst seit den 1930er-Jahren verbreitet und geht möglicherweise auf die Redewendung *an lacoo-li* zurück, was so viel wie „I am a man“ bedeutet. Atkinson (1994: 269) vermutet, dass Acholi eine abgewandelte Form des Begriffes *Shuli (Shooli)* ist, den arabische Händler im Sudan benutzten.

Laut Atkinson verfestigte sich die Identität der Acholi während des Kolonialismus:

[...] the lines drawn on colonial maps and images in people's heads demarcating Acholi from neighboring tribes were increasingly operationalized, enforced, and reified, in a pattern common to much of colonial Africa. On the basis of perceived (or presumed) common origins, political organization, language and culture, Acholi was a designated tribe, and as such administered as a discrete tribal unit. Politics was to be strictly limited and exclusively tribal. (Atkinson 1994: 7)

Eine andere Argumentationslinie vertritt die Ansicht, dass die Acholi-Identität gänzlich ein Konstrukt des Kolonialismus ist. Behrend geht davon aus, dass eine präkoloniale Acholi-Identität nicht existierte und dass die Acholi, aber auch die Trennung zwischen dem Norden

²⁴ 30 bis 50 Dörfer bildeten damals ein Chiefdom (Girling 1960: 84).

²⁵ Die *Rwodi* (Mehrzahl von *Rwot*), welche den Chiefdoms vorstanden, besaßen nicht nur die politische, sondern auch die rituelle Autorität. Sie waren zusammen mit den religiösen Autoritäten für ausreichend Regen, Fruchtbarkeit und Wohlstand verantwortlich (Behrend 1991: 173; Butt 1952: 83). Von der Bevölkerung erhielten die *Rwodi* Steuern in Form von Nahrungsmitteln, Elfenbein oder Fronarbeit, und manche *Rwodi* bereicherten sich durch Sklaven- und Elfenbeinhandel (Atkinson 1994: 92, 286; Wild 1954: 34). Während der Kolonialzeit verloren die meisten *Rwodi* ihre Stellung, und nur wenige arbeiteten für die koloniale Verwaltung (Girling 1960: 8, 84). Dennoch ist den Acholi bis in die Gegenwart bekannt, wer ihr jeweiliger *Rwot* ist. In der ugandischen Verfassung von 1995 werden den traditionellen Autoritäten kulturelle Aktivitäten und ihr Status zugestanden; sie dürfen aber keine politischen Ämter besetzen (The Republic of Uganda 1995: 151).

²⁶ Die Verbreitung von Luo seit Mitte des 17. Jahrhunderts als gemeinsame Sprache ist ein wichtiger Aspekt in der Entstehung der Acholi-Identität. Wahrscheinlich setzte sich Luo durch, weil die Sprache mit dem Bunyoro-Königreich verbunden wurde und daher als prestigeträchtig galt (Atkinson 1994: 97).

und Süden Ugandas erst durch die Fixierung der kolonialen Distrikte als Folge kategorisierender Wissenschaftler geschaffen wurde:

Only later were the two districts [West Acholi and East Acholi] unified into a single Acholi District, thus creating an ethnic group that had not existed before. [...] This opposition [between north and south] was 'invented' in the scholarly discourses of linguists, anthropologists, and historians. (Behrend 1999a: 18)

Die Unterteilung Ugandas in verschiedene Distrikte entlang ethnischer Linien²⁷ und die dezentrale Verwaltungsstruktur der britischen *indirect rule* schufen laut Tripp neue, umfassende ethnische Einheiten, und ethnische Unterschiede wurden zu starren geographischen Grenzen erklärt und formalisiert:

If one accepts the fact that identities can be constructed and molded by political and social agents, then it is plausible that they can also be reshaped and reconfigured. For example, when the British drew up the colonial administrative districts, several related groups were brought into Busoga; several smaller chiefdoms came under Ankole jurisdiction; fifty warfare units coalesced to become the Acholi [...]. Clearly none of these identities were immutable and they were fairly easily molded by new administrative configurations. (Tripp 2000: 124)

Ein britischer Kolonialbeamter erklärte 1947: „The urgent trend of modern administration has been to bring the clans together and to make the Acholi conscious of their unity as a single people, without destroying their individualistic background“ (zitiert nach Finnström 2003: 61). Atkinson und Byarugaba werfen der britischen Kolonialverwaltung vor, diese habe mit der Schaffung und Festigung von ethnischen Grenzen die Gesellschaft gespalten, um sie einfacher verwalten zu können:

Individuals and social and political groups among the Acholi competed for power and influence within the context of their tribe, and the Acholi as a collective entity competed with other tribes for scarce social and economic investments and opportunities. All of this served the interests of those in power, who emphasized sharply differentiated and exclusivist tribal cultures and identities, and exaggerated and even invented differences among them. (Atkinson 1994: 7)

The facilitators of ethnocentrism were the colonial masters. They wanted each tribe to remain, as far as possible, separated from the others for ease of administration. The counties demarcated by the colonial administrators still hold today, and the tribes still regard themselves as unique entities, although they accept rule from the centre. (Byarugaba 1998: 181)

Bereits Butt (1952: 13) erwähnt, dass die Kategorisierung der ugandischen Sprachen und Ethnien durch Linguisten, Ethnologen und Missionare einen grossen Einfluss auf die Bildung von kollektiven Identitäten ausübte, was auch Atkinson betont: „Together, missionaries helped create a powerful new idiom and new venues for the expression of a consciously identified and clearly bounded ethnic (tribal) identity“ (1994: 7). Ethnologen bewerteten während

²⁷ Tripp schreibt, dass die Grenzen der Distrikte im Norden Ugandas entlang bereits bestehender sprachlicher und kultureller Grenzen gezogen wurden: „Linguistic and cultural differences became bases of administrative division in the North among the Nilotic and Sudanic groups“ (2000: 124).

der Kolonialzeit Ethnien, indem sie sprachliche Kategorien mit der politischen Organisation verglichen und ethnische Gruppen je nach Grad der Zentralisierung als *superior* oder als *inferior* bezeichneten. Dies führte dazu, dass die Bevölkerung im Norden Ugandas, deren Gesellschaften weniger stark zentralisiert waren als jene im Süden, als rückständig betrachtet wurde: „These lines of differentiation would all seem to put the North at a clear disadvantage as an underprivileged back-yard of Uganda inhabited by people whose culture, at least politically, were generally presented as inferior“ (Ginywera-Pinchwa 1989: 49). Decalo (1989: 121) bezeichnet noch 1989 die bantusprachigen Gruppen im Süden auf Grund ihres zentralistischen, monarchischen Systems als „advanced“, die Menschen im Norden hingegen als „backward“.

Anders als in den fruchtbaren und regenreichen Gebieten im Zentrum Ugandas sind die ökologischen Bedingungen in der Savanne des Nordens, wo Regen nur unregelmässig fällt, hart. Die meisten Acholi betreiben, wo dies die Sicherheitslage heute noch erlaubt, in ihren weit verstreut liegenden Siedlungen Ackerbau und Viehzucht. Hirse ist das bedeutendste Getreide. Neben Kleinvieh besitzen wohlhabendere Bauern Rinder, welche für die Acholi einen hohen Wert darstellen:

The Acholi concept of wealth, *lim*, comprises in order of their importance: cattle and livestock generally, wives, children, millet, domestic fowls, huts, and personal possessions, such as hies, spears, wearing skins, shields, cooking pots, and utensils. (Girling 1960: 61)

3.2 Uganda unter britischer Verwaltung (1893-1962)

It would indeed be odd if one were to argue that, colonialism had come to Africa to create nation states; the reverse was true and this should surprise no one because it was in the interest of the colonial powers that the ruled should remain divided and weak, this was the surest way of maintaining colonial control over them.

(Karugire 1996: 27)

Bevor Uganda 1893 zu einem britischen Protektorat erklärt wurde, dominierten im Süden und Westen Königreiche, während die Bevölkerung im Norden in dezentral strukturierten Gesellschaften lebte, die in Chieftoms oder Altersklassen organisiert waren (Khiddu-Makubuya 1994: 146). Zwischen den verschiedenen politischen Einheiten im vorkolonialen Uganda bestanden rege Handelskontakte; besonders die Königreiche Bunyoro und Buganda führten aber auch Kriege gegeneinander (Ginyera-Pinycwa 1989: 47), und im Norden bekämpften sich einzelne Ethnien und Clans: „In Acholi the country was divided up into separate and jealous clans which rarely came together except to fight“ (Wild 1954: 59).

Nachdem ab 1840 arabische Händler in das Gebiet des heutigen Uganda gelangten, erreichte 1862 der britische Entdecker John Hannington Speke auf der Suche den Quellen des Nils die Region. 1875 hielt sich Henry Morton Stanley, der ebenfalls auf der Suche nach den Nilquellen war, am Hof des Buganda-Königs²⁸ auf (Girling 1960: 133; Wild 1954: 15). Karugire (1996: 8) datiert den Beginn des Kolonialismus in Uganda mit der Ankunft Stanleys, da dieser Grossbritannien aufforderte, protestantische Missionare²⁹ nach Buganda zu senden, welche 1877 Buganda erreichten; 1879 folgten ihnen katholische Missionare aus Frankreich (Ocitti 2000: 50). 1884 wurde Uganda an der Berliner Afrika-Konferenz Grossbritannien zugeteilt (Wiebe 1998: 59). Dem zunehmenden Einfluss der Missionare und dem schwindenden Respekt missionierter Baganda gegenüber dem Kabaka (König der Baganda) versuchte dieser entgegenzuwirken, indem er die Missionare auf eine Insel im Victoriasee verbannen wollte, worauf ihn Vertreter der verschiedenen Konfessionen 1888 gemeinsam stürzten: „Thus was the first coup in modern Uganda engineered by foreigners dividing, playing on, and enhancing the differences among people“ (Mabrizi 1989: 232). Nach dem Sturz des Kabakas brach zwischen den religiösen Fraktionen ein Bürgerkrieg um die Vorherrschaft in Buganda aus. Die Protestanten konnten sich 1892 mit Hilfe britischer Kolonialtruppen durchsetzen; der Kabaka wurde wieder eingesetzt, aber von protestantischen Chiefs beeinflusst, obwohl Katholiken die Mehrheit der Baganda ausmachten (Decalo 1989: 122; Kasozi 1994: 27).

Ein Jahr nach der Beendigung des Konflikts mit dem Kabaka wurde Uganda 1893 zum britischen Protektorat erklärt. Für die militärische Eroberung ugandischer Gebiete arbeiteten die Briten mit Baganda zusammen, die im Auftrag der Briten unter anderem das Königreich Bunyoro im Westen Ugandas eroberten (Mabrizi 1989: 233; Richards 1969: 44).

Die Briten teilten Uganda entlang von ethnischen Linien ein; sie regierten mit *indirect rule* und liessen dort, wo die traditionellen Eliten nicht ihren Ansprüchen entsprachen, bugandische Beamte verwalten, welche der britischen Kolonialverwaltung unterstanden (Lwanga-Lunyiigo 1989: 31; Wiebe 1998: 59). Diese privilegierte Position der Baganda hatte zur Folge, dass andere ethnische Gruppen sie als Agenten der Kolonialisten betrachteten und das System des *indirect rule* als ein Instrument interpretierten, welches den Baganda erlaubte, andere ethnische Gruppen zu dominieren (Decalo 1989: 127). Den Briten wurde vorgeworfen, sie hätten nach dem Konzept von *divide-and-rule* absichtlich ethnische Differenzen hervorgehoben oder gar geschaffen und Spannungen geschürt, um zu verhindern, dass sich die verschiedenen Ethnien gemeinsam gegen sie erhoben. Die Baganda galten als besonders geeignet, um administrative Aufgaben zu übernehmen, während die Briten Ugandern aus dem Norden des

²⁸ Ein Muganda (Singular) bzw. die Baganda (Plural) leben im Königreich Buganda, welchem der Kabaka (König) der Baganda vorsteht.

²⁹ Der Buganda-König war besorgt über die Aktivitäten von ägyptischen Händlern im Norden Ugandas und fürchtete, dass diese ihr Einflussgebiet nach Süden ausdehnen könnten. Er hoffte, von den Regierungen der Missionare unterstützt oder bewaffnet zu werden, sollten die Ägypter Buganda gefährden (Karugire 1996: 8).

Landes kriegerische Qualitäten nachsagten.

It is important to point out that the British may have exacerbated these prejudices and rivalries, though they did not initiate them – many were present before the colonist' arrival. [...] British authorities also characterised and reinforced images relative to the 'usefulness', productivity, 'sustainability' and competence of the people in each region, leading to ethnic-based labels and stereotypes that have persisted to this day. (Lomo und Hovil 2004: 18, 19)

Rivalitäten und Spannungen sowie die Betonung von Unterschieden erleichterten den Briten zwar Uganda zu verwalten, forcierten jedoch Ethnozentrismus. Disparitäten zwischen den ethnischen Gruppen und Regionen wurden durch die koloniale Wirtschaftspolitik verstärkt. Die Briten liessen in Uganda *Cash Crops* wie Baumwolle, Kautschuk, Kakao und Kaffee für den Export anbauen. Der Süden und der Osten wurden als produktive Zonen deklariert, während aus den offiziell unproduktiven Zonen des Westens und des Nordens vor allem Arbeitskräfte und Soldaten rekrutiert wurden. Da die Briten die Infrastruktur nur in jenen Gebieten aufbauten, wo dies für den Anbau der *Cash Crops* notwendig war, investierten sie kaum in den Norden und Westen. Diese Politik hatte auch zur Folge, dass die Durchschnittseinkommen in Uganda regional ungleich verteilt waren (Cartwright 1983: 229; Kasozi 1994: 30, 51; Lwanga-Lunyiigo 1989: 36). Bugandische Kinder wiesen einen bedeutenden Bildungsvorsprung auf, da Missionare ihre ersten Schulen in Buganda eröffneten; dadurch wurden Baganda bevorzugt in der Verwaltung angestellt (Richards 1969: 45). Nach einer Meuterei der Nubier im Jahr 1897 rekrutierten die Briten vor allem Acholi als Soldaten für die Kolonialarmee, da die Briten die segmentär organisierten Acholi kaum als Bedrohung für den Kolonialstaat betrachteten (Mazrui 1975: 35). Tripp sieht in dieser Rekrutierungspolitik die Ursache für Konflikte im postkolonialen Uganda:

Because of Buganda's political and economic strength, the British decided to keep the South demilitarized, and enlisted in the army the Nilotic Acholi and Langi and the Nilo-hamitic Itesot. These patterns of economic, political and military polarization laid the basis for many conflicts in the postindependence period. (Tripp 2000: 126)

Die ersten ugandischen Parteien wurden in den 1950er-Jahren gegründet. Zuvor hatten die Briten Parteigründungen mit dem Argument, dass Parteien den Regionalismus und Instabilität fördern würden, verboten (Mugaju 2000: 15). Bei allen Parteien spielten ethnische und religiöse Faktoren eine wichtige Rolle:

The parties have been aptly termed 'coalitions of local interests', a description that could equally well define the conclusion of the entire politicising process, which ran largely along the ethnic boundaries and used the ethnic groups as the starting point to these allocative function. (Hansen 1977: 59)

Die erste Partei, der *Uganda National Congress* (UNC), 1952 gegründet, wurde durch interne Streitigkeiten und Intrigen bald geschwächt. Das Parteimitglied Milton Obote, ein Langi aus dem Norden, kritisierte, die Partei werde von Baganda dominiert, worauf sich 1958 die Nicht-Baganda vom UNC trennten (Cartwright 1983: 231, Wiebe 1998: 93). Milton Obote und seine Gefolgsleute schlossen sich zum *Ugandan People's Congress* (UPC) zusammen, der seine

Anhänger vor allem bei den Protestanten in Acholiland, Lango und Teso fand, indem er gegen die Baganda mobilisierte: „Obote’s UPC was essentially a party of Northerners and Easterners, many of whom were hostile to the Baganda, with their strong positions in the civil service and in educational institutions“ (Horowitz 1985: 487). Die *Democratic Party* (DP) wurde 1956 vor allem von katholischen Baganda mit dem Ziel gegründet, die von den Kolonialisten gestützte Dominanz der Protestanten in der Verwaltung zu bekämpfen; sie mobilisierte vor allem Katholiken im ganzen Land (Mabrizi 1989: 236).

Neben der wirtschaftlichen und administrativen Dominanz der Baganda und ihrer engen Zusammenarbeit mit den Briten bei der Eroberung Ugandas machten sie sich mit dem Versuch, eine autonome Stellung zu erhalten, in den anderen Gebieten Ugandas unbeliebt. Trotz Warnungen der Briten erklärte der Kabaka das Königreich Buganda auf den 1. 1. 1960 für unabhängig (Austin 1984: 57), was die Briten jedoch ignorierten. 1961 versuchte die bugandische Elite, die Wählerschaft an der Registration für die Parlamentswahlen zu hindern (Ocitti 2000: 86). Trotzdem umwarben die DP und der UPC in Buganda Wähler. Obwohl nur drei Prozent der Stimmberechtigten wählten, gewann die DP 20 von 21 Sitzen in Buganda, und Benedicto Kiwanuka, ein bugandisches DP-Mitglied, wurde zum Premierminister der neuen ugandischen Regierung ernannt. Der Kabaka und seine Gefolgsleute reagierten auf den Erfolg der DP, indem sie eine eigene monarchistische Partei, die Kabaka Yekka (KY) gründeten, welche die Interessen der bugandischen Elite und des Kabakas vertrat (Decalo 1989: 128). Richards erklärt die Autonomiedrohungen und die fehlende Partizipation Bugandas in der nationalen Politik damit, dass die Baganda sich fürchteten, durch die Einbindung in den ugandischen Staat ihre Sonderstellung zu verlieren.

3.3 Dominanz des Nordens im postkolonialen Uganda (1962-1986)

Shortly after independence, the country degenerated into tyranny, chaos, violence, recurrent upheavals, war, economic collapse and moral degeneration. [...] State-sponsored violence, extra-judicial killings and the violation of basic human rights were elevated to the level of public policy.

(Mugaju 2000: 8)

3.3.1 Acholi and Langi an der Macht: Milton Obote I (1962-1971)

Am 9. Oktober 1962 wurde Uganda eine unabhängige Republik, deren Verfassung den Königreichen einen föderalen Status gewährte. Mit Milton Obote als Premierminister, einem Langi aus dem Norden, übernahm die aus den Wahlen 1962 siegreich hervorgegangene Allianz zwischen der KY und dem UPC die Regierung, und 1963 wählte das Parlament den bugandischen Kabaka zum Präsidenten Ugandas. Kurz nach dem Regierungsantritt entstanden jedoch innerhalb der Koalition Spannungen zwischen der monarchistischen KY und dem nationalistischen UPC. Der UPC zeigte anti-bugandische Tendenzen, während die KY vor

allem bugandische Interessen verfolgte. Aus dem Scheitern der Koalition 1964 ging Milton Obotes UPC gestärkt hervor, da es ihm durch Patronage gelungen war, Überläufer von anderen Parteien zu gewinnen und eine Mehrheit im Parlament hinter sich zu scharen (Byarugaba 1998: 183; Mabrizi 1989: 245). Im Januar 1964 brach in der Armee eine Meuterei aus, da ein Teil der Soldaten höheren Sold und eine Afrikanisierung des Kaders forderte. Premierminister Milton Obote erhöhte in der Folge den Sold derart stark, dass die Löhne der mehrheitlich aus dem Norden stammenden Soldaten 15 Mal höher als das Durchschnittseinkommen in Uganda lagen (Hansen 1977: 81). Zudem nutzte Obote die Afrikanisierung des Armeekaders als Gelegenheit, um die Armee in seinem Interesse umzugestalten und Vertrauensleute wie den aus dem Nordwesten stammenden Idi Amin in wichtige Posten einzusetzen:

To the extent that Obote could be seen as a northerner struggling against the privileges of the southern kingdoms, he could expect the army to serve as a loyal instrument, as long as its material wants were satisfied. (Cartwright 1983: 235)

Milton Obote baute seine Macht weiter aus, indem er vor allem Soldaten aus dem Norden (Acholi und Langi) und aus der nordwestlichen Region West Nile in die Armee rekrutierte. Die Dominanz der Acholi in der Armee wurden ihm als Bevorzugung des Nordens auf Kosten des Südens angelastet: „In fact the North came to be singled out as a special region enjoying an undue share of the national cake, particularly as presented by the numbers of men and officers in the security forces“. (Gingyera-Pinyewa 1989: 52)

Mehrere UPC-Mitglieder aus dem Süden sowie deren Verbündete aus der KY und der DP nutzten am 4. Februar 1966 die Abwesenheit von Premierminister Milton Obote, der zu jenem Zeitpunkt im Norden weilte, um im Parlament den Ausschluss Idi Amins aus der Armee und eine Misstrauenserklärung gegen Obote durchzusetzen (Ofcanski 1996: 40). Milton Obote liess als Reaktion fünf Minister aus dem Süden verhaften, setzte den Kabaka unter Putschvorwürfen als Präsidenten ab, hob die Verfassung auf und übernahm, gestützt auf die Armee, die Staatsgewalt. Gleichzeitig ernannte er Idi Amin zum Armeechef. Im April 1966 führte Obote eine Übergangs-Verfassung ein, welche den Staat zentralisierte, den Sonderstatus der Königreiche aufhob, Milton Obote für fünf Jahre zum Präsidenten erklärte und ihm das Militär, die Polizei, die Verwaltung sowie das Rechtswesen unterstellte (Barongo 1989: 79; Kasozi 1994: 83; Mabrizi 1989: 249).

Durch Patronage versuchte Präsident Obote, das Militär an sich zu binden: Er erhöhte 1966 das Verteidigungsbudget und beförderte loyale Armeeingehörige: „All this diverted resources away from other channels of expenditure and set a precedent for the Army to expect economic rewards in turn for loyalty to the paymaster“ (Omara-Otunnu 1987: 78). Durch diese Entwicklungen trat die Armee als wichtiger politischer Akteur auf, was die Grundlage für die Militarisierung der Politik Ugandas schuf. Als Folge dieser Abhängigkeit konnte Obote kaum gegen undisziplinierte Militärs vorgehen und gestand ihnen viel Macht zu: „They [the armed forces] were above the law and co-equal with the government“ (Cartwright 1983: 236). 1969 rief Obote den Einparteienstaat aus und besetzte Schlüsselpositionen mit Vertrauenspersonen, vor

allem Langi und Acholi, was die Unzufriedenheit unter den anderen Ethnien förderte und das Land zwischen Nord und Süd weiter spaltete:

Since the 1966 crisis had dramatized those events as the struggle for power between southern Bantu and northern Nilotics, the struggle for participation and power in Uganda came to be seen and interpreted largely in such ethnic terms. (Barongo 1989: 80)

Da sowohl Präsident Milton Obote als auch Armeechef Idi Amin versuchten, ihre ethnischen Vertrauenspersonen in die Armee zu rekrutieren, um dadurch die eigene Machtposition auszubauen, verschlechterte sich deren Beziehung zusehends. Obote rekrutierte vor allem Langi und Acholi, Amin vor allem Nubier und Soldaten aus seiner Heimatregion West Nile im Dreiländereck Uganda, Südsudan und Kongo (Southall 1980: 640). Diese verstärkte Ethnisierung der Armee führte zu ethnischen Spannungen innerhalb des Militärs. Präsident Obote baute unter der Führung eines Cousins zwei paramilitärische Sicherheitsorganisationen auf und rekrutierte hierfür Langi aus der Umgebung seines Heimatdorfs. Mudoola (1989: 127) argumentiert, dass Obote damit versuchte, die Macht des Militärs, dem er nicht mehr gänzlich vertrauen konnte, einzuschränken und gleichzeitig seine persönliche Sicherheit in die Hände ethnischer Vertrauenspersonen zu legen. Die Acholi und West-Niler in der Armee, darunter auch Idi Amin, fühlten sich von den paramilitärischen Langi-Einheiten Obotes rivalisiert (Khiddu-Makubuya 1989: 146). Die Beziehung zwischen Amin und Obote erreichte einen Tiefpunkt, als Präsident Obote seinem Armeechef Amin vorwarf, Finanzen unterschlagen zu haben und an Ermordungen von Armeeeoffizieren beteiligt gewesen zu sein. Nachdem Milton Obote im Januar 1971 von Idi Amin Rechenschaft verlangte, putschte Amin gegen Obote, als dieser in Singapur weilte; Milton Obote zog sich danach ins Exil nach Tansania zurück (Kasozi 1994: 103; Khadiagala 1995: 36).

3.3.2 Gewalt und Populismus: Idi Amin (1971-1979)

Der Sturz Milton Obotes durch Idi Amin, einem Kakwa aus der nordwestlichen Provinz West Nile, wurde im Januar 1971 von der bugandischen Bevölkerung und anderen Gegnern Obotes gefeiert: „The Baganda rejoiced and applauded the change not because they loved Amin but because they hated Obote“ (Kasozi 1994: 103). Am 2. Februar 1971 erklärte sich Idi Amin zum Staatsoberhaupt, zog die legislative Macht an sich, löste das Parlament sowie die Judikative auf und ernannte einen Ministerrat. Er argumentierte populistisch und konnte die ärmeren Gesellschaftsschichten, die wie Amin kaum Schulbildung genossen hatten, begeistern. Amin beschuldigte Milton Obote sowie die Langi und Acholi, wichtige Posten in der Politik und der Wirtschaft besetzt und andere Regionen und Ethnien vernachlässigt zu haben (Ocitti 2000: 194).

Bereits kurze Zeit nach der Machtübernahme zeigte sich, dass sich Amin vor allem auf die Armee stützte. Der Truppenbestand wurde vergrößert, und Soldaten dominierten immer mehr das Strassenbild in Uganda. Idi Amin liess sich zum Oberbefehlshaber der Armee und zum

Präsidenten auf Lebenszeit ernennen, verbot Parteien und erlaubte es der Armee, willkürlich Häuser und Fahrzeuge zu durchsuchen und Personen zu verhaften. Seine Macht stärkte Amin, indem er Vertraute beförderte und Gegner eliminieren liess. Gegen potenzielle Anhänger Obotes und eigene Kritiker ging er mit äusserster Härte und Brutalität vor, weshalb vor allem Langi und Acholi unter den Übergriffen zu leiden hatten. Nach einem Aufstand der Armee im Juli 1971, der sich gegen die brutale Behandlung von ehemaligen Soldaten in Gefängnissen richtete, liess Idi Amin Massaker an Militärs und Zivilisten aus Acholiland und Lango verüben, bei denen die meisten Offiziere und mehr als die Hälfte der Soldaten der ugandischen Armee ermordet wurden. Die Ermordeten ersetzte Amin durch Männer aus seiner Heimatregion West Nile (Decalo 1989: 145; Ocitti 2000: 200).

Ethnicity during Amin's time reached a peak when thousands of Acholi and Langi soldiers were massacred for refusing to accept the change of leadership in the army and for being closely related to Obote. (Byarugaba 1998: 187)

Zunehmend verhafteten, folterten und ermordeten Amins Sicherheitskräfte auch Zivilisten, vor allem Intellektuelle und andere Kritiker. Da die Soldaten für ihre Taten nicht bestraft wurden, begannen sie, willkürlich Zivilisten umzubringen, um sich deren Besitz anzueignen (Cartwright 1983: 244, 246; Furley 1989: 278). Loyale Soldaten belohnte Idi Amin, indem diese die Posten der getöteten Soldaten übernehmen und ungestraft das Land plündern durften. Amin erhöhte mehrmals den Sold seiner Truppen, leitete finanzielle Mittel aus der Entwicklungszusammenarbeit und aus anderen Bereichen in die Armee um und importierte Luxusgüter wie Whisky, um sich so die Unterstützung innerhalb des Militär zu sichern: „Although as a part of his strategy for survival Amin terrorised the civil population [...], he also tried to keep the soldiers contented by giving them more power, from which they could also derive wealth“ (Omara-Otunnu 1987: 121).

Um seine innenpolitische Popularität zu steigern, forderte Idi Amin im August 1972 die rund 70 000 Angehörigen der asiatischen Minderheit auf, Uganda zu verlassen³⁰. Die Vertriebenen, hauptsächlich Inder, durften nur eine bescheidene Geldsumme mitnehmen und hinterliessen rund 5600 Unternehmen sowie persönliche Güter im Wert von schätzungsweise 400 Millionen US-Dollar (Ofcanski 1996: 44). Die Ausweisung der Asiaten stürzte das Land in eine wirtschaftliche Krise. Plünderungen der enteigneten Unternehmen durch Soldaten sowie Misswirtschaft führten zu einer starken Verknappung und Verteuerung von Konsumgütern wie Salz und Seife (Cartwright 1983: 246; Sathyamurthy 1994: 510). Handel war nur noch

³⁰ Viele Ugander betrachteten die Asiaten, welche einen Grossteil des Handels kontrollierten, mit Misstrauen und Neid. Mit der Enteignung und Vertreibung der asiatischen Minderheit versuchte Amin seine Popularität in der Bevölkerung zu steigern und von wirtschaftlichen Problemen abzulenken, indem er die Asiaten dafür verantwortlich machte (Cartwright 1983: 244; Sathyamurthy 1994: 510). Ocitti (2000: 206) erwähnt als weiteren Grund für die Ausweisung der Asiaten, dass Amin dadurch seinen nubischen Gefolgsleuten Zugang zu den zuvor von Asiaten dominierten Wirtschaftszweigen verschaffen wollte.

durch Korruption oder Klientelismus mit Militärs möglich: „Army commanders in the major regions became local warlords, combining military, political, administrative, commercial, and agricultural operations into composite *fiefs*“ (Southall 1980: 642).

Exilugander, darunter Milton Obote und Yoweri Museveni, bauten in Tansania bewaffnete Oppositionsgruppen auf und initiierten 1972 erfolglos eine Invasion. Idi Amin wurde in der Folge zunehmend misstrauisch, intensivierte die Gewalt gegen Acholi und Langi und gegen andere vermeintliche Feinde und vergrösserte die Truppenstärke von 9000 Mann im Jahr 1971 auf rund 21 000 Soldaten 1977 (Ofcansky 1996: 44).

Um die Armee wieder zu vereinen und um die unzufriedene Bevölkerung abzulenken, warf Idi Amin Tansania vor, Uganda invadiert zu haben und besetzte im Oktober 1978 ein Stück tansanisches Gebiet. Die tansanische Armee startete mit Unterstützung von rund 2000 Kämpfern ugandischer Exilgruppen unter der Führung von Tito Okello jedoch eine Gegenoffensive und überschritt im Januar 1979 die Grenze nach Uganda (Austin 1984: 62; Kasozi 1994: 124). Amins undisziplinierte Soldaten leisteten kaum Widerstand; Idi Amin wurde am 11. April 1979 gestürzt und flüchtete über Umwege ins Exil nach Saudi-Arabien, wo er am 16. August 2003 starb (Monitor 24. 8. 03). Seine Truppen zogen sich in den Südsudan und in den Kongo zurück, wo sie sich regroupierten, um Uganda zu destabilisieren. Nach acht Jahren Gewalt Herrschaft hinterliess Idi Amin schätzungsweise zwischen 250 000 und 300 000 Tote, eine zerstörte Wirtschaft und Infrastruktur, eine traumatisierte Bevölkerung und ein militarisiertes politisches Denken:

The long-term effect was the gradual erosion of the values that are essential for the maintenance of democracy. This, among others, tolerance, reason, moderation and openness. Instead, fear, excessive use of force, political violence and resistance to political dialogue and debate – in short militarism – came to dominate social relations among people. (Ocitti 2000: 46)

3.3.3 Zwischenspiel – Machtgerangel (1979-1980)

Zwischen den zahlreichen ugandischen Exil-Gruppierungen bestanden während der Herrschaft Idi Amins ideologische Gräben und Interessendifferenzen. Manche Exilugander befürworteten eine Rückkehr Milton Obotes an die Macht, während andere, darunter Yoweri Museveni, dies ablehnten³¹ (Ocitti 2000: 210, 243; Sathyamurthy 1986: 659). Im März 1979 trafen sich Vertreter von über 20 verschiedenen Exil-Gruppierungen in Tansania und gründeten die *Ugandan National Liberation Army (UNLA)* sowie deren politischen Arm, die *Ugandan National Liberation Front (UNLF)*. Am 13. April 1979 übernahm die UNLF/UNLA nach dem Sturz Idi Amins mit dem Muganda Yusuf Lule als Präsident die Staatsgewalt in Uganda, war jedoch in interne Streitigkeiten und Machtkämpfe verstrickt. Als Yoweri Museveni zum

³¹ Ocitti (2000: 210) und Gertzel (1980: 462) schreiben die lange Regierungszeit Idi Amins den Spannungen zwischen Exilugandern zu, welche sich nicht gegen Amin vereinten, sondern sich um ideologische Fragen, um Machtverteilung und um die künftige Stellung Milton Obotes stritten.

Verteidigungsminister ernannt wurde, verstärkte dies die Spannungen zwischen Obote und Museveni weiter (Ocitti 2000: 264). Museveni und Obote rekrutierten Kämpfer aus ihrer jeweiligen Heimatregion (Obote aus dem Norden und Museveni aus dem Westen), auf welchen sie ihre Macht aufbauen wollten. Dieses Vorgehen führte zu einer weiteren Militarisierung der Politik und fraktionalisierte die ugandische Armee entlang ethnischer Linien: „As the army and the intelligence services were reorganised after 1979, the factionalism inside the dominant classes was reproduced inside the state apparatus. There was not one national army, but several armies, not one but several intelligence services“ (Mamdani 1995: 11). Die Bedeutung von Ethnizität zeigte sich bereits am Tag des Amtsantrittes von Präsident Yusuf Lule:

Problems [...] started right on the day he [Lule] was sworn-in. The first one was over his utterance in the local language, Luganda, during his swearing in speech, directed at members of his ethnic group that ‘Now it is our turn’. [...] It was a reminder that ethnicity still played a very prominent part among the top leaders of the country, even at the material time when Ugandans looked for national unity and guidance. (Ocitti 2000: 268)

Bei der nicht-bugandischen Bevölkerung verstärkte die Aussage Lules die Angst, dass die Baganda mit Präsident Yusuf Lule erneut versuchen würden, die anderen Regionen Ugandas zu dominieren. Lule wurde am 20. Juni 1979 nach nur 68 Tagen seines Amtes enthoben, weil er versuchte, eigenmächtig Ministerposten zu besetzen und das Parlament zu umgehen (Kasozzi 1994: 129; Ofcansky 1996: 48; Sathiyamurthy 1986: 661). Nach der Abwahl Lules übernahm der Muganda Godfrey Binaisa das Präsidentenamt und wurde vor die gleichen gravierenden Probleme gestellt: eine katastrophale Sicherheitslage mit marodierenden ehemaligen Soldaten Amins, undisziplinierte Soldaten der UNLA und Kriminelle, welche von der herrschenden Rechtlosigkeit profitierten. Zudem befand sich die Wirtschaft in einem desolaten Zustand. Als Binaisa Yoweri Museveni als Verteidigungsminister absetzte und den Armeechef, einen Langi und Vertrauten Milton Obotes, entliess, ohne das Parlament zuvor konsultiert zu haben, wurde er am 13. Mai 1980 abgesetzt (Decalo 1989: 167; Sathiyamurthy 1986: 666). Weder Lule noch Binaisa genossen Rückhalt in der Armee und handelten nicht in deren Interesse, weshalb sie sich nicht lange an der Macht halten konnten. An die Macht kam eine Militärkommission, darunter einige Vertraute Milton Obotes sowie Yoweri Museveni, welche umstrittene Parlamentswahlen organisierte. Der UPC ging als Sieger aus den Wahlen hervor und gewann 72 Sitze, während die DP 51 Sitze und das *Uganda Patriotic Movement* (UPM) von Yoweri Museveni nur einen Sitz errang, womit der UPC mit Milton Obote erneut an die Macht gelangte (Ocitti 2000: 296; Ofcansky 1996: 51).

3.3.4 Acholi und Langi zurück an der Macht: Milton Obote II und die Okellos (1980-1986)

Mit dem Sieg des UPC wurde Milton Obote, der bei den Baganda nach wie vor unpopulär war, 1980 erneut Präsident. Obotes Gegner, darunter Yoweri Museveni, warfen ihm vor, die

Wahlen gefälscht zu haben³² und gründeten in der Folge mehrere ethnisch gefärbte Rebellenorganisationen. Ocitti und Decalo interpretieren dies als Folge des militarisierten politischen Diskurses:

This demand for a violent means of redressing the electoral malpractices echoed in part a mentality acquired during Amin's era, when violence and militarism were the only means of resolving disputes, political or personal. The generation that just voted for the first time drew their experience of politics from this militarist era. (Ocitti 2000: 302)

Obote's electoral victory, disputed from the outset and fuelled by the insular paranoia of southerners, triggered the emergence of guerrilla movements against his rule. This southern attempt to reserve by force of arms (as in 1966) what has been lost at the ballot box in turn stiffened Nilotic resolve not to lose control of the state 'this time'. (Decalo 1989: 169)

Der Kern der grössten Rebellenorganisation, der *National Resistance Army (NRA)*, bestand aus Männern unter der Führung von Yoweri Museveni, welche bereits im Kampf gegen Idi Amin aktiv waren und hauptsächlich wie Museveni aus dem Südwesten Ugandas stammten (Amaza 1998: 14; Ngoga 1998: 98). Zur Kerngruppe gehörte auch Geheimdienstchef Paul Kagame, der spätere Präsident Ruandas. Mehr als 3000 der rund 14 000 Kämpfer der NRA waren Exil-Ruander. Immer wieder wurde Yoweri Museveni als Angehöriger der Bahima-Banyankole aus dem Südwesten des Landes, welche ähnliche soziale Strukturen wie die Tutsi in Ruanda aufweisen, von seinen politischen Gegnern als Ruander denunziert. Im Februar 1981 begann die NRA, die Regierung Obotes und deren UNLA-Einheiten militärisch zu bekämpfen (McNulty 1999: 89, Wapakhabulo 2000: 80). Als Massnahme gegen die Aktivitäten der NRA bildete Obotes Armee im Luwero-Dreieck im Zentrum des Landes grosse Camps für die Zivilbevölkerung. Laut Ocitti (2000: 315), der aus dem Norden Ugandas stammt, beabsichtigte Obote, dadurch die Bevölkerung besser zu beschützen und von den NRA-Rebellen zu isolieren, um so die Versorgung der NRA zu unterbinden. Kasozi (1994: 183) sowie Kabera und Muyanja (1994: 99), die aus dem Süden Ugandas stammen, argumentieren hingegen, dass die Regierung die Lager errichtete, um die Bevölkerung zu kontrollieren und gegen diese vorzugehen, da das Verlassen der Lager stark eingeschränkt war und Personen, die sich ausserhalb der Camps aufhielten, als Rebellen galten. In den Camps habe es an Nahrung, Wasser, Feuerholz und Medikamenten gemangelt, und viele Menschen seien gestorben. Laut Kasozi (1994: 180) verheimlichte Milton Obote die Camps lange, wurde aber dann durch internationalen Druck gezwungen, die schlechte Sicherheitslage einzugestehen und Hilfswerken den Zugang zu den Camps zu erlauben.

Da Obote wie Amin seine Soldaten teilweise aus kriminellen städtischen Schichten rekrutier-

³² Omara-Otunnu (1987: 154) will Musevenis Vorwurf der Wahlfälschung nicht gelten lassen, weil dieser der Vizevorsitzende der Wahlkommission war und daher Einfluss auf den Ausgang der Wahlen hätte nehmen können. Omara-Otunnu vermutet, dass Museveni vielmehr seine Niederlage nicht akzeptieren wollte.

te, war die UNLA undiszipliniert, plünderte und ging gegen die Bevölkerung vor (Kasozi 1994: 180; Ofcanski 1996: 54). Im Gegensatz dazu gewann Yoweri Musevenis NRA an Popularität, da seinen Kämpfern der Ruf anhaftete, diszipliniert zu sein und einen Verhaltenskodex zu befolgen (Ngoga 1998: 102). Ofcanski (1996: 54) sowie Lomo und Hovil (2004: 17) erwähnen allerdings, dass sich die NRA gegenüber der Zivilbevölkerung wenig vorbildlich verhielt. Als Folge der Repression durch Obotes Truppen schlossen sich in Buganda und im Westen Ugandas immer mehr Freiwillige Musevenis NRA an, welche erfolgreich gegen die UNLA kämpfte und ihr Gebiet ausdehnen konnte (Ofcanski 1996: 54). Somit stand der vor allem aus Acholi und Langi dominierten UNLA eine Rebellenorganisation entgegen, deren Kämpfer in erster Linie aus dem Süden und Westen des Landes stammten. Der Bürgerkrieg spielte sich daher zwischen Norden und Süden und zwischen den Sprachgruppen der Niloten und der Bantu ab: „This point highlights the ethnic-based nature of all forces in Uganda and the entrenchment of ethnic cleavages within Ugandan politics. The guerrilla warfare that ensued was fought essentially along ethnic lines“ (Omara-Otunnu 1987: 158).

Ein schwerer Schlag für die Armee Obotes war der Tod des beliebten Langi-Offiziers Oyite Ojok im Jahr 1983, worauf in der Armee Rivalitäten zwischen Langi und Acholi um die Nachfolge entstanden (Ocitti 2000: 317). Die Spannungen wuchsen, da die Acholi, welche die Mehrheit der Soldaten ausmachten, sich gegenüber den Langi benachteiligt fühlten: „One ethnically organised faction [Acholi] accused another [Langi] of enjoying the fruits of power while turning it into cannon fodder to fight the fast expanding guerrilla army in Luwero Triangle“ (Mamdani 1995: 38). Im August 1984 setzte Milton Obote einen Langi auf Oyite-Ojoks Posten, was bei den Acholi Verärgerung auslöste, da sie sich erhofft hatten, dass ein Acholi die Nachfolge antreten würde (Behrend 1991: 164; Ocitti 2000: 320). In der Folge kam es zu verschiedenen Zusammenstößen, und Acholi-Soldaten verweigerten den Gehorsam. Am 27. Juli 1985 putschten die beiden Acholi-Offiziere Basilio Okello und Tito Okello mit Acholi-Soldaten erfolgreich gegen Präsident Obote. Nach dem Putsch übernahm eine Militärverwaltung unter Tito Okello als Staatsoberhaupt und Basilio Okello als Verteidigungsminister die Regierungsgewalt; erstmals in der Geschichte Ugandas kontrollierten Acholi nicht nur die Armee, sondern stellten auch die Regierung:

By now, a group of Acholi took state power for the first time in the history in Uganda. They used this power, as had others before them, to gain wealth and to retaliate, for instance, against people from the West Nile and the Langi. However, after this victory, the UNLA disintegrated into a number of marauding groups which divided up Kampala between them and went on a plundering rampage. (Behrend 1999b: 23)

Die Militärverwaltung der Okellos lud alle politischen Parteien sowie sämtliche Rebellengruppen ein, im Militärtrat vertreten zu sein. Diesem Angebot schlossen sich mit Ausnahme der NRA alle Rebellenorganisationen an. Der Anführer der NRA-Rebellen, Yoweri Museveni, forderte die Hälfte der Sitze im Militärtrat und im Kabinett, was von Tito Okello abgelehnt wurde. Die Militärverwaltung unter den Okellos konnte sich gegen die NRA militärisch je-

doch immer weniger behaupten, und die NRA setzte den Kampf fort. Die Konfliktparteien unterzeichneten zwar nach Verhandlungen am 17. Dezember 1985 einen Friedensvertrag; beide Parteien beschuldigten sich jedoch, gegen den Vertrag verstossen zu haben (Amaza 1998: 110; Ofcansky 1996: 57). Die NRA konnte das Machtvakuum unter der schwachen Acholi-Militärregierung ausnutzen, nahm am 26. Januar 1986 Kampala ein, und Yoweri Museveni ernannte sich zum neuen Präsidenten Ugandas.

3.4 Yoweri Museveni und die National Resistance Army (NRA, seit 1986)

I am not here for money. I'm here to save my country.

(Präsident Yoweri Museveni, zitiert nach New Vision 10. 12. 03)

3.4.1 Yoweri Museveni und das Movement-System

Über die Machtübernahme durch Yoweri Museveni, einem Banyankole aus dem Südwesten Ugandas, und seiner *National Resistance Army* (NRA) bzw. deren politischen Arm, dem *National Resistance Movement* (NRM), freuten sich am 25. Januar 1986 vor allem Baganda und Ugander aus dem Westen des Landes. Unterstützer der Okello-Militärverwaltung hingegen fürchteten sich vor der Rache der NRA. Im Ausland wurden die politischen Entwicklungen mit Argusaugen verfolgt, denn die westlichen Mächte lehnten Musevenis marxistischen Hintergrund³³ ab (Mudoola 1991: 232; Sathyamurthy 1994: 522). Seine Ziele fasste Yoweri Museveni in einem Zehn-Punkte-Programm³⁴ zusammen und liess verlauten:

Politics in Uganda have been manipulated by the past politicians along sectarian, religious and tribal cleavages. [...] These manufactured divisions have ensured that people could not unite to confront their common enemy – under-development: The NRM will not tolerate any sectarian opportunists of any shade. The fundamental cause of Ugandan people's suffering must be ended. (Präsident Yoweri Museveni während seiner Antrittsrede am 29. Januar 1986, zitiert nach Museveni 1992: 279)

Viele Acholi verloren in der Folge ihre Stellen als Beamte, Soldaten, Polizisten und in Unternehmen, was von der Bevölkerung im Norden Ugandas als Absicht der neuen Regierung

³³ Yoweri Museveni, ein Sohn von Viehzüchtern, wurde während seines Studiums der Politikwissenschaften in Dar-es-Salaam (Tansania) mit marxistischen Ideologien und revolutionären Strömungen konfrontiert, politisierte bereits an der Universität und war während Jahren ein überzeugter Marxist.

³⁴ 1. Restoration of democracy; 2. Restoration of security of person and property; 3. Consolidation of national unity and elimination of all forms of sectarianism; 4. Defending and consolidating national independence; 5. Building an independent, integrated and self-sustaining national economy; 6. Restoration and improvement of social services and rehabilitation of war-ravaged areas; 7. Elimination of corruption and misuse of power; 8. Redressing errors that have resulted in the dislocation of some section of the population; 9. Co-operation with other African countries; 10. Following an economic strategy of a mixed economy (Museveni 1997: 217).

interpretiert wurde, ihnen Einkommensmöglichkeiten zu verwehren und sie zu marginalisieren, da viele Positionen mit Personen aus dem Westen und Süden des Landes besetzt wurden:

Im Norden und Osten des Landes lehnten sich kurz nach der Machtübernahme der NRA ehemalige UNLA-Soldaten Okellos und Zivilisten gegen die NRA auf; Museveni ging gegen diese militärisch vor, integrierte aber andere Rebellen in die NRA (Ocitti 2000: 339; Tripp 2000: 57). Er gewann dadurch nicht nur in Uganda an Akzeptanz, sondern verschaffte sich auch international Legitimität.

Nach der Machtübernahme 1986 führte Yoweri Museveni das *Movement* als politisches System in Uganda ein, ohne dafür neun Jahre lang verfassungsmässige oder gesetzliche Grundlagen zu schaffen. In der neuen Verfassung von 1995 wurde das *Movement* als politisches System zementiert. Gemäss *Movement*-Ideologie gehören alle erwachsenen Ugander zum *Movement*. Politische Parteien sind zwar nicht verboten, aber in ihren Möglichkeiten derart eingeschränkt, dass sie faktisch Papiertiger bleiben und dem *Movement* nicht gefährlich werden: Seit Musevenis Machtübernahme ist es Parteien untersagt, Kandidaten aufzustellen oder solche zu unterstützen. Parteien dürfen ausserhalb der Hauptstadt keine Büros eröffnen, dürfen keine öffentlichen Veranstaltungen organisieren, und Sektion 19 des Parteiengesetzes von 2002 verbietet Parteien „any activity that may interfere with the operation of the Movement political system“ (zitiert nach New Vision 9. 4. 2003), wodurch eine wirkungsvolle Opposition im Parlament und die Mobilisierung der Bevölkerung verhindert wird. Einflussreiche Politiker dürfen sich an der Regierung von Präsident Musevenis beteiligen, müssen sich aber seinem *Movement*-System anschliessen (Khadiagala 1995: 39).

Many governments have been coming and trying to suppress the multi-party system in Uganda, but parties resurface immediately after military coups. Obote wanted to kill them by violence. Museveni, being a tactician, wants to kill them by kindness – giving us ministerial posts. (zitiert nach Khadiagala 1993: 250)

Kritiker werfen der Regierung vor, dass das *Movement* faktisch als Regierungspartei funktioniert und jährlich mit umgerechnet drei Millionen US-Dollar aus Steuergeldern finanziert wird, da das *Movement*-Sekretariat offiziell eine staatliche Institution ist (East African 11. 8. 2003). Präsident Museveni rechtfertigte das *Movement*-System 1997, elf Jahre nach dessen Einführung, damit, dass die ugandische Gesellschaft noch nicht reif für Parteien sei und dass Parteien ethnische, religiöse und regionale Spannungen fördern würden:

Uganda, and most other countries in black Africa, are still preindustrial societies and they must be handled as such. Societies at this stage of development tend to have vertical polarisations based mainly on tribe and ethnicity. Even when polarisations in underdeveloped societies are horizontal, they are sectarian by religion, as has been the case in Uganda. This means that people support someone because he belongs to their group, not because he puts forward the right policies. [...] What is crucial for Uganda now is for us to have a system that ensures democratic participation until such time as we get, through economic development, especially industrialisa-

tion, the crystallisation of socio-economic groups upon which we can then base healthy political parties. (Museveni 1997: 187, 195)

Yoweri Museveni bestimmte 1986 die Mitglieder der Legislative, vor allem NRA-Aktivisten aus dem Süden und Westen³⁵, sowie die Mitglieder der Übergangsregierung. Diese bestand zwar aus Vertretern verschiedener Parteien, Religionen und Interessengruppen; Schlüsselpositionen gestand Museveni jedoch seinen loyalen Mitkämpfern aus dem Guerillakrieg zu (Kasfir 2000: 67; Wiebe 1998: 75). Im ersten Kabinett stammten 24 Minister aus dem Westen und Süden, aber nur ein Minister aus dem Norden (Furley 1992: 211; Ropa 1998: 16). Noch heute stammen viele Armeekader und einflussreiche Politiker aus dem Westen Ugandas und sind wie Museveni Bahima-Banyankole³⁶, Verwandte Musevenis oder seiner Ehefrau: „At the center of power in Uganda one finds a very high concentration of Banyankole and a fair number of family members of both President Museveni and his wife, Janet“ (Clark 2003: 150). Yoweri Museveni übernahm 1986 nicht nur den Vorsitz der Exekutive, sondern auch jenen der Legislative und ernannte sich zum Oberbefehlshaber der Armee, in welcher er bis heute von loyalen Armeeoffizieren aus Zeiten des *Bush Wars* unterstützt wird.

The NRC [National Resistance Council] was both a legislative body and a Movement political organ, with Museveni (as head of the executive) doubling as the chair of the legislature. This was a classic case of fusion of power. [...] Looming over all this was the ever-present threat that if the politicians failed in the task, the army would be only too willing to 'correct' their mistakes. (Oloka-Onyangho 2000: 52)

Unter Musevenis Regierung führte Uganda in den Jahren 1989, 1998 und 2001 Parlaments- und in den Jahren 1996 und 2001 Präsidentschaftswahlen durch. Wie bei den Wahlen 1989 durften auch bei den ersten Präsidentschaftswahlen 1996 politische Parteien nicht aktiv am Wahlkampf teilnehmen und keine Wahlveranstaltungen mit mehr als zehn Teilnehmern durchführen; mehrere Oppositionelle wurden von Sicherheitskräften eingeschüchtert (Kahlcke 1999: 69; Wapakhabulo 2000: 89). Im Vorfeld der Wahlen wurde Präsident Museveni vorgeworfen, er habe eine grosse Anzahl von Tutsi aus Ruanda nach Uganda gebracht, um mit deren Stimmen die Wahlen zu gewinnen. Die Armee bekräftigte während den Präsidentschaftswahlen 1996 ihre Unterstützung für Yoweri Museveni: „Minister of state for Security, [Uganda's Army] Colonel Kahinda Otafiire, let it be known publicly that, if anyone else than Museveni won the poll, he would be overthrown within 24 hours“ (New African April 1996, zitiert nach Ocitti 2000: 387).

Museveni fand vor allem im Westen und Süden des Landes Unterstützung, während sich die

³⁵ Omara-Otunnu (1987: 177) hält fest, dass 90 Prozent der Mitglieder der Legislative Bantu waren, 60 Prozent davon Banyankole aus dem Westen.

³⁶ Bei einer Beförderung 1996 stammten 23 von 35 Offizieren aus dem Westen, und 18 der 23 Offiziere waren Banyakole. Von diesen waren 16 Bahima-Banyankole wie Museveni, obwohl nur 20 Prozent der Banyankole Bahima sind (Monitor 16. 8. 1996).

Ablehnung der Bevölkerung im Norden deutlich in den Wahlergebnissen niederschlug: Im Distrikt Gulu unterstützten 86 Prozent der Wähler den wichtigsten Gegenkandidaten (einen Muganda), während Museveni nur 8,5 Prozent der Stimmen erhielt (Baker 2002: 71; Wiebe 1998: 96). Poblacks (1998: 18) kritisiert, dass die Ablehnung Musevenis im Norden als Sympathie und Unterstützung für die Rebellen missverstanden wird. Auch im Vorfeld der Präsidentschaftswahlen im März 2001 war die Stimmung angeheizt, und verschiedene Sicherheitsorgane übten Gewalt gegen Kandidaten und deren Anhänger aus (Clark 2003: 160). Yoweri Museveni gewann die Wahlen mit 69,3 Prozent, während sein stärkster Gegner Kiiza Besigye 27,8 Prozent der Stimmen erhielt (Peteresen 2001b). Im Distrikt Gulu erreichte Museveni nur 11,5 Prozent der Stimmen. Obwohl Präsident Museveni argumentiert, er wolle mit dem *Movement*-System soziale Spannungen verhindern, besetzt er wichtige Positionen nach ethnischen und klientelistischen Gesichtspunkten und verschafft loyalen ehemaligen Mitkämpfern, die vor allem aus seiner westlichen Heimatregion sowie aus Buganda stammen, einflussreiche Posten:

The NRM tried to distinguish itself from other political parties on the grounds that it represented 'nonsectarian' interests and shewed the politicization of ethnicity, religion and region along partylines. [...] However, each successive government – from Obote I through Amin, Obote II, Okello up to Museveni – manipulated ethnicity and religion in its bid to remain in power. Despite its non-sectarian rhetoric, even the NRM has played the ethnic card. Clientelistically based appointments began to go increasingly to a narrower group of loyalists. (Tripp 2000: 58)

Wichtige Geldgeber wie die USA äussern sich immer wieder kritisch über das politische System in Uganda, doch Museveni zeigt sich standhaft, obwohl er sich im Jahr 2003 grundsätzlich bereit erklärte, ein Mehrparteiensystem einzuführen:

3.4.2 Yoweri Museveni, vom Vorzeigepolitiker Afrikas zum Präsidenten auf Lebenszeit?

Präsident Museveni gelang es, den Süden und Westen des Landes zu stabilisieren und nach Jahren der Gewalt Sicherheit und Ordnung wiederherzustellen. Unter einem Strukturanpassungs- und Wiederaufbauprogramm des Internationalen Währungsfonds (IWF) liberalisierte er den Handel, privatisierte Staatsbetriebe, öffnete den ugandischen Markt für ausländische Unternehmen und versuchte die unter Idi Amin vertriebenen Asiaten durch die Rückgabe der enteigneten Güter zur Rückkehr nach Uganda zu bewegen. Die ugandische Wirtschaft wächst seit 1988 um durchschnittlich sechs Prozent, während die Inflation von 360 Prozent im Jahr 1987 auf zehn Prozent im Jahr 1995 sank (Khadiagala 1995: 43; Wiebe 1998: 67). Obwohl Uganda den positiven wirtschaftlichen Trend bis ins Jahr 2004 halten kann, weist das Land ein hohes Haushaltsdefizit aus, und ein Grossteil der Bevölkerung lebt in Armut (East African 19. 7. 04; New Vision 17. 9. 04).

Der wirtschaftliche Aufschwung fand vor allem im Süden des Landes statt, während die Bevölkerung im Norden kaum davon profitieren konnte. Dennoch stiessen die wirtschaftli-

chen Massnahmen bei den ausländischen Geldgebern auf Begeisterung. US-Präsident Bill Clinton würdigte Yoweri Museveni 1998 als Vertreter eines neuen Typus von verantwortungsvollen afrikanischen Politikern. Besonders die Eindämmung der Ausbreitung von Aids brachte Präsident Museveni international Lob ein, da Uganda als Erfolgsgeschichte in der Aids-Bekämpfung gilt; die HIV-Ansteckungsrate konnte laut offiziellen Angaben von 18,5 Prozent im Jahr 1995 auf 6,2 Prozent im Jahr 2002 gesenkt werden³⁷ (Uganda AIDS Commission 2003: 4). Die ugandische Regierung führte 1997 zudem eine kostenlose Schulbildung für Primarschüler (*Universal Primary Education*) ein, wodurch sich bis ins Jahr 2000 die Zahl der Schüler verdreifachte und auch Kinder armer Familien eine Grundschulbildung ermöglicht wird. Die Erfolge Musevenis beim Wiederaufbau des Landes veranlassten die Geberländer, die Weltbank und den IWF, Uganda mehr Mittel zur Verfügung zu stellen; ausländische Geldgeber finanzieren rund die Hälfte des ugandischen Budgets³⁸ (OCHA 2004b: 13).

Seit Ende der 1990er-Jahre hat Yoweri Musevenis Image jedoch einige Kratzer abbekommen. Ihm wird vorgeworfen, dass das „Keinparteiensystem“ des *Movements* undemokratisch sei und zur Machterhaltung des Präsidenten diene, dass die Korruption ausufere und dass in Uganda Oppositionelle teilweise verfolgt würden. Zudem bringt ihm der Konflikt im Norden des Landes Kritik ein. Die Verfassung aus dem Jahr 1995 erlaubt dem Präsidenten maximal zwei Amtszeiten zu jeweils fünf Jahren. Da Yoweri Museveni bereits zwei Mal vom Volk gewählt wurde, läuft seine Präsidentschaft gemäss Verfassung im Jahr 2006 aus. Zu grosser Kontroverse führte Musevenis Vorschlag im März 2003, die Amtszeitbeschränkung des Präsidenten im Rahmen einer Verfassungsänderung aufheben zu wollen (East African 14. 6. 04). Dies stiess nicht nur bei Oppositionellen, sondern auch bei einigen Vertrauten und Ministern Musevenis auf Ablehnung, die argumentieren, dass damit eine Präsidentschaft auf Lebenszeit legitimiert würde. Museveni entliess als Folge eine Reihe von Ministern, welche diesem Vorschlag nicht wohlgesinnt waren und drohte den verbleibenden Ministern: „I will continue sacking Movementists who oppose me since I can replace them with many people who want their jobs“ (zitiert nach Monitor 13. 1. 04). Ein Grossteil seiner Gefolgsleute unterstützt jedoch die Aufhebung der Amtszeitbeschränkung, was ein Gegner mit ökonomischen Zukunftsängsten erklärt: „These are people who don't know where they will be if Museveni leaves“ (zitiert nach Monitor 16. 1. 04). Präsident Museveni mobilisiert die Bevölkerung für Massenkundgebungen zur Unterstützung der Aufhebung der Amtszeitbeschränkung, bei denen Getränke, T-Shirts und Geld verteilt werden (East African 14. 6. 04; Monitor 21. 6. 04; New Vision 18. 6. 04, 31. 7. 04). Auf Kritik von ausländischen Geldgebern reagiert Museveni

³⁷ Die staatlichen Statistiken zur HIV-Rate in Uganda werden allerdings angezweifelt. Ein ugandischer Aids-Aktivist erklärte, dass zwischen zwölf und 20 Prozent der Bevölkerung HIV-positiv sind und dass die vom Staat publizierten sechs Prozent nicht der Realität entsprechen (New Vision 22. 9. 04).

³⁸ Die Unterstützung Ugandas aus dem Ausland hat auch geopolitische Hintergründe, da Uganda für die USA als Speerspitze gegen den Islamismus im Sudan gilt.

ungehalten:

These fellows dispense and disperse opinions about everybody and everything in Africa. If foreign domination and dependence could develop a country, then black Africa would be one of the most developed continents on earth. [...] We don't want that touristic expertise. Someone comes here and after two days he calls himself an expert on Ugandan affairs. We shall not accept it. (zitiert nach Monitor 27. 1. 04)

3.4.3 Militarismus und Patronage unter Yoweri Museveni

Auch unter Yoweri Museveni ist die Armee, welche aus der *National Resistance Army* (NRA) hervorging und seit 1995 *Uganda People's Defence Forces* (UPDF) heisst, zentrale Stütze des Präsidenten und ein wichtiger politischer Akteur. Loyale Militärs, die „bush-war cronies“ (Muhereza und Otim 1998: 202), sowie enge Vertraute und Verwandte Musevenis und seiner Ehefrau erhielten nicht nur wichtige Funktionen in der Armee, sondern besetzen oft gleichzeitig mehrere einflussreiche politische Ämter³⁹; die Militarisierung der Politik und die Politisierung der Armee wird von Museveni wie bereits von Obote, Amin, der UNLA und den Okellos zur eigenen Machtabsicherung eingesetzt:

The army is used to protect Museveni's own power base within the Banyankole/Bahima constituency, which is overrepresented within the military's higher echelons. Banyankole/Bahima domination of the top ranks undermines any attempt to project the army as a national institution with national outlook. The absence of a national outlook in turn reduces the army to an arm of the NRM ideology that serves the relatively narrow political interests of its founder and a few kinsmen, most of them dependent for their survival and protection on the political patronage of their leader. (International Crisis Group 2004: 13)

Kale Kaihura, Brigadegeneral und Chef der politischen Kommission des ugandischen Militärs, erklärte im Jahr 2004 zur politischen Rolle der Armee:

One thing I must clarify is that the army is a political institution. War is politics by other means. The army is used as an instrument to advance political interests. The army is not a neutral institution. But in politics, soldiers must be non-partisans. (zitiert nach New Vision 14. 3. 04)

Auch ein Armeesprecher verwies auf die politische Bedeutung der ugandischen Armee:

To those of us who are political, the most attractive thing is that the army is the strongest pillar of the state. Whether you like it or not, you cannot wish it away. With thousands of human beings put together, that energy can do bad, it can also do good. To know that you are a force that can do anything and achieve it very quickly is very attractive. (zitiert nach New Vision 9. 11. 03)

In vielen Regionen Ugandas wird die ugandische Armee nach wie vor als politisches Instru-

³⁹ Ein Beispiel: Brigadier Jim Muhwezi ist nicht nur ein hohes Mitglied des Armeekaders, sondern gleichzeitig Gesundheitsminister und Parlamentarier für die Region Rukungiri. Lt Gen Jeje Odongo ist gleichzeitig Umweltminister und Vertreter der Armee im Parlament (Monitor 16. 1. 04; New Vision 17. 9. 03).

ment zum Nutzen von Yoweri Museveni betrachtet:

The army, as an institution, has allowed itself to be used by the ruling reigning politicians and their relatives to disrupt, harass, intimidate and at times eliminate opponents of their favourite candidates. We should place the blame on President Museveni, who, as the President, Chairman of the NRM and the Commander-in-Chief of the armed forces, despite having an opportunity to learn from the mistakes of our past leaders, has continued to play the same dirty game of using the army to advance personal interests at the expense of national security. Unless we 'de-Musevenised' the UPDF into a professional and national army, it cannot be trusted in this area. (Leserbrief eines Schreibers aus Kampala, zitiert nach Monitor 24. 7. 04)

In der Öffentlichkeit tritt Präsident Museveni oft in Militäruniform auf, lässt sich in regierungsfreundlichen Medien mit seinem militärischen Dienstgrad zitieren, geht regelmässig auf Truppenbesuche und gefällt sich in der Rolle des kriegserfahrenen Oberkommandierenden. Mit dem Hinweis, an der Seite Musevenis im Buschkrieg gekämpft zu haben, legitimieren Minister ihre Stellung trotz fehlender Qualifikationen, da NRA-Kämpfer als Helden gelten (Ocitti 2000: 350). Viele Armeeoffiziere und Minister tragen noch heute ihre *noms de guerre* und nutzen ihre militärischen Beziehungen für private Bereicherung: Colonel Kahinda Otafiire beispielsweise, ein Mitkämpfer Musevenis in der NRA, ist heute Minister für Land und Wasser und liess in grossem Stil illegal geschlagenes Holz auf Lastwagen transportieren, die von Soldaten der Armee begleitet wurden. Angestellte der Forstbehörde, welche diese Lastwagen kontrollieren wollten, wurden von der Militärpolizei zusammengeschlagen. Ein Ermittler der Forstbehörde, der die illegalen Handlungen aufdeckte, wurde entlassen und durch zwei Bodyguards von Kahinda Otafiire ersetzt, einer davon sein Neffe. Für den Minister hatte die Angelegenheit keine weiteren Folgen (New Vision 17. 9. 03).

Immer wieder gelangen Korruptionsfälle der Armee an die Öffentlichkeit. Schätzungen gehen davon aus, dass rund ein Viertel des ugandischen Armeebudgets durch Korruption versickert (International Crisis Group 2004: 16). Armeechef Nakibus Nyakairima erklärte 2004 zur Korruption im Armeekader: „However, some of them [UPDF officers] ate too much, became over-satisfied and began chocking and vomiting. Then we began going after those with big stomachs“ (zitiert nach New Vision 6. 9. 04). Die ugandische Armee setzt sich mit Bereicherung und Übergriffen auf Zivilisten immer wieder über ugandisches Recht hinweg, doch werden Rechtsverstösse durch Sicherheitskräfte selten geahndet, wodurch der Eindruck entsteht, dass die Armee im Gegenzug für ihre Loyalität gegenüber dem Präsidenten über dem Recht steht:

Top army officers – including Salim Saleh and James Kazini and others possessing close ethnic and personal connections to the political leadership – have figured prominently in many of the corrupt deals. They have benefited personally from corrupt actions [...]. Military corruption has thus helped to maintain the NRM regime in power. [...] Certainly, none of the investigations resulted in the prosecution or punishment of any high-level figures in the UPDF and the defence ministry. (Tangri und Mwenda 2003: 540, 551)

Already Museveni's power is limited vis-à-vis the army by the fact that he depends on it, so that it is doubtful if the army could be restructured along the lines it followed during the bush war. (Pirouet 1991: 207)

Im Jahr 2003 wurde die Eliteeinheit *Presidential Protection Unit* (PPU) technisch und personell aufgestockt und in *Presidential Guard Brigade* (PGB) umbenannt. Die als besonders loyal geltende Einheit zum Schutz des Präsidenten wird unabhängig von der ugandischen Armee von Musevenis Sohn Kainerugaba Muhoozi kommandiert und umfasst Panzer und schwere Waffen (New Vision 22. 2. 03; Sunday Monitor 1. 6. 03). Angehörige der PGB sind berüchtigt für ihre unzimperliche Vorgehensweise, besitzen unklar definierte, umfassende Kompetenzen und dürfen Armeepersonen und Polizisten festnehmen. Eine Sprecherin des Präsidenten definierte die PGB als „a specialised but institutionalised force meant to protect the head of state [...]. He [Museveni] conceived the PGB right from the National Resistance Army bush days to protect him“ (zitiert nach Monitor 23. 8. 03).

Obwohl Präsident Museveni 1992 begann, die Armee zu verkleinern, bleibt das Militärbudget ein Streitpunkt mit ausländischen Geldgebern. Das Vorhaben Musevenis, das Armeebudget 2004/05 um 19 Prozent zu erhöhen, stiess auf internationale Kritik⁴⁰ (New Vision 13. 6. 04). Museveni wirft den Geldgebern vor, dass sie mit ihrer Budgetpolitik die Armee im Kampf gegen die Rebellen im Norden des Landes behindern und verantwortlich sind, dass der Konflikt noch nicht beendet werden konnte (Monitor 21. 8. 03). Im Jahr 2003 kürzte die Regierung mehreren Ministerien die Budgets, um 17 Millionen US-Dollar für den Kauf eines Militärhelikopters einzusparen (Monitor 27. 7. 04). Auch Ugandas militärische Rolle im Kongo⁴¹ und der Vorwurf, ugandische Offiziere (darunter Musevenis Bruder) hätten den Kongo geplündert und sich dabei bereichert, belastete die Beziehungen zwischen Uganda und den Geberländern. Präsident Museveni ordnete die Kongo-Invasion persönlich an, ohne zuvor das Parlament einbezogen zu haben, obwohl die Verfassung dies bei Auslandseinsätzen der Armee vorsieht (Clark 2003: 147). Im Zusammenhang mit dem Kongo-Feldzug wurden die Armeeaussgaben stark erhöht, und es kam zu zahlreichen Korruptionsfällen⁴²: „The Congo has proven to be a

⁴⁰ Das Armeebudget Ugandas betrug 2003/04 offiziell 14,4 Prozent des Staatsbudgets (Ministry of Finance, Planning and Economic Development 2004).

⁴¹ 1998 marschierte die ugandische Armee in den Osten der Demokratischen Republik Kongo ein, um dort angeblich stationierte ugandische Rebellengruppen zu bekämpfen. Ugandischen Offizieren wird unter anderem in einem UN-Bericht vorgeworfen, dass sie den Einmarsch nutzten, um kongolesische Ressourcen wie Diamanten, Edelhölzer, Gold und Kaffee zu plündern und in Militärflugzeugen nach Uganda zu schmuggeln. Im Mai 2003 verliessen die ugandischen Truppen den Kongo (Clark 2003: 157).

⁴² Im Jahr 2000 verschwand im Kongo ein Zahlmeister der ugandischen Armee mit einer Million US-Dollar. Zeugen erklärten, dass James Kazini, ein enger Vertrauter Musevenis und damaliger Chef der ugandischen Truppen im Kongo, sowie eine Reihe anderer Militärkader den Zahlmeister aus dem Weg räumten, da sie Gelder für private Geschäfte hinterzogen. Die ugandischen Soldaten im Kongo erhielten aus diesem Grund drei Monate lang keinen Sold (Lomo und Hovil 2004: 41; Tangri und Mwenda 2003: 545).

veritable treasure trove for a small number of high-ranking army officers who, together with their civilian business partners, have become rich from smuggling and resource plunder“ (Tangri und Mwenda 2003: 539).

Die Patronage von Yoweri Museveni hilft hohen Regierungsbeamten, ihre Steuerpflicht umgehen. Eine Vorsteherin der ugandischen Steuerbehörde deckte dies auf und erklärte: „In too many cases those in leading positions in the country who should be setting a good example, have instead been using their political or financial influence to evade taxes and customs duties for which they, their family members and associates are liable“ (zitiert nach Monitor 1. 7. 04). Der Bericht der Steuerverwaltung hatte nicht etwa zur Folge, dass die Beschuldigten bestraft, sondern dass die Autorin des Berichts entlassen wurde. Minister, die in Korruptionsfälle verwickelt waren, konnten dank Musevenis Rückendeckung ihre Posten behalten, obwohl das Parlament ihren Rücktritt forderte. Salim Saleh, Musevenis Bruder, der nicht nur mit Armeeoperationen im Kongo und im Norden Ugandas, sondern auch im Zusammenhang mit der Privatisierung von Banken in eine Reihe von Korruptionsfällen involviert war, wurde deswegen kaum behelligt und spielt nach wie vor eine prominente Rolle in Politik und Armee. Die Weltbank schätzt, dass in Uganda durch Korruption jährlich 350 Millionen US-Dollar versickern (Monitor 8. 9. 04). Mamdani meint gar: „Today, it is almost the official view that corruption is as Ugandan as matoke [plantains, staple food in southern Uganda] and millet [staple food in northern Uganda]“ (1995: 45).

Neben der Armee bindet Präsident Museveni vor allem das Kabinett und das Parlament über Privilegien in sein Patronagenetz ein. Im Jahr 2001 verlangte er, die Zahl der Minister in seinem Kabinett von 21 auf 45 zu verdoppeln. Schliesslich wurde seine Regierung auf 65 Ministerämter vergrössert, wodurch die ugandische Exekutive, über welche der Präsident mögliche politische Gegner in sein Patronagenetz einbinden und mit zahlreichen Privilegien zufriedenstellen kann, eine der grössten der Welt ist. Die Zahl der Distrikte wurde 2001 von 39 auf 56 erhöht, gleichzeitig die Anzahl der Parlamentarier pro Distrikt von drei auf fünf geändert und das Parlament auf 306 Mitglieder erweitert (East African 16. 7. 01; East African 19. 7. 04; Kahlcke 1999: 35). Im Juli 2004 verwarf das Kabinett Musevenis einen Antrag der Verfassungskommission, aus Kostengründen die Zahl der Parlamentarier auf 120 zu reduzieren (New Vision 8. 7. 04). Die Tendenz von Politikern, die Partei zu wechseln, wenn sie sich davon persönlichen materiellen Gewinn versprechen, zeigt den Stellenwert von politischer Patronage und Opportunismus: „Generous patronage is paid out to supporters of the regime, particularly prominent multipartyist who ‘defect’ to the movement“ (Clark 2003: 150). So waren ein Parlamentarier und dessen Anhänger aus dem Osten Ugandas, die auf der Linie einer oppositionellen Gruppe politisierten, plötzlich bereit, Musevenis Amtszeitverlängerung zu unterstützen, da die Hoffnung bestand, der Parlamentarier werde dadurch zu einem Minister ernannt: „But since [member of parliament] Wasieba is hoping that Museveni is going to appoint him a minister he is not ready to associate with PAFO [opposition]. He can only join

PAFO if he misses the job“ (New Vision 13. 6. 04). Parlamentarier setzen immer wieder Lohnerhöhungen durch; im Sommer 2004 beschlossen sie, dass Vorsteher von Parlamentskommissionen eine zusätzliche Entlohnung von umgerechnet 650 US-Dollar pro Monat erhalten. Der Grundlohn von Parlamentariern beträgt umgerechnet 2700 US-Dollar, zuzüglich weiterer Gelder, so dass manche Parlamentarier total rund 4700 US-Dollar pro Monat verdienen. Zudem erhalten sie jährlich umgerechnet 1400 US-Dollar für Gesundheitskosten und forderten Anspruch auf 15 Jahre Rentenbezug. Ein Staatsangestellter in Uganda verdient pro Monat durchschnittlich umgerechnet rund 75 US-Dollar (New Vision 14. 6. 04). Präsident Museveni übt vor wichtigen Entscheidungen des Parlaments regelmässig Druck auf Parlamentsmitglieder aus, indem er das Gerücht verbreitet, Ministerposten neu besetzen zu wollen:

A cabinet reshuffle is a moment of great political anxiety in Ugandan society. Attention is focused on what the president is seen to be doing for a particular region, in return for its support in the liberation war of the 1980s or its support for President Museveni during the [...] election. This is gauged by how many ‘sons and daughters of the soil’ the president appoints to ministerial positions. (Muhereza und Otim 1998: 195)

Mit Blick auf die zu vergebenden Fleischtöpfe wächst bei einem Teil der Parlamentarier die Neigung, vorher als unumstösslich deklarierte Positionen zu Gunsten des Präsidenten zu revidieren. Dies ist eine Folge von Musevenis gängiger Praxis, Kabinettspersonal in erster Linie zum Zweck der Kooptierung von Gegnern zu besetzen statt auf der Grundlage eines programmatischen Einverständnisses oder gar sachlicher Kompetenz. (Kahlcke 1999: 73)

Bedingt durch Musevenis Patronagenetz haben viele Armeeoffiziere und loyale Politiker kein Interesse daran, dass der Präsident sein Amt abgibt und unterstützen deshalb die Aufhebung der Amtszeitbeschränkung:

Many senior UPDF officers and top government officials are concerned about a new political leadership coming to power in Uganda, particularly one which endangers their personal fortunes as well as their patrons in the NRM government. (Tangri und Mwenda 2003: 551)

Die ökonomischen Anreize, Teil des Patronagenetzes Musevenis zu werden, bestehen auch auf Beamtenebene. Bei einem Treffen von ugandischen Beamten meinte ein Teilnehmer:

We who are in power must strive to retain our colleagues in power. This is politics! We are not here to joke. As leaders, we must be serious. If you are not interested in that power you are holding, you leave quietly. [...] At home, if you are satisfied, you just go aside and belch; that is very normal. We have just started eating. Those of you who are satisfied should stealthily leave the table, go and belch. (zitiert nach Monitor 20. 6. 04)

4 Rebellion und Krieg im Norden Ugandas

4.1 Alice Lakwenas Holy Spirit Movement (1986-1987)

The very existence of the Holy Spirit movements is, then, a testimony to the depression and powerlessness felt by the people.

(Pirouet 1991: 201)

Mit der Machtübernahme von Musevenis *National Resistance Army* (NRA) am 25. Januar 1986 verschob sich das Machtzentrum vom Norden Ugandas in den Westen und Süden. Obotes und Okellos Soldaten aus Acholiland flohen vor den NRA-Truppen in den Norden, da sie die Rache der NRA fürchteten. In Acholiland jedoch wurden die rückkehrenden Acholi-Soldaten wegen ihrer Niederlage gegen die NRA kritisiert; die Bevölkerung fürchtete zudem, dass sich die NRA nicht nur an den ehemaligen UNLA-Soldaten Obotes und Okellos, sondern an allen Acholi rächen würde (Allen 1991: 371; Lomo und Hovil 2004: 12). Viele ehemalige Soldaten versuchten im Norden wieder als Bauern zu leben. Da sie es jedoch gewohnt waren zu plündern, konnten sie dem bäuerlichen Leben nicht viel abgewinnen, weshalb viele begannen, sich auch in ihrer Heimat materielle Güter mit Gewalt anzueignen und damit zu „internal strangers“ (Behrend 1999b: 24) wurden:

During the civil war, they have lived by plunder and become contemptuous of peasant existence, and their return caused disturbance and violence. They began to plunder the villages and terrorize anyone whom they didn't like; and although the elders attempted to exercise their authority over the returned soldiers, through recourse to 'Acholi Traditions', they were unsuccessful. (Behrend 1998: 108)

Anders als im Süden und Westen Ugandas verhielten sich die NRA-Soldaten Musevenis im Norden wenig diszipliniert, plünderten Hab und Gut, stahlen Rinder und zerstörten Häuser. In Radiosendungen wurden Acholi als Mörder dargestellt und für das Chaos in Uganda verantwortlich gemacht (Behrend 1991: 165; Mamdani 1995: 38):

The harsh brutality which the NRA deployed as the Army entered the North and East of the country, in contrast to the discipline it exhibited in the South and West of the country, confirmed in the minds of the local populace the suspicions that they had all along, which was essentially that the NRA was on a 'conquering mission' in these areas, and ready at the slightest suspicion or provocation to annihilate anybody that stood in its way or challenged its political legitimacy. (Ocitti 2000: 341)

Nach der Einnahme der Stadt Gulu in Norden Ugandas durch NRA-Truppen im März 1986 flüchtete ein Teil der ehemaligen UNLA-Soldaten in den Südsudan, wo sie zusammen mit Zivilisten und Amin-Anhängern die Rebellengruppe *Uganda People's Democratic Army* (UPDA) gründeten (Woodward 1991: 179). Im Südsudan kämpfte die UPDA gegen die Su-

dan *People's Liberation Army* (SPLA), eine südsudanesische Rebellenbewegung. Im Gegenzug bot die sudanesische Regierung den ugandischen Rebellen Waffen, Verpflegung, Unterkunft und Kleidung. Im Sommer 1986 begann die UPDA im Norden Ugandas mit Attacken auf die NRA (Woodward 1991: 180). Weeks argumentiert, dass die UPDA auch aus Gründen der Ehre gegen die NRA kämpfte, da Militärdienst für Acholi-Männer nicht nur wirtschaftlich bedeutend, sondern auch identitätsstiftend war: „The military life had become the road to prestige and riches, and this had encouraged a feeling among the Acholi that they had a natural, prominent role to play in national military and political affairs“ (Weeks 2002: 6). Auch Ocitti erwähnt den Ehr- und Selbstwertverlust als Motiv:

Such a militaristic approach [of the NRA] alienated people from nearly half the country from the regime, unwittingly creating both reason and opportunity to launch an armed challenge to the NRM/A's legitimacy. [...] A key factor in the rise of armed conflict in Africa is a consciousness of humiliation in a situation where a group feels insulted and humiliated and their self-worth eroded. (Ocitti 2000: 342)

Bei der Acholi-Bevölkerung war die UPDA zu Beginn beliebt, da sie gegen die NRA-Truppen von Yoweri Museveni kämpfte. Die Unterstützung der UPDA durch die Acholi führte dazu, dass die UPDA-Rebellen in Acholiland ab Juni 1986 die ländlichen Gebiete, die die NRA lediglich die wenigen Städte kontrollierte. Kämpfer der UPDA begannen jedoch zunehmend die Bevölkerung zu unterdrücken und zu plündern (Behrend 1999b: 25). Gleichzeitig waren die Zivilisten auch Übergriffen der NRA ausgesetzt, welche sie der Unterstützung der Rebellen bezichtigte und vermeintliche und echte Kollaborateure hart bestrafte. Die NRA brannte Getreidefelder und Speicher ab, um die Nahrungsmittelversorgung der Rebellen zu unterbinden (Pirouet 1991: 200; Woodward 1991: 181). Zudem wurden die Acholi von Karamojong⁴³-Viehdieben überfallen, welche fast den gesamten Viehbestand stahlen und dabei mit Soldaten der NRA zusammenarbeiteten. In der Folge brach die Viehwirtschaft in Acholiland zusammen, was für die Acholi, welche Reichtum und Prestige in Form von Vieh messen, einen immensen wirtschaftlichen und sozialen Verlust bedeutete (Kayunga 2000: 112).

Im gewalttätigen Umfeld im Norden Ugandas gründete im August 1986 die damals 28jährige Acholi-Frau Alice Auma das *Holy Spirit Movement* (HSM). Alice Auma wurde im Mai 1985 während einer Krankheit erstmals von einem Geist namens *Lakwena* besessen, welcher Alice befohlen haben soll, als Heilerin und Medium zu arbeiten (Allen 1991: 376; Behrend 1991: 164). Geister (*Jok* in Singular, *Jogi* in Plural) besitzen für die Acholi eine wichtige Bedeutung. Durch Missionierung und Kolonisierung verloren Acholi-Priester und Chiefs immer mehr an Autorität, und auch die *Jogi* der Chieftoms, welche die Moral überwachten, wurden in den Augen der Acholi immer schwächer (Behrend 1991: 174; Behrend 1999a: 108). Im

⁴³ Die Karamojong leben als Pastoralisten im Osten Ugandas und führen regelmässig Viehraubzüge bei benachbarten Ethnien durch; dass die Karamojong jedoch bis nach Acholiland vordringen, um Rinder zu rauben, ist ungewöhnlich.

Gegensatz dazu gewannen die *free Jogi* an Bedeutung. Diese nahmen vor allem in schwierigen Zeiten, etwa während des Zweiten Weltkriegs, als viele Acholi umkamen, Besitz von menschlichen Medien; *free Jogi* drücken Gewalt von aussen sowie gesellschaftsinterne Spannungen aus und versuchen Mittel dagegen zu finden: „Danger from external powers and the increase of internal tensions and conflicts found expression in the appearance of these foreign spirits. With them, the threat was recognised“ (Behrend 1999a: 110).

In this part of Africa the personal experience of the spiritual has little to do with cosmological speculation and a great deal to do with getting better when not feeling well and making moral sense of misfortune. The possession of women by ‘free’ ghosts among the Alur, Lugbara, Acholi and Madi, and the terrifying activities of sorcerers, were both associated with the decline in the authority of ritual elders, bewildering social change, and the manifest incapacity of the ancestors to alleviate epidemics of previously unknown diseases. [...] There are various possible reasons why possession occurs [...]. They include stress, food deficiency, the general impact of psychological trauma, and the need for a neglected or jealous individual to express dissent. (Allen 1991: 385)

Umgeben von Gewalt durch plündernde und mordende Bewaffnete, soll der Geist *Lakwena* der Heilerin Alice befohlen haben, das *Holy Spirit Movement* (HSM) zu gründen, um gegen die Regierung zu kämpfen: „The Lakwena appeared in Acholi because of the plan drawn by Y. Museveni and his government to kill all the male youths in Acholi as a revenge for what happened many years back. So the Lakwena was sent to save the male youth from that malicious plan“ (Behrend 1991: 165). Im Oktober 1986 versuchte Alice Lakwena mit ihren Kämpfern Gulu zu erobern, was jedoch vielen HSM-Kämpfern das Leben kostete, da sie sich vor allem auf Rituale und spirituelle Waffen verliessen⁴⁴ (Allen 1991: 371; Behrend 1999a: 26). Nach der Niederlage der HSM in Gulu gruppierte Alice Lakwena 150 bewaffnete UPDA-Kämpfer um sich. Dadurch gelangen dem HSM Erfolge gegen die NRA, welche von den ölbeschmierten, singenden und aufrecht marschierenden HSM-Anhänger erschrocken flüchteten. Zahlreiche weitere UPDA-Kämpfer und Zivilisten schlossen sich Alice Lakwena an, darunter Frauen, denn „Alice had power“ (Behrend 1991: 166). Nicht nur die Anhänger Alice Lakwenas glaubten an die Macht und Unverwundbarkeit des HSM; auch NRA-Soldaten fürchteten sich vor den spirituellen Kräften, welche das HSM angeblich unbesiegbar machten (Allen 1991: 372).

Das HSM reinigte alle Neuankömmlinge rituell, um sie von Hexerei, Zauberei und von den Geistern von Ermordeten zu befreien. Dies war vor allem für die ehemaligen UNLA-Soldaten bedeutend, da diese im Kampf gegen die NRA zahlreiche Menschen getötet hatten (Allen

⁴⁴ Ein zentraler Aspekt des HSM waren Verhaltensregeln, mit denen Alice Lakwena ihre Anhänger disziplinierte und versuchte, in ihrer Bewegung und in der Acholi-Gesellschaft moralisches Verhalten zu fördern, darunter das Verbot von Alkohol, Zigaretten und Geschlechtsverkehr. Damit stand das HSM in Kontrast zu den undisziplinierten Soldaten der UPDA und der NRA (Behrend 1991: 172; Behrend 1999b: 25).

1991: 378; Behrend 1991: 167). Die Acholi glauben, dass die Geister von Getöteten ihre Mörder verfolgen, weshalb sich die UNLA-Soldaten und die Acholi vor den Geistern der Ermordeten fürchteten. Krankheit und Unglück wurden in Acholiland immer stärker mit den verunreinigten Soldaten in Verbindung gebracht. 1986 erkrankten die ersten Personen im Norden Ugandas an Aids, was die Acholi als Strafe für die unmoralischen Taten und die Verbrechen ihrer Soldaten interpretierten (Allen 1991: 378).

Das Phänomen des HSM kann nur im Zusammenhang mit der schwierigen Situation der Acholi Mitte der 1980er-Jahre verstanden werden. Gewalt, gesellschaftliche Spannungen, der Zerfall sozialer Strukturen, aber auch Hungersnöte und die Verbreitung von Aids führten zu Leid und Verzweiflung. Das Vorgehen des HSM kann als Reaktion interpretiert werden, gesellschaftsinhärente Lösungsansätze für die diese Bedrohungen zu schaffen. Alice Lakwena übernahm so die Funktion der Chiefs und Priester, welche einst die Moral und die gesellschaftlichen Regeln hüteten, um Unglück abzuwenden, und bei Bedarf Reinigungsrituale durchführten, aber im Laufe der Zeit an Autorität und Einfluss einbüssten (Behrend 1995: 69).

Viele ehemalige UNLA-Soldaten schlossen sich dem HSM an, weil es erfolgversprechender schien, an der Seite des HSM zu kämpfen und dadurch möglicherweise wieder an die Macht zu gelangen (Behrend 1999a: 8; Mamdani 1995: 49). Das HSM deklarierte politische Ziele, etwa den Sturz der Regierung Musevenis, die nationale Einheit und die Rückkehr zur Demokratie, wandte jedoch auch Gewalt an, um junge Männer zu rekrutieren. Personen, die nach der Initiation als Kämpfer zu flüchten versuchten, wurden getötet (Allen 1991: 373; Behrend 1991: 171). Für die Versorgung mit Nahrungsmitteln und Kämpfern war das HSM von der Bevölkerung abhängig. Mit rund 6000 Anhängern gelang Alice Lakwena im August 1987 der schnelle Vorstoss Richtung Süden, und im Oktober erreichte das HSM die Stadt Jinja, 80 Kilometer östlich von Kampala, wo es von der NRA besiegt wurde. Viele HSM-Anhänger kamen dabei ums Leben, was die Ablehnung der NRA durch die Bevölkerung im Norden weiter verstärkte (Furley 1992: 215). Alice Lakwena gelang die Flucht nach Kenya⁴⁵.

⁴⁵ Alice Lakwena lebt im Sommer 2004 noch immer in einem kenyanischen Flüchtlingslager und heilt dort angeblich Aidskranke. Im Juni 2004 liess Präsident Museveni Alice Lakwena 50 000 US-Dollar und ein Satellitentelefon übergeben und forderte sie auf, nach Uganda zurückzukehren (New Vision 28. 4. 04; New Vision 9. 7. 04).

4.2 Joseph Kony's Lord's Resistance Army (LRA, seit 1987)

The shocking, brutal reality of this war is that those who have been forcibly recruited, and those who are killed, raped, or themselves abducted, all come from the same communities. It is the same actors being recycled by the nonabducted minority within the LRA who are carefully orchestrating a self-perpetuating conflict that enters people's homes at the most personal of levels.

(Lomo und Hovil 2004: 48)

4.2.1 Brutalität und Spiritualität der Lord's Resistance Army

Über die *Lord's Resistance Army* (LRA) im Norden Ugandas unter der militärischen und spirituellen Führung von Joseph Kony sind nur wenige gesicherte Informationen bekannt. Weder Journalisten, noch Diplomaten oder Wissenschaftler standen je in direktem Kontakt mit Joseph Kony, und erst ein Mal gelang es einer ugandischen Vermittlungsdelegation, ihn kurz zu treffen. Die LRA unterhält weder glaubwürdige offizielle Sprecher oder Lobbygruppen im Ausland, noch einen politischen Arm. Die wenigen bekannten Fotos von Joseph Kony wurden in der Regel von der ugandischen Armee bei LRA-Kämpfern gefunden. Auch die meisten, teils widersprüchlichen Informationen über Kony stammen von ehemaligen LRA-Kämpfern, denen die Flucht gelang; diese Informationen können nicht verifiziert werden.

Joseph Kony, ein Acholi und angeblich ein Cousin von Alice Lakwena, wuchs in der Nähe der Stadt Gulu im Norden Ugandas auf, verließ früh die Schule, schloss sich je nach Quelle der UPDA oder Alice Lakwenas HSM an und soll von Geistern besessen sein (Allen 1991: 372; Behrend 1999b: 29; Kayunga 2000: 114). Einer dieser Geister soll Kony befohlen haben, ein eigenes *Holy Spirit Movement* zu gründen. Im April 1987 übernahm er rund 5000 Kämpfer der UPDA und begann im Distrikt Gulu aktiv zu werden. Kämpfer, welche sich ihm nicht freiwillig anschlossen, nahm Kony gefangen und zwang sie, ihm zu folgen (Behrend 1999a: 179; Lomo und Hovil 2004: 12). Auch Konys Truppe hing für die Ernährung von der lokalen Bevölkerung ab, welche durch die Plünderungen der NRA bereits unter Nahrungsmittelknappheit litt. Weigerten sich Zivilisten, ihre Vorräte abzugeben, zögerte die LRA wie die UPDA und Lakwenas HSM nicht, sich den Nachschub gewaltsam anzueignen. Konys LRA stand anfänglich mit Alice Lakwenas HSM in Konkurrenz um Einfluss; trotzdem diente Lakwenas Organisation Kony als Modell, da er deren spirituelle Elemente und Kampfmethoden übernahm (Baker 2002: 56; Behrend 1999a: 185). Joseph Kony führt wie Alice Lakwena Initiationsrituale durch und lässt neue Kämpfer mit Öl und Farbe einreiben, um ihnen so den Glauben zu vermitteln, vor Verletzungen geschützt zu sein. Zumindest anfangs spielten christliche Aspekte in Konys *Lord's Resistance Army* eine zentrale Rolle. Kony soll häufig beten und in den ersten Jahren erklärt haben, entsprechend dem Namen der LRA die zehn Gebote als Grundlage des ugandischen Staates verbreiten zu wollen; mittlerweile vermischt er aber

christliche, islamische und traditionelle Elemente:

He [Kony] prayed to the God of the Christians on Sundays, reciting the rosary and quoting the Bible, but he also prayed on Fridays, like the Muslims. He celebrated Christmas, but he also fasted for 30 days during Ramadhan and prohibited the consumption of pork. And then there was all that talk of the spirits, which stemmed from the traditional Acholi culture. (Temmerman 2001: 73)

Die ugandische Regierung bot im Sommer 1987 Rebellen, die sich freiwillig ergaben, Amnestie an. Viele Kämpfer der UPDA und Alice Lakwenas nahmen das Amnestie-Angebot an und kehrten in ihre Dörfer zurück oder wurden in die ugandische Armee integriert. Die Regierung versuchte mehrmals erfolglos mit Joseph Kony zu verhandeln (Allen 1991: 374; Kayunga 2000: 120). Als Reaktion begann die Armee Musevenis, die LRA in Acholiland mit militärischer Härte zu bekämpfen, tötete dabei zahlreiche Zivilisten, brannte Hütten und Getreidespeicher ab und vertrieb die Bevölkerung in Städte und Camps, um die Versorgung der Rebellen zu unterbrechen. Im Dezember 1987 lebten 300 000 Vertriebene in mehreren Camps im Distrikt Gulu. Die Regierung isolierte den Norden zusehends, indem sie Strassensperren errichtete, was Ende 1987 zum Zusammenbruch des Verkehrs und Handels im Norden Ugandas führte (Behrend 1999a: 6; Furley 1992: 222).

The targets were not just rebels but also villagers, with one commander saying that he was 'denying the enemy food and shelter'. Soon 130 000 had sought refuge in Gulu [town] from scorched-earth policy that seemed in principle not dissimilar from the one used by Obote's army in the Luwero triangle against the NRA. (Woodward 1991: 183)

Rund 40 UPDA-Soldaten, welche dem Amnestieangebot der Regierung nicht Folge leisteten, schlossen sich Joseph Konys LRA an. Auch eine Anzahl Zivilisten aus Acholiland liessen sich spontan in die LRA rekrutieren, um gegen die Armee Musevenis zu kämpfen. Jene Acholi, welche Joseph Kony nicht unterstützen, betrachtet er als Feinde: „Kony stresses that his armed organisation was a new purified Acholi organisation. Any Acholi who did not join him was regarded as legitimate target“ (Kayunga 2000: 114). Joseph Kony rechtfertigt sein brutales Vorgehen gegen Zivilisten damit, dass die Bevölkerung ihn nicht unterstützt und rächt sich als Strafe für die fehlende Gefolgschaft an den Zivilisten (Lomo und Hovil 2004: 24). Auf die vermeintliche Kollaboration aller Acholi mit den Rebellen reagierte die Armee mit Gewalt gegen die Zivilbevölkerung, während gleichzeitig die LRA ihre Angriffe verstärkte und Kinder entführte (Baker 2002: 57; Behrend 1999a: 139, 173; Tripp 2000: 57).

Trotz militärischer Grossoffensiven gelang es der Regierungsarmee nicht, die LRA-Rebellen zu besiegen, obwohl die Armee immer wieder verlauten liess, dass die wenigen „Banditen“ bald geschlagen sein werden. Die LRA schaffte es im April 1989 gar, kurz die Stadt Gulu zu besetzen (Allen 1991: 375). 1991 versuchte die Armee, die Rebellen mit der *Operation North* endgültig zu besiegen, indem sie den Norden Ugandas während eines Monats völlig von den anderen Landesteilen isolierte. Zudem liess die Regierung 18 aus dem Norden stammende Politiker verhaften. Um den Rebellen den Nachschub zu entziehen, wurden weitere *Protected*

Camps errichtet und Zivilisten gezwungen, ihre Siedlungen zu verlassen. Zudem forderte die Armee die Bevölkerung auf, sich mit Buschmessern, Speeren sowie Pfeil und Bogen zu bewaffnen und sich in *Bow-and-Arrow Groups* gegen die Rebellen zu verteidigen. Diese Acholi-Milizen waren jedoch gegen die mit modernen Schusswaffen ausgerüsteten Rebellen chancenlos. Joseph Kony fühlte sich durch diese Milizen von der Acholi-Bevölkerung verraten und provoziert und rächte sich mordend und verstümmelnd an Zivilisten, brannte ganze Dörfer ab, plünderte und entführte weitere Kinder (Behrend 1998: 117; Lomo und Hovil 2004: 12, 24).

Kony's soldiers took terrible revenge on the populace, which seemed to have taken sides against them and, in their eyes, committed treason. They kidnapped more than 50 men, women and children and maimed them by cutting of their noses, ears, and hands or by boring a hole through their lips and padlocking their mouths, mutilating their bodies to mark them as traitors. Others were cut to pieces with pangas [machetes, big knives]. (Behrend 1999a: 189)

Im Jahr 1994 gelang es Abgesandten der Regierung, mit Joseph Kony erneut Friedensverhandlungen aufzunehmen. Präsident Museveni brüskierte Kony jedoch, indem er ihm ein Ultimatum stellte, worauf die Verhandlungen platzten: „This effort was however frustrated personally by Museveni himself in a public address in Gulu on 19 March 1994, during which he gave the rebels only one week to surrender, or be militarily flushed out“ (Ocitti 2000: 389). Nach dem Abbruch der Verhandlungen wurde die LRA von der islamistischen sudanesischen Regierung mit Waffen, Verpflegung, Uniformen sowie einem sicheren Rückzugsgebiet jenseits der ugandisch-sudanesischen Grenze auf sudanesischem Gebiet unterstützt. Gemäss der Losung „Der Feind meines Feindes ist mein Freund“ sollte dadurch Musevenis Regierung, welche mit den USA die SPLA-Rebellen im Südsudan unterstützt, geschwächt werden (Westbrook 2000). Im Gegenzug für die Unterstützung kämpfte die LRA im Südsudan auf der Seite der sudanesischen Regierung gegen die SPLA. Die Unterstützung des Sudans stärkte die Position der LRA, weshalb Gewalt und Entführungen im Norden Ugandas ab 1994 zunahmen. 1995 massakrierte die LRA in der Nähe der sudanesischen Grenze rund 250 Menschen (Behrend 1999a: 193; Ropa 1998: 93). Durch den Einbezug der sudanesischen Regierung wurde der Konflikt im Norden Ugandas internationalisiert, und die religiösen und spirituellen Elemente der LRA änderten ihre Bedeutung, vermutet Kayunga: „The mystical element was only retained as an ideological instrument to maintain Kony's charisma and hold over the movement“ (2000: 115). Joseph Kony, der zuvor die Verbreitung der zehn Gebote propagierte, sah in der Zusammenarbeit mit dem fundamentalistisch islamischen Regime in Khartoum offenbar keinen Widerspruch.

Durch das brutale Vorgehen verlor die LRA zunehmend die Unterstützung der Bevölkerung; Joseph Kony schaffte es nicht, die Ablehnung der Acholi gegen Yoweri Museveni zu nutzen, um die Acholi zu mobilisieren; die LRA kann Kämpfer deshalb nur noch über Entführungen von Kindern rekrutieren. Lediglich das Kader der LRA besteht aus Erwachsenen, während der Grossteil der Kämpfer Kinder oder junge Männer sind, die einst als Kinder verschleppt wur-

den⁴⁶. Die LRA operiert in kleinen, mobilen Gruppen und entführt hauptsächlich Kinder im Alter zwischen neun und zwölf Jahren aus Camps, Dörfern oder Schulen. Die Kinder werden gezwungen, zu Lagern im Südsudan zu marschieren, um dort ausgebildet und indoktriniert zu werden. Kinder in diesem Alter können bereits leichte Waffen tragen, sind einfach zu manipulieren, hinterfragen Befehle nicht und finden kaum mehr in ihre Heimatdörfer zurück (Lomo und Hovil 2004: 31, 56).

Adolescent children, often abducted by force, when isolated from their kin and communities, subjected to terror, and forced to commit violent acts, can become fierce foot soldiers. The weapons in use are not heavy, and the successfully 'turned' child soldier may be less inhibited by fear than their adult counterparts. (Young 2002: 50)

Von der LRA Entführte müssen schwere Lasten wie Raubgut oder Waffen über lange Distanzen in den Südsudan tragen⁴⁷ und werden getötet, wenn sie zu langsam oder zu schwach sind. Andere sterben während dem Marsch an Durst oder Erschöpfung (East African 1. 3. 04; Lomo und Hovil 2004: 31). Um den Kindern die Hemmung vor dem Töten zu nehmen, ihren Willen zu brechen und sie gleichzeitig einzuschüchtern, zwingt die LRA Neuankömmlinge, andere Kinder, welche zu flüchten versuchten oder gegen andere Regeln verstießen, zu töten. Knaben werden in LRA-Lagern im Sudan zu Kämpfern ausgebildet, während entführte Mädchen mit LRA-Kommandanten zwangsverheiratet und von diesen sexuell missbraucht werden; dabei werden viele Mädchen mit Krankheiten wie HIV angesteckt. Young (2002: 50) ortet den Beginn des systematischen Einsatzes von Kindersoldaten durch Rebellen in Afrika in den 1980er-Jahren bei der *Renamo* in Moçambique, deren Vorgehensweise mit derjenigen der LRA zu vergleichen ist: Auch die von der *Renamo* nach Überfällen verschleppten Mädchen wurden den Soldaten als Bedienstete und als „Kriegsbräute“ für Kommandanten zugeteilt (Weissman 1999: 253).

Bei Überfällen auf Dörfer und Camps zwingt die LRA Kindersoldaten, ihre Familienmitglieder oder Bekannten zu verstümmeln und zu töten, damit die Kinder aus Scham und Angst vor ihrer Tat nicht mehr versuchen, nach Hause zu fliehen (Behrend 1999a: 195; Mulumba 2002: 108). Trotzdem gelingt Kindern immer wieder die Flucht, meist während Überfällen oder während Schiessereien mit der ugandischen Armee. Dabei müssen sie weite Distanzen hinter sich bringen, werden in der Regel von der ugandischen Armee aufgegriffen, befragt und danach von Hilfsorganisationen und lokalen Autoritäten betreut. Verschiedene Zentren nehmen die traumatisierten, körperlich geschwächten ehemaligen Kindersoldaten für mehrere

⁴⁶ Die LRA besteht aus geschätzten 3000 Rebellen (International Crisis Group 2004: 5).

⁴⁷ Nach Überfällen zwingt die LRA meist auch Erwachsene, Plündergut über weite Strecken zu transportieren, lässt diese danach aber in der Regel frei.

Wochen auf und bereiten sie auf die Reintegration⁴⁸ in die Gesellschaft vor.

Die LRA rächt sich an Familien und Dörfern von ehemaligen LRA-Mitgliedern, welchen die Flucht gelang (Temmerman 2001: 74). Oft werden Opfer dabei nicht getötet, sondern verstümmelt. Das Abschneiden von Ohren, Lippen, Fingern und der Nase hat der LRA einen Ruf besonderer Brutalität eingebracht, welcher Teil ihrer psychologischen Strategie ist. Zudem benutzt Joseph Kony wie Alice Lakwena die in Uganda weit verbreitete Angst vor spirituellen Elementen, um Regierungssoldaten Angst einzujagen, weshalb diese immer wieder vor Konys Rebellen flüchten, statt sie zu bekämpfen (Lomo und Hovil 2004: 22, 30). Wann und wo die LRA zuschlägt, ist unvorhersehbar; auf Monate relativer Ruhe können plötzliche Angriffswellen folgen. Viele Acholi-Familien verloren durch LRA-Attacken Familienmitglieder. Zusätzlich traumatisierend wirkt die Tatsache, dass es oft einst entführte Kinder aus dem eigenen Dorf sind, welche Überfälle ausführen und andere Kinder entführen. Auch die bei Angriffen der Armee auf LRA-Gruppen getöteten Kämpfer sind in der Regel Acholi-Kinder, wenn offiziell von getöteten Rebellen oder Terroristen die Rede ist (Lomo und Hovil 2004: 33, 62): „This is part of our dilemma. We try to rescue the children. But we end up killing some of them“ (Ugandas Armeesprecher, zitiert nach Irinnews Webspecial Uganda 2003).

Auf Initiative der *Acholi Religious Leaders Peace Initiative* (ARLPI)⁴⁹ wurde im Jahr 2000 der *Amnesty Act* verabschiedet, welcher allen LRA-Kämpfern, die sich freiwillig ergeben, Amnestie offeriert (Lomo und Hovil 2004: 13). Im Jahr 2001 war die LRA geschwächt, da die sudanesishe Regierung nach Verhandlungen mit der ugandischen Regierung erklärte, die Unterstützung für die LRA einzustellen⁵⁰. Die durch das Ausbleiben der sudanesischen Unterstützung schlechte Versorgungslage zwang die LRA, vor allem im Sudan Dörfer zu plündern. Geistliche und traditionelle Autoritäten versuchten im April 2001 Friedensgespräche mit der LRA zu lancieren, die jedoch scheiterten (Baker 2002: 59, 65; Weeks 2002: 10). Die ruhigere Sicherheitslage im Jahr 2001 liess in der Bevölkerung Acholilands die Hoffnung auf Frieden aufkommen, bis 2002 die ugandische Armee die *Operation Iron Fist* startete und die LRA erneut nach Acholiland einfiel.

⁴⁸ Problematisch ist bei der Reintegration, dass manche Kinder mehrere Jahre bei der LRA verbrachten, dabei innerhalb der militärischen Hierarchie aufstiegen und die Werte der LRA verinnerlichten: „A child grows into the kind of system where if you do good things, you are punished. If you do evil things, you are promoted to a higher rank. When they reach 20, they are completely assimilated“ (Reliefweb 2003c).

⁴⁹ Die ARLPI setzt sich aus Vertretern verschiedener Konfessionen und Religionen in Acholiland zusammen; mit den traditionellen Autoritäten und gewissen Acholi-Politikern setzen sie sich seit Jahren für eine Verhandlungslösung zur Beendigung des Konflikts ein, indem sie zwischen den Parteien Kontakt herzustellen versuchen und die Bevölkerung über Konfliktlösung und Friedensarbeit aufklären.

⁵⁰ Lomo und Hovil (2004: 29) argumentieren, dass die sudanesishe Regierung ihre Unterstützung für die LRA auf Druck von den USA und Grossbritannien offiziell einstellte, um das internationale Image zu verbessern. Die ugandische Regierung setzt jedoch die Unterstützung der SPLA-Rebellen im Sudan fort (Baker 2002: 65).

4.2.2 Ist Joseph Kony ein Warlord ?

Der Begriff Warlord oder Kriegsherr ist zwar nicht neueren Ursprungs⁵¹, gelangte aber im Zusammenhang mit den Konflikten in Liberia, Sierra Leone, Somalia und der Demokratischen Republik Kongo Ende der 1990er-Jahre vermehrt in die mediale Präsenz. Elwert definiert Warlords „as entrepreneurs who use deliberate violence as an efficient tool for achieving economic aims“ (1999: 87). Chan definiert Warlords

as those prepared and able, by force or its threat, to deny ideological and operational space to a state and who put forward, to the populations under their control, an articulated alternative to citizenship and who secure allegiance through a combination of that force and articulation, allied sometimes with charisma or claims to certain ancestries more compelling to their adherents than affiliation to a state. (Chan 1999: 164)

Rich (1999: 10) sieht Warlordismus als eine wichtige Form der Militarisierung von ethnischen Identitäten, als Nachfolger der Freiheitskämpfer während des Kalten Krieges. Statt Ideologie rücken beim Warlord materielle Eigeninteressen in den Vordergrund⁵². So kontrollieren Warlords in Somalia Flugplätze, Häfen und wichtige Strassen, wo Zölle und Steuern erhoben werden; der liberianische Warlord Charles Taylor bereicherte sich durch Diamanten- und Holzhandel, und in der Demokratischen Republik Kongo kämpfen Kriegsherren um die Kontrolle von Gold- und Koltanminen. Zeitgenössische Warlords nutzen die Errungenschaften der Moderne in einer zunehmend vernetzten Welt: Sie tätigen Geschäfte via Satellitentelefon und besitzen beste Beziehungen zu internationalen Waffenhändlern und Käufern von Rohstoffen: „The warlord may fight out of the local arena, but he or she should inhabit the international“ (Chan 1999: 171). Mit dem Erlös aus dem Export dieser Güter unterhalten Warlords ihre eigene Truppe. Krieg ist für Warlords ein lukratives Business, welches sich selbst finanziert. Sie profitieren von den schwachen staatlichen Strukturen in vielen afrikanischen Ländern; Regionen, über welche die Regierung kein Gewaltmonopol verfügt, sind für Kriegsherren ideale Operationsgebiete. Rich sieht die Zunahme von Warlordismus als Folge von „schwachen“ Staaten: „The growth of warlordism is clearly related to a partial failure of the nation state“ (Rich 1999: 11).

⁵¹ Die Bezeichnung entstand in China, als in den 1920er-Jahren während der Bürgerkriegswirren Kriegsfürsten in einigen Gebieten eine Art neofeudale Herrschaft errichteten (Waldmann 1998: 32).

⁵² Zur Diskussion steht, ob Ideologie in den früheren Kriegen nicht als vorgeschobene Legitimation galt, um ebenso Ziele aus Eigeninteresse zu erreichen.

Oft sichern sich Warlords im benachbarten Ausland ab, das Nachschub an Waffen, den Export von Rohstoffen und ein sicheres Rückzugsgebiet bieten kann⁵³, wie Joseph Konys Unterstützung durch den Sudan. Der Staat, welcher den Rebellen ein Rückzugsgebiet gewährt, geht damit allerdings ein Risiko ein und muss deshalb auch aus Eigeninteresse handeln; meist besteht dabei die Absicht, den Nachbarstaat dadurch zu schwächen.

Virtually all insurgencies depend to an appreciable extent on external support, most obviously for access across the border of a neighbouring state which is prepared at least to turn a blind eye to its activities, but also for weapons, money, diplomatic backing and [...] even food. (Clapham 1998: 15)

Der Warlord lebt vom Krieg. Dank kriegerischer Gewalt kann er sich behaupten, einen eigenen Militärapparat erhalten, die Bevölkerung zu Abgaben zwingen und ein eigenes Rechtssystem einführen. Viele Rebellenorganisationen verfügen über eigene Ressourcen, welche exportiert werden (Diamanten, wertvolle Mineralien, Gold, Holz, Drogen), finanzieren sich über die Diaspora oder durch andere nichtstaatliche (Solidaritätsgruppen, Hilfsorganisationen) und staatliche Quellen (Nachbarstaaten). „Der Warlord ist oft Unternehmer, General und politischer Führer in einer Person“, stellt Waldmann (1998: 33) fest. Elwert prägte hierfür den Begriff der *Markets of Violence* (Gewaltmärkte):

There is a group of conflicts which we will call markets of violence. These markets of violence exhibit a self-stabilised structure and owe their reproduction to a profit-oriented economic system which combines violence and trade as a means of access to commodities. (Elwert 1999: 85)

Gewalt wird ökonomisiert, sie wird zum Mittel des Gelderwerbs. „Sie [Warlords] sind die Manager einer neuen, gewaltsam durchgesetzten politischen Ökonomie, Feldherren, Protektoren, populistische Manipulatoren und Monopolunternehmer“, schreibt Bollig (1999: 425). Aus diesem Grund sind Warlords kaum an einer friedlichen Beendigung, sondern an der Fortdauer von Konflikten interessiert. Auch Rufin schlägt vor, Konflikte vermehrt unter dem ökonomischen Aspekt zu betrachten:

Die im Verlauf der letzten Jahre zu beobachtende Radikalisierung vieler bewaffneter Bewegungen wird häufig ideologisch (Sieg eines politischen oder religiösen Integritismus) oder auch anthropologisch (Gewalt als ‚natürliches‘ Element von Stammeskriegen) interpretiert. Müsste hier nicht eine Erklärungsebene ökonomischer Art hinzugefügt werden? (Rufin 1999: 43)

Ein Charakteristikum der Ökonomie von Kriegsherren ist das Plündern. Bei Plünderungen in ländlichen Gebieten werden meist Nahrungsmittel erbeutet, welche als Verpflegung der Truppen dienen. Nebenbei erbeutete Waren mit höherem materiellen Wert dienen allenfalls der bescheidenen Bereicherung von Kommandanten (Bollig 1999: 435). Auch die Kriegsökono-

⁵³ Warlords in der Demokratischen Republik Kongo, welche Rückhalt in Uganda oder Ruanda besaßen, organisierten dort Waffen und exportierten via Uganda oder Ruanda wertvolle Rohstoffe. Auch in den Grenzgebieten zwischen Uganda und Sudan, zwischen Äthiopien und Sudan sowie zwischen Äthiopien und Somalia profitieren Rebellengruppen vom Gastrecht auf dem Territorium des sie unterstützenden Staates.

mie der LRA ist vergleichsweise bescheiden: Weder beutet sie Rohstoffe aus, noch erhebt sie Zölle oder erhält bekanntermassen Zuwendungen aus der Diaspora. Sie plündert Nahrungsmittel und andere Güter und unterhält in diesem Sinne eine Raubökonomie, welche es Joseph Kony und seinem Kader erlaubt, ein materiell angenehmes Leben zu führen.

Warlords stützen ihre Macht auf exzessive, systematische Gewalt, welche ihnen hilft, ihre Machtposition zu festigen. Zivilisten, aber auch der Flucht oder des Verrats bezichtigte Truppenangehörige werden oft grausam verstümmelt. Entgegen Ansichten, nach denen eine Rebellion Rückhalt in der Bevölkerung benötigt, um sich längerfristig an der Macht halten zu können, konnten sich trotz Terrorisierung der Bevölkerung immer wieder bewaffnete Gruppen über längere Zeit profilieren, etwa in Liberia, Sierra Leone oder die LRA im Norden Ugandas. Rich (1999: 5) vergleicht aus diesem Grund Warlordismus mit grossangelegtem Gangstertum statt mit revolutionären Rebellionen, da in letzteren der Rückhalt in der lokalen Bevölkerung eine wichtige Basis darstellt. Brutale Übergriffe auf Zivilisten, die auf den ersten Blick als spontane Taten und emotionale Gewaltausbrüche erscheinen, sind in Realität Teil einer kalkulierten Strategie. Weissman (1999: 248f) analysierte die Rolle von systematischem Terror gegen die Bevölkerung in Moçambique während den 1980er-Jahren: In Zonen, die von den *Renamo*-Rebellen nicht vollständig kontrolliert wurden, ging die *Renamo* mit besonders brutalen Methoden gegen unbewaffnete Bauern vor, um sie zu zwingen, sich der Autorität der Rebellen zu unterwerfen, die von der Regierung eingerichteten „Gemeinschaftsdörfer“ (ein marxistisch inspiriertes Entwicklungsprogramm mit kollektiver Landwirtschaft) zu verlassen und in ihre ursprünglichen Dörfer zurückzukehren. Leisteten die Bewohner dem nicht Folge, reagierte die *Renamo* mit systematischer Zerstörung und setzte ihre Brutalität an Opfern effektiv in Szene. Weissman (1999: 250) zeigt auf, dass diese Praktiken zur Kontrolle der Bevölkerung durchaus funktional waren: Die Rebellen schufen sich durch extreme Brutalität an Zivilisten ein Bild der Inhumanität, um aus dem Kontext menschlichen Tuns herauszusteichen und als vollkommen unkontrollierbar und unbesiegbar zu gelten. Dieses Schreckensbild hatte zum Zweck, die Bevölkerung und den militärischen Gegner vor Angst zu lähmen und Widerstand auszuschalten. Die militärische Stärke der *Renamo* in Moçambique stützte sich vor allem auf ihren Ruf, über magische Kräfte zu verfügen, da solche Taten nicht von rational denkenden Menschen ausgeführt werden (Weissman 1999: 245). Auch Bollig (1999: 439) verweist auf den kommunikativen Charakter von Verstümmelungen, wie sie auch von der LRA in Uganda praktiziert werden. Solche Taten verstärken die Angst in der Bevölkerung; der verstümmelte Körper wird zum Symbol der Allmacht, der Unerschrockenheit und der Übermenschlichkeit der Rebellen. Meist werden bei Überfällen auf Dörfer und Camps einige Zeugen verschont, um die kommunikative Stärke der Tat auszuspielen, damit die Meldung über die Brutalität der Kämpfer verbreitet werden kann. Joseph Konys LRA vermittelt durch ihre grausamen Verstümmelungen und Ermordungen das Bild einer entmenslichten, mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Truppe, was durch Konys bekannte Spiritualität noch weiter verstärkt wird. Elwert (1998: 2) erwähnt ebenfalls, dass die Handlungen von Warlords einer kühlen Planung entsprechen und wenig mit Chaos oder emotionalen Entscheidungen zu tun haben, und Rufin hält fest:

Mit den neuen, auf Ausbeutung (Raub und illegalem Handel) basierenden Kriegsökonomien scheint eine politische Organisationsform zu korrespondieren, der grosse Gewalttätigkeit eigen ist. Diese wird sowohl innerhalb der Bewegung ausgeübt (eiserne Disziplin, härteste Strafen, psychologische Konditionierung der Kämpfer) wie auch nach aussen (äusserste Härte im Umgang mit der Zivilbevölkerung, Anwendung von Terrormassnahmen, Ausschaltung von vermeintlichen Sicherheitsrisiken, Zwangsrekrutierung von Kämpfern, Armeen von Kriegsgefangenen und Kindern). (Rufin 1999: 44)

Keen weist darauf hin, dass brutale Gewalt an Zivilisten auch psychologische Gratifikation bieten kann, etwa bei Rachegefühlen auf Grund früherer Niederlagen und Fremdbeherrschung:

Participation in armed groups may also offer excitement and a chance to revenge past wrongdoings. Even acts of revenge, vandalism, and ritual humiliation (which appear to serve no economic, military, or political purpose) should not always be seen as 'mindless' or 'senseless'. Such violence will have been generated by a particular political economy: It may be fuelled by fear and anger, which themselves reflect political and economic processes in the immediate or distant past. (Keen 2000: 23)

Chan betont, dass eine klare Trennung zwischen politischen Widerstandsbewegungen und Warlordismus problematisch ist:

There are organizational, political and discursive moments that link warlords and liberation movements. They often become indistinguishable. They attract more immediate sympathy and respect them. [...] Perhaps [in] the majority of cases, warlords represent and propagate if not a text, then a sub-text of rebellion and justice, values based on popular need. They resist states. (Chan 1999: 171)

Unklar ist, ob die LRA tatsächlich ein politisches Programm hat. Angebliches Ziel der LRA ist es, die Ugander von Leid und Krankheiten zu befreien, wozu zuerst jene besiegt werden müssten, welche gegen die LRA kämpfen (Behrend 1991: 171; Kayunga 2000: 114). Joseph Kony liess auch die Absicht verlauten, Präsident Museveni, den er als Ruander bezeichnete, stürzen und Uganda nach den zehn Geboten regieren zu wollen. Auf einer Internet-Seite, die angeblich die Position der LRA darlegte (inzwischen aber nicht mehr existiert), wurden folgende Zielsetzungen der LRA genannt: „The Lord's Resistance Army is a national liberation movement, whose objectives are to liberate Uganda from tyranny, dictatorship, nepotism, oppression. We are fighting for the rights of all Ugandans, which the regime has denied them“ (zitiert nach Temmerman 2001: 98). Doom und Vlassenroot erklären das Vorgehen der LRA einerseits mit Frustration, andererseits als Überlebensstrategie:

Kony-type upheavals do not aim at a radical change of the system: they want to destroy it. Not because they want to replace it with something 'higher', by a new way of living, but out of anger and frustration, because their lives do not fit into any system any more. [...] It is, for those engaged, non-political inasmuch as they no longer believe in politics. For the majority of the rank and file, it is a survival strategy, a way to obtain things which are out of reach by all normal means: consummatory rewards as ideological drive. For those in charge, the brokers, it is a tool to acquire access to power, status and some wealth: rebellion as a career. (Doom und Vlas-

senroot 1999: 35f)

Lomo und Hovil (2004: 28) gehen ebenfalls davon aus, dass das Kader der LRA am Krieg festhalten will, da sie sich nicht mehr ins zivile Leben einordnen können und es ihnen als Rebellen letztlich besser ergeht: Die Kommandanten essen Fleisch, haben mehrere Frauen, Waffen und genießen innerhalb der LRA Prestige und Macht. Als Bauern im Norden Ugandas wäre das Leben für die heutigen LRA-Kader weitaus härter, und sie könnten sich nicht ungestraft Güter mit Gewalt aneignen. Poblicks (1998: 17) sowie Lomo und Hovil (2004: 27) argumentieren, dass die Ungewissheit über das Leben ausserhalb des Busches, Fragen nach dem Einkommenserwerb im zivilen Leben und die Angst, für die Brutalität zur Rechenschaft gezogen zu werden die Rebellen möglicherweise davon abhalten, den bewaffneten Kampf aufzugeben. Zudem wüssten die Rebellen durch die oft widersprüchlichen Aussagen der Regierung nicht, ob sie von Amnestie profitieren können oder getötet werden, wenn sie sich ergeben. Für Bollig steht ebenfalls der ökonomische Aspekt für den Verbleib der LRA im Busch im Vordergrund:

Über zehn Jahre wurde das Kriegshandwerk zur dominanten Produktionsweise einer etwa 2000 Mann umfassenden Gruppe. Für diese Rebellen war der Krieg eindeutig profitabler als der Frieden. Im Frieden waren sie Kleinbauern, desertierte und geschlagene Soldaten und *school drop outs* – im Krieg Herrscher über Menschen. (Bollig 1999: 436)

Reno erklärt die Handlungen der LRA aus einer Kombination von Plünderungen und der Absicht, der Staatsgewalt ihr Gewaltmonopol zu entziehen:

The LRA has no administrative capacity or committed mass following. [...] Its primary objectives are to loot local resources for the benefit of its members and to deny the Ugandan government the capacity to organize the local population to either oppose the LRA or provide revenues to the government. (Reno 1998: 69)

4.3 Operation Iron Fist – Eskalation der Gewalt im Norden Ugandas

A number of [...] officers pursued their commercial interests much more actively than fighting the war. In the view of critics, they even refused to talk seriously with the rebels because they wanted to prolong the war from which they were benefiting.

(Tangri und Mwenda 2003: 543)

4.3.1 Ethnische Milizen im Dienst der Armee

Ende 2001 wurde die *Lord's Resistance Army* von den USA und Uganda zur terroristischen Organisation erklärt⁵⁴, was die sudanesishe Regierung bewog, der ugandischen Armee zu erlauben, die LRA im Süden des Sudans zu bekämpfen. Im März 2002 startete die ugandische Armee eine Militäraktion namens *Iron Fist*, welche in den ugandischen Medien als endgültiger Schlag gegen die LRA propagiert wurde; viele Truppen wurden dabei aus dem Norden Ugandas in den Südsudan verlegt, vermochten dort aber nicht wie geplant die LRA zu besiegen. Die Operation *Iron Fist* hatte zur Folge, dass nach 18 Monaten relativer Ruhe in Acholiland die LRA ihre Aktivitäten erneut nach Uganda verlegte⁵⁵ und ab März 2002 wieder Dörfer und Camps überfiel (Reliefweb 2003a; Weeks 2002: 20). Die Sicherheitslage verschlechterte sich in Acholiland derart, dass bis Juni 2002 die Zahl der Vertriebenen von 500 000 auf 800 000 Personen anstieg (OCHA 2004b: 7). Gleichzeitig nahmen auch die Entführungen von Kindern stark zu.

The last time Uganda's 'Operation Iron Fist' attempted to oust the rebels from inside Sudanese territory in 2002, it did little more than force the LRA back into Uganda where the abduction and killing of the local population was stepped-up with a seemingly increased vigour and impetus. (New African Juni 2004: 39)

Im Mai 2003 begann die LRA, ihre Angriffe auf den Osten Ugandas auszudehnen, vor allem auf Gebiete der Iteso (Region Teso) und der Langi (Region Lango), wodurch die Zahl der intern Vertriebenen, welche von internationaler Nahrungsmittelhilfe versorgt wurden, im Sommer 2003 auf fast zwei Millionen answoll (OCHA 2003b: 1; OCHA 2004b: 7). Als Reaktion auf die Gewalt der LRA und den fehlenden Schutz durch die Armee bildeten die Iteso im Osten Ugandas im Juni 2003 mit Unterstützung der Armee lokale Milizen, die *Arrow Boys* oder *Arrow Groups*. Ein Anführer erklärte:

⁵⁴ Da die LRA als terroristische Organisation gilt, erhält die ugandische Armee von den USA Unterstützung für den Kampf gegen den Terrorismus (Lomo und Hovil 2004: 42).

⁵⁵ Die LRA verbreitete nicht nur im Norden Ugandas, sondern auch im Südsudan Angst und Schrecken. Gemäss einer katholischen Missionsagentur tötete die LRA zwischen dem 27. April und dem 3. Mai 2002 470 sudanesishe Zivilisten (New Vision 23. 5. 02).

We decided to find a local solution as we waited for the army. With Konys rebels in our midst, the existence of the Itesot was gone. We thought of our loss of animals and property. [...] The Arrow Group is not an alternative to the UPDF [Ugandan army], but their role is to collect and correct information about the rebel locations and guide the UPDF to attack with precision. In doing that they cannot go without guns. They end up participating in the actual fighting. (zitiert nach New Vision 20. 8. 03)

Im August 2003 beklagte ein Anführer der Milizen, die *Arrow Boys* hätten trotz Versprechungen der Armee, ihnen monatlich umgerechnet 35 US-Dollar zu bezahlen, weder genügend Nahrungsmittel, noch Stiefel, Uniformen oder Sold erhalten (New Vision 20. 8. 03). Bereits seit Jahren bestehen in verschiedenen Regionen Ugandas Milizen, die als *Local Defence Units* (LDUs) in die Struktur der Armee integriert sind. Präsident Museveni erklärte über ihre Aufgabe:

The security of a nation is [...] too important to be left to soldiers alone. That is why the National Resistance Movement introduced the concept of home defence. We are trying to demystify the gun so that people can begin to see it as an instrument of security and not of terror. Now the people can become directly involved in the provision of their own security. The days of terrorising people with the gun are gone. [...] Ordinary citizens are taught how to use the gun, and the gun thus becomes democratised. (Rede von Präsident Yoweri Museveni am 26. Januar 1991, zitiert nach Museveni 1992: 96, 97)

Präsident Museveni entgegnete Skeptikern:

He [Milton Obote] told me on an occasion that he was worried that once people had been given guns, it would be difficult to take them away again. I asked him why he should want to remove the guns if people are using them to defend their rights. (Museveni 1997: 59)

Besonders bei den Acholi sind Ängste verbreitet, dass durch die ethnisch rekrutierten Milizen (die *Arrow Groups* bestehen in erster Linie aus Iteso, die *Amuka Groups* aus Langi) die Gefahr von ethnischen Spannungen zunimmt. Durch die Ausbreitung des Konflikts nach Teso und Lango setzte ein Teil der dortigen Bevölkerung die Acholi als ethnische Gruppe mit der LRA gleich, was zu Spannungen führte. „We have warned the government that local recruitment with an ethnic tendency will lead to a terrible situation, like the one we saw in Ituri province in the Congo, where two tribes massacred each other“, erklärte ein Bischof aus Acholiland (zitiert nach Monitor 3. 3. 04). Die Mehrheit der Bevölkerung in Acholiland lehnt die Bildung von Milizen ab und will sich nicht aktiv gegen die LRA zur Wehr setzen (Lomo und Hovil 2004: 47). Diese Haltung gründet nicht in einer Unterstützung der LRA, sondern ist auf schlechte Erfahrungen der Acholi anfangs der 1990er Jahre zurückzuführen, als sie auf Anregung der Regierung *Bow-and-Arrow Groups* bildeten, sich die LRA aber grausam dafür rächte. Zudem sind die LRA-Kämpfer oft eigene, von der LRA zwangsrekrutierte Kinder, was für die Acholi eine zusätzliche Hemmschwelle bedeutet. Kritik an der Rekrutierung von ethnischen Milizen wird von der Armee jedoch als Kollaboration mit den Rebellen interpretiert. Ein Distriktbeamter in Kitgum erklärte: „It is now clear that we have LRA rebels within

our community. Those who are against the recruitment of the youth into Frontier Guards⁵⁶ are no different from rebels“ (zitiert nach New Vision 24. 2. 04). Armeechef Aronda Nyakairima beklagte: „Gulu has been a difficult place in our operation against terror. The leaders here support Kony’s terror. There are [northern] MPs [members of parliament] who should be in Luzira [prison in Kampala] and not in Parliament“ (zitiert nach New Vision 16. 7. 2004).

4.3.2 Zunehmende Gewalt und ethnische Spannungen

Immer wieder erklärte die ugandische Armee in den vergangenen Jahren, die LRA stehe kurz vor der Zerschlagung, und die Lage im Norden sei ruhig. So liess der ehemalige Armeechef James Kazini im März 2002 verlauten: „This is definitely the last phase. [...] Kony will either be killed, die of hunger or surrender in the next 45 days“ (zitiert nach New Vision 23. 3. 02). Auch Präsident Museveni erklärt immer wieder, die LRA sei so geschwächt, dass es nur noch eine Frage der Zeit sei, bis die Menschen im Norden des Landes wieder in ihre Dörfer zurückkehren könnten. Im November 2003 verkündete er, bis Ende 2003 werde im Norden Ugandas Frieden herrschen (Monitor 16. 11. 03).

Im Dezember 2003 intensivierte die LRA ihre Angriffe in Acholiland und blieb gleichzeitig im Gebiet der Iteso und Langi aktiv, wo Rebellen anfangs Januar 2004 24 Personen töteten (Monitor 5. 1. 04). Die Armee bestritt, dass diese Überfälle stattgefunden hatten, und Präsident Museveni liess verlauten, die Gebiete der Iteso und Lango seien von Rebellen befreit. Anfang Februar 2004 massakrierte die LRA im Distrikt Lira in einem Camp für intern Vertriebene 60 Personen, vor allem Langi, verletzte 70 Menschen und verbrannte 200 Hütten⁵⁷. Präsident Museveni erklärte nach dem Angriff, dass Armeeeingehörige Fehler begangen hätten, indem sie nicht auf den Aufruf der Milizionäre nach Unterstützung reagierten (Monitor 8. 1. 04; Monitor 9. 2. 04; Monitor 26. 2. 04). Zwei Wochen später kamen im gleichen Distrikt bei einem Massaker im Camp Barlonyo nach offiziellen Regierungsangaben 84, gemäss Hilfsorganisationen und der lokalen Bevölkerung hingegen zwischen 200 und 340 Personen ums Leben. Die UN erklärte drei Wochen nach dem Massaker, dass die Zahl der Toten 337 überschreite, da manche Leichen erst später gefunden wurden. Laut Augenzeugen überfielen mit Armeeuniformen bekleidete und bewaffnete LRA-Rebellen das Camp und verbrannten viele Campbewohner, indem sie diese in ihre Hütten zwangen und sie dann anzündeten. Fliehende wurden erschossen oder zerhackt. Die 36 Milizionäre, welche die 4800 Campbewohner

⁵⁶ Analog den *Arrow Boys* in Teso und den *Amuka Groups* in Lango gründete die Armee als Reaktion auf die zunehmende Gewalt in Acholiland im Februar 2004 in Kitgum mit wenig Erfolg die *Frontier Guards*-Milizen (New Vision 17. 2. 04).

⁵⁷ Die ugandische Presse bezeichnete den Überfall mit 60 Toten als Massaker. Präsident Museveni wehrte sich jedoch gegen die Verwendung des Begriffs: „The Amukas [militias] did very well in the defence. Unfortunately civilians died in the crossfire. However, it was not a massacre in the usual sense that the terrorists came to find people defenceless and kill them. It was not like that“ (New Vision 9. 2. 2004).

hätten schützen sollen, hatten gegen die Rebellen keine Chance (Monitor 23. 2. 04; Monitor 17. 3. 04; New Vision 23. 2. 04; New Vision 29. 2. 04; New Vision 17. 3. 04). Der Versuch, die offizielle Opferzahl herunterzuspielen sowie die Weigerung der Regierung, nach den Massakern den Norden zum Katastrophengebiet zu erklären, wurde im Norden Ugandas als Diskriminierung aufgefasst:

People in the north believe that President Museveni loves animals more than the people in the north. In 1987 when there was a drought in western Uganda and cattle had no water, it was declared a disaster area and when people are dying everyday in the north it is not a disaster. (Cecilia Ogwal, Parlamentsmitglied aus Lira, zitiert nach New Vision 2. 7. 04)

Nach dem Massaker in Barlonyo fanden am 24. und 25. Februar 2004 in Lira (Gebiet der Langi) Kundgebungen gegen die Übergriffe der LRA und gegen die Regierung statt. Dabei kam es zu Ausschreitungen, bei denen zwei Personen gelyncht wurden, weil sie für Acholi gehalten wurden. Zudem zündete der Mob Restaurants, Geschäfte und Wohnhäuser von Acholi an. Ausserhalb der Stadt Lira kam es ebenfalls zu Übergriffen auf Acholi (New Vision 26. 2. 04; Refugee Law Project 27. 2. 2004). Acholi erhoben Vorwürfe gegen Langi-Autoritäten und machten diese für die Übergriffe verantwortlich. So warf ein Distriktbeamter in Gulu einem Langi-Parlamentarier vor, er habe die ethnischen Spannungen angeheizt: „Angiro [a Langi member of parliament] is responsible for all this. He incited anti-Acholi sentiments and see what has happened“ (zitiert nach Monitor 26. 2. 04). Auch Acholi-Parlamentarier übten Kritik: „We condemn those senseless leaders of the Lango community who have taken it upon themselves to incite tribal sentiments against the Acholi on account of the LRA atrocities. Kony is an Acholi but Acholi are not Kony“ (zitiert nach New Vision 27. 2. 04). Als Reaktion kam es in Gulu zu Übergriffen gegen Langi, die jedoch durch die Polizei gestoppt wurden (ARLPI 2004; Refugee Law Project 27. 2. 2004). Im Zusammenhang mit den Spannungen verbreiteten sich alte Stereotype, die Acholi seien kriegerisch und brutal, und historische Zwistigkeiten brachen auf; so erinnerten sich die Langi und Iteso an die Plündereien der UNLA-Soldaten Mitte der 1980er-Jahre und an den Sturz des Langi Milton Obote durch Acholi-Militärs. Politikern und Geistlichen aus dem Norden Ugandas gelang es schliesslich durch Sensibilisierungsaktionen, die ethnischen Spannungen zu entschärfen und die Ausbreitung der Gewalt zu verhindern (Lomo und Hovil 2004: 58; New Vision 13. 3. 04). Zur Entspannung zwischen den ethnischen Gruppen trug auch die Tatsache bei, dass die LRA-Rebellen ab März 2004 ihre Präsenz in Lango und Teso stark verringerten und sich nach Acholiland zurückzogen.

4.3.3 Krieg als Mittel der Bereicherung

Seit Ende der 1990er-Jahre werden immer wieder Korruptionsfälle in der ugandischen Armee bekannt, welche mit dem Konflikt im Norden in Zusammenhang stehen. Vor allem das Phänomen der *Ghost Soldiers* (Geistersoldaten)⁵⁸ nahm mit der Ausweitung der Armeeeoperationen im Norden Ugandas zu. In verschiedenen Einheiten lag die tatsächliche Zahl der Soldaten bis zu 60 Prozent tiefer als von den Armeekadern angegeben⁵⁹. Der Sold von mehr als 10 000 Geistersoldaten floss so in die Taschen hoher Militärs, wodurch Millionen von US-Dollar aus dem Armeebudget verschwanden und eine zu hohe Truppenstärke suggeriert wurde (Lomo und Hovil 2004: 42; Monitor 4. 2. 04; Sunday Vision 25. 1. 04):

The problem with ghost soldiers is that they give a false impression of troop strength. When the real commanders send a thousand soldiers to hunt down rebels, a few hundred of them are bound to be ghosts who stay behind in camp, doing nothing but wait for salaries at the end of the month. (East African 15. 12. 03)

It [ghosts soldiers scandal] highlights the corruption and unscrupulousness that some believe to be endemic throughout the military and is further evidence of the army profiting from a conflict situation. (New African Juni 2004: 39)

Armeekader bereicherten sich nicht nur über den Sold von Geistersoldaten, sondern auch von existierenden Soldaten:

Defrauding soldiers of their pay using all means possible is being used by commanding officers [...]. This is common especially in operation areas. [...] Some officers and/or men holding positions or responsibility have used any means available such as collusion, stealing, corruption, lying, etc to defraud those under them of their money. This has led to many soldiers going without pay for months. (aus einem Untersuchungsbericht der Armee, zitiert nach Monitor 4. 2. 04)

Bereits 1997 wurde aufgedeckt, dass James Kazini, ein Cousin von Musevenis Ehefrau und

⁵⁸ „Geister“ sind nicht nur ein Phänomen der Armee. Angestellte des Bildungsministeriums deckten im Jahr 2004 auf, dass landesweit rund 300 000 Schüler, in gewissen Regionen 60 Prozent der aufgelisteten Schüler, nur auf dem Papier existierten. In einigen Regionen wurde auch die Zahl der Lehrer und der Schulen erhöht, damit sich Beamte und Schulleiter bereichern konnten (New Vision 13. 6. 04; New Vision 5. 8. 04; Sunday Vision 25. 1. 04).

⁵⁹ Beispielsweise wurde bei einem Wechsel eines Soldaten in eine andere Einheit der Name in beiden Lohnlisten weitergeführt. Auch 4000 Exil-Ruander, welche die ugandische Armee anfangs der 1990er-Jahre verliessen und heute der ruandischen Armee angehören, wurden auf der Lohnliste behalten, darunter Ruandas heutiger Präsident Paul Kagame (Monitor 4. 2. 04). Namen wurden mehrmals geändert oder kombiniert, um aus den Daten eines einzigen Soldaten mehrere Geister-Armeeangehörige zu schaffen. Personen, welche die Armee verliessen oder starben, wurden weiter auf den Lohnlisten aufgeführt. Um die Zahl der Armeeabgänger zu erhöhen, missbrauchten gewisse Kommandanten ihre Untergeordneten und entzogen ihnen den Sold, bis diese schliesslich desertierten, nicht aber von der Lohnliste verschwanden. Eine im Norden stationierte Division rekrutierte offiziell 12 000 Milizen, doch tatsächlich wurden nur 6500 Milizen trainiert. Bedingt durch das Ausbleiben des Soldes desertierten viele, so dass schliesslich nur noch 2500 bis 3000 Milizen im Einsatz standen. Die Lohnlisten wurden aber nicht entsprechend angepasst (Monitor 4. 2. 04; New Vision 6. 12. 03).

enger Vertrauter Präsident Museveni, als Kommandant einer Armeedivision im Norden Ugandas in grossem Stil Geld abzweigte; das offizielle Konto seiner Einheit war fast leer, während auf Kazinis Privatkonto monatlich mehr als 750 000 US-Dollar überwiesen wurden⁶⁰. Die gesamte 405. Brigade, welche offiziell gegen die LRA kämpfte, existierte in Realität nur auf Papier, d.h. auf Lohnabrechnungen und Spesenforderungen. „We didn’t know how many brigades were supposed to be in UPDF [Ugandan army]“, erklärte James Kazini (zitiert nach Monitor 14. 7. 04). Salim Saleh, ein Bruder des Präsidenten, vergab als Kommandant der militärischen Operationen gegen die LRA seiner eigenen Firma den Auftrag, die Armee für monatlich 400 000 US-Dollar mit zivilen Gütern zu versorgen (Tangri und Mwenda 2003: 543). Andere Militäroffiziere betreiben illegal Handel im Südsudan und sind in illegale Holzgeschäfte in Uganda involviert. Manche Armeeeoffiziere fälschten Zahlen über die Anzahl getöteter Rebellen, um befördert zu werden: „Officers started lying about operations and exaggerating the death toll of the enemy to get more money and promotions“ (New Vision 6. 9. 04). Beim Kauf von Militärmaterial konnten Armeeeoffiziere, Mittelsmänner und hohe Beamte grosse Summen hinterziehen, als die Regierung Ende der 1990er-Jahre beschloss, Armeematerial vor allem über Drittparteien zu beziehen. Die Güter wurden zu einem stark überhöhten Preis gekauft, um massive Provisionen zu unterschlagen. 1996 entschied die ugandische Regierung, Kampfhelikopter für den Einsatz gegen die LRA zu kaufen. Salim Saleh, der zu jenem Zeitpunkt im Norden Ugandas die Operationen der Armee gegen die LRA leitete, ermächtigte nach Absprache mit Präsident Museveni den Kauf von vier Kampfhelikoptern durch Mittelsmänner. Als Provision erhielt Salim Saleh 800 000 US-Dollar; den Mittelsmännern, welche die vier Helikopter für vier Millionen US-Dollar in Weissrussland kauften, bezahlte die Armee 12,2 Millionen US-Dollar. Als zwei der Helikopter im März 1998 in Uganda eintrafen, waren sie in einem desolaten, fluguntüchtigen Zustand. Salim Saleh wurde für seine massgebliche Beteiligung am Helikopter-Skandal nicht bestraft. Präsident Museveni befahl ihm lediglich, seine Provision für den Kampf gegen die LRA einzusetzen. Auch in anderen Fällen, etwa beim Kauf von defekten Luftabwehrraketen, bezahlte die Armee horrenden Preise (International Crisis Group 2004: 17; Tangri und Mwenda 2003: 540). Seit 1997 verschwanden eine Reihe von Militär-Zahlmeistern mit umgerechnet mehreren Millionen US-Dollar. Manche Zahlmeister wurden von hohen Militärs bedroht, weil sie deren Praktiken offenlegen wollten (Lomo und Hovil 2004: 42; Monitor 11. 1. 04). Aus Angst, die lukrative Quelle könnte versiegen, schrecken Armeeangehörige auch nicht davor zurück, Personen aus dem Weg zu räumen, welche sich für ein friedliches Ende des Krieges einsetzten:

Since the war [...] had become a lucrative business for many officers and soldiers in the government army, [...] these people warned the elders against supporting the peace process. Two

⁶⁰ Das Verschwinden der Gelder wurde dem Zahlmeister der vierten Division in Gulu angelastet. Dieser hatte sich beschwert, dass Gelder illegal verwendet würden. Kurz darauf wurde der Zahlmeister tot aufgefunden. Die Armee erklärte, er habe Selbstmord begangen, weil er Geld hinterzogen habe. Seine Verwandten sind jedoch überzeugt, dass ein hoher Offizier ihn ermorden liess (Tangri und Mwenda 2003: 545).

elders who continued to press for political negotiations [...] were murdered early in 1996. (Behrend 1998: 117)

Zwar setzte die Armee unter dem Druck der Öffentlichkeit eine Untersuchungskommission ein, nachdem publik wurde, in welchem Ausmass sich Armeeangehörige über den Konflikt im Norden Geld bereichern. Folgen für die Angeschuldigten hatte die Untersuchung jedoch nicht. Die Untersuchungen gegen einen Armeeoffizier, dem vorgeworfen wurde, sich zwischen November 1999 und Juni 2003 in grossem Stil aus der Armeekasse privat bereichert zu haben, wurde im Juli 2004 auf Anweisung des Präsidenten eingestellt: „Kiiza [the prosecutor] told the Military Court Martial that he had been instructed by the State to withdraw the charges against Ongia. However, he did not say why the State had decided to drop the charges“ (New Vision 23. 7. 04). Tangri und Mwenda argumentieren, dass Präsident Museveni die Korruption in der Armee aus Gründen der Patronage duldet, da er auf ein zufriedenes Armeekader angewiesen ist: „Corrupt military procurement and economic plunder have benefited key UPDF [Ugandan army] officers as well as promoted their loyalty to the regime“ (2003: 540). Museveni wird auch vorgeworfen, den Krieg im Norden zu missbrauchen, um Transparenz und Diskussionen über Vorgänge innerhalb der Armee zu verhindern⁶¹:

Continuation of the conflict provides a crisis environment that enables the government to justify measures that would be unacceptable in different circumstances, such as the continued presence of many former and current army personnel within its ranks. [...] Much can be justified by citing the threat from Kony and terrorism. [...] The war not only justifies a large army but also allows Museveni to protect from scrutiny an institution [the army] that is central to the NRM political project and his own power. (International Crisis Group 2004: 11, 12)

Verbreitet ist in Uganda die Ansicht, dass der Konflikt im Norden dem ugandischen Militär erlaubt, ein hohes Budget zu legitimieren, weshalb weder die Armee noch die Regierung Interesse an einem schnellen Ende des Konflikts hätten: „The country has lost billions of shillings through embezzlement and uncontrolled military spending under the pretext that the country is at war“ (Yahya Kamulegeya, ein Oppositionspolitiker, zitiert nach Monitor 8. 7. 04). Viele Acholi sind zudem überzeugt, dass auch Acholi von dem Konflikt profitieren, indem Kollaborateure für die Rebellen Güter und Nachschub organisieren und sie mit Informationen versorgen, die es der LRA erlauben, Individuen zu überfallen; die Kollaborateure erhalten dafür einen Teil des Raubgutes (Lomo und Hovil 2004: 42).

⁶¹ Der „Krieg gegen den Terror“ im Norden Ugandas und ein entsprechendes Antiterrorgesetz erlauben es Präsident Museveni, Oppositionelle, Journalisten und andere Kritiker festnehmen zu lassen und einzuschüchtern.

4.4 Soziale Realität in Acholiland: Leben im Camp für intern Vertriebene

Living conditions may not be good, but it is better to live in poor conditions than to die in comfort.

(Shaban Bantariza, Sprecher der ugandischen Armee, über Camps für intern Vertriebene, zitiert nach New Vision 13. 3. 04)

Ende der 1980er-Jahre entstanden im Norden Ugandas die ersten Camps für *Internally Displaced Persons* (IDPs)⁶². Während sich manche Acholi anfänglich freiwillig in der Nähe von Handelszentren in der Hoffnung niederliessen, dadurch Angriffen der Rebellen zu entgehen, weigerten sich andere, ihre Dörfer zu verlassen und in die überfüllten Camps der Regierung zu ziehen. Sie wurden aber in verstärkter Masse seit Beginn der *Operation Iron Fist* von der Armee unter Gewaltanwendung und der Drohung, als Kollaborateure behandelt werden, gezwungen, ihre Siedlungen zu verlassen (Baker 2002: 63). Die Strategie der Armee ist es, dadurch die Versorgung der Rebellen mit Nahrungsmitteln zu unterbinden, denn „in einigen Konflikten betrachten die bewaffneten Bewegungen die Bevölkerung nur als Quelle des Raubes und der Zwangsrekrutierung. [...] Die Zivilbevölkerung in den ‚unkontrollierten‘ Gebieten [...] soll daran gehindert werden, dem Feind ‚dienst- und nutzbar‘ zu sein“ (Jean 1999: 465). Da sich die LRA plündernd von Getreidespeichern und Feldern der Zivilbevölkerung versorgt und in den weit verstreut liegenden Siedlungen der Acholi ein eigentliches Versorgungsnetz vorfindet, versucht die Regierung, der LRA die Versorgungsgrundlage zu entziehen, indem grosse Landstriche entvölkert und die Menschen in einige wenige grosse IDP-Camps umgesiedelt werden: „Für die Guerilla ist dieser Exodus gleichsam wie ein Aderlass ihrer Lebenskraft“, hält Rufin (1999: 20) allgemein fest, wenn die Bevölkerung von dem Operationsgebiet der Rebellen abgeschnitten wird. Präsident Museveni beschrieb 1990 in einem Weiterbildungspapier für Offiziere die Strategie der Armee:

Another technique we [the Ugandan army] used was to round up civilians and put them in protected centres where they would be fed by the government, leaving the bandits to become isolated in the villages. After the people had understood our ideological line, we started forming local defence force units. (zitiert nach Museveni 1992: 156)

Die Menschen in den IDP-Camps werden von der Regierung nicht mit Nahrungsmitteln, Unterkunft oder medizinischer Betreuung versorgt, obwohl die Armee immer wieder den Anschein erwecken lässt, dass die internationalen Hilfslieferungen von der Regierung stam-

⁶² *Internally Displaced Persons* (IDPs) werden international definiert als „persons or groups of persons who have been forced or obliged to flee or leave their homes or habitual residence in particular as a result of or in order to avoid the effects of armed conflict, situations of generalized violence, violations of human rights or natural or human-made disasters and who have not crossed an internationally recognized state border“ (OCHA 1998).

men (Weeks 2002: 2, 19). Die ugandische Armee verteidigt die Errichtung von IDP-Camps unter dem Hinweis, dass die Bevölkerung dort besser geschützt sei. Im offiziellen Sprachgebrauch der Armee wird daher nicht von IDP-Camps, sondern von *Protected Villages* oder *Protected Centres* gesprochen. Trotz diesen Bezeichnungen ist der Schutz der Campbewohner ungenügend. Besonders nach der Verteilung von Hilfsgütern werden IDP-Camps immer wieder von der LRA angegriffen, wie im Februar 2004 in den Camps Barlonyo und Abia, wo fast 400 Menschen getötet wurden. Zwischen Juni und September 2002 überfiel die LRA fast die Hälfte der offiziellen Camps in Acholiland (Lomo und Hovil 2004: 38). Die in den Camps zum Schutz der IDPs stationierten Soldaten und Milizionäre sind schlecht ausgerüstet, wenig motiviert, besitzen kaum Kommunikationsmittel und flüchten bei Angriffen der LRA oft. Da die Rebellen teilweise in zivil oder in Uniformen der ugandischen Armee oder der Milizen gekleidet sind, sind sie für Campbewohner nicht als Rebellen zu erkennen (Baker 2002: 63; Lomo und Hovil 2004: 44; OCHA 2004a: 1). Zudem kommt es in Camps immer wieder zu Übergriffen von Soldaten und Milizionären (Weeks 2002: 2). Der aus Acholiland stammende Parlamentarier Zachary Olum kritisierte, dass Armeeingehörige in Überfälle und Vergewaltigungen involviert sind:

In Patongo [IDP camp], there is a catalogue of robberies where money and goods were taken from traders by UPDF [Ugandan army] and the suspects reported, yet none has been apprehended nor the stolen properties returned. [...] There were a number of rape [sic] and at least two murders of women by soldiers, none of whom had been arrested and punished. At least two young men recently shot by a soldier were hospitalised in Kalongo but the soldier was also still at large. (zitiert nach Monitor 11. 12. 03)

Die Regierung verstärkt seit dem Jahr 2002 die Strategie der zwangsweisen Umsiedlung der Bevölkerung in Camps, so dass im April 2004 94 Prozent der Bevölkerung in Acholiland (Distrikte Gulu, Pader und Kitgum) nicht mehr in ihren Dörfern, sondern in IDP-Camps lebten.

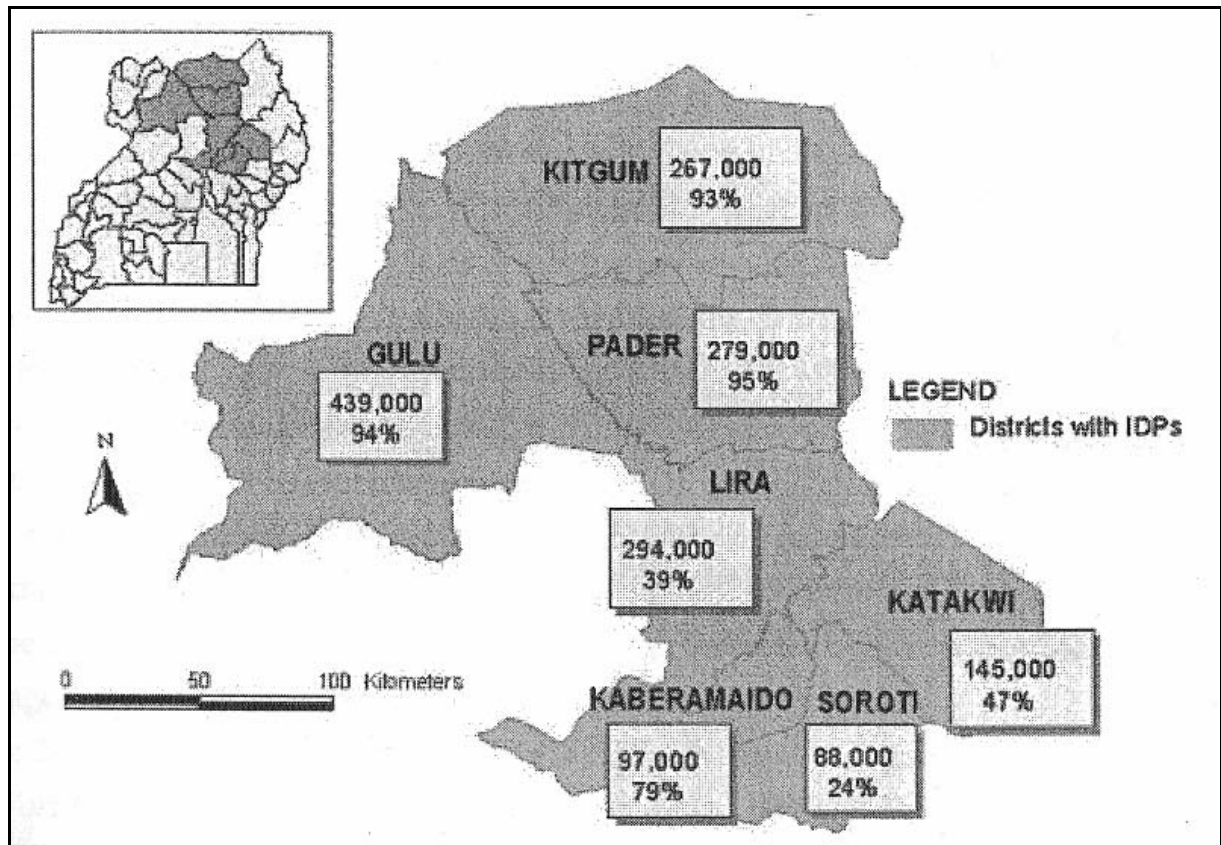


Abbildung 2: Anzahl und prozentualer Anteil der in IDP-Camps lebenden intern Vertriebenen an der Gesamtbevölkerung, Mai 2004 (Reliefweb 2004).

Tabelle 1: Die grössten offiziellen IDP-Camps in Acholiland, März/April 2004 (nach WFP 2004a: 28, WFP 2004b: 29)

Name des Camps	Distrikt	Anzahl IDPs
Patongo	Pader	56 185
Pabbo	Gulu	54 468
Kalongo	Pader	51 183
Pajule	Pader	36 064
Amuru	Gulu	33 798
Padibe	Kitgum	33 314
Palabek Kal	Kitgum	25 039
Atiak	Gulu	24 440
Atanga	Pader	23 750
Acet	Gulu	21 723
Awere	Gulu	21 383
Lalogi	Gulu	20 610

Tabelle 2: Offizielle IDP-Camps/IDPs in Acholiland nach Distrikt, März/April 2004
(nach WFP 2004a: 28, WFP 2004b: 29)

Distrikt	Anzahl Camps	Anzahl IDPs
Gulu	33	437 695
Kitgum	18	267 078
Pader	13	279 589

Die Vertriebenen dürfen sich in der Regel nur innerhalb eines Radius von drei bis vier Kilometern um das Camp bewegen; Personen, die sich ausserhalb dieser Zone aufhalten, gelten als Rebellen und riskieren von Milizionären oder Soldaten geschlagen, vergewaltigt oder getötet zu werden (Baker 2002: 64; Furley 1992: 222; Weeks 2002: 21). Durch die stark eingeschränkte Mobilität und durch die Gefahr von Rebellen ist Ackerbau kaum noch möglich, zumal für eine erfolgreiche Ernte auch nach dem Anpflanzen kontinuierlicher Zugang zu den Feldern eine Voraussetzung ist. Soldaten zerstören teilweise die Ernten, damit sie nicht den Rebellen in die Hände fallen. In unmittelbarer Nähe der IDP-Camps ist es schwierig, Ackerbau zu betreiben, da dort kaum Ackerland verfügbar ist und Pachtzinsen auf Grund der Nachfrage hoch sind; zudem ist der Boden dort häufig übernutzt (OCHA 2004b: 4; WFP 2004b: 15). Bedingt durch den beschränkten Zugang zu Ackerland und durch fehlende alternative Versorgungs- und Einkommensmöglichkeiten ist es für die meisten IDPs in Acholiland nicht möglich, ihren Nahrungsbedarf zu decken. Rund 80 Prozent der Campbewohner waren im Herbst 2003 nicht in der Lage, einen Minimalbedarf an Nahrung selbst zu beschaffen (WFP 2004a: 22; WFP 2004b: 24). Die Vertriebenen sind daher auf Hilfe von aussen angewiesen, um zu überleben. Das *World Food Programme* (WFP), eine Organisation der UN, dessen Konvois zum Schutz gegen Rebellenangriffe von der Armee eskortiert werden, versorgte im Mai 2004 1,6 Millionen Menschen im Norden Ugandas regelmässig mit Nahrungsmitteln (New Vision 6. 6. 04)⁶³. Ausschliesslich in offiziellen Camps werden in der Regel ein Mal pro Monat⁶⁴ Mais, Bohnen, eine Sojameschung sowie Öl verteilt (WFP 2004a: 6; WFP 2004b: 7). Viele IDP-Haushalte sind gezwungen, einen Teil der erhaltenen Nahrungsmittel zu verkaufen, um mit dem Erlös andere Nahrungsmittel oder Güter wie Seife, Salz oder Kleider zu kaufen. Manche Männer tauschen Nahrungsmittel gegen Alkohol ein, und aus einem Teil der Hilfslieferungen wird Bier gebraut (New Vision 16. 12. 03; New Vision 13. 2. 04). Zudem wurden

⁶³ Die Zahl der Hilfeempfänger entspricht jedoch nicht der Zahl der Vertriebenen, da nur jene Vertriebenen Nahrungsmittel und Unterstützung erhalten, die in einem offiziellen Camp leben. Alle Vertriebenen, die sich zu Verwandten oder in nicht offizielle Siedlungen flüchteten, werden nicht mit internationaler Nahrungsmittelhilfe versorgt.

⁶⁴ Campbewohner werden aus Sicherheitsgründen nicht über den Termin der nächsten Lieferung informiert, so dass sie ständig in Ungewissheit leben, wann die nächste Lieferung kommt. Die Nahrungsmittelhilfe des WFP ist logistisch aufwendig und kostet pro Monat sechs Millionen US-Dollar (East African 8. 3. 04).

Hilfslieferungen unterschlagen: „A lot of relief food has been lost to non-existent IDPs [...]. Much of it end up in shops in the town and in villages“ (New Vision 23. 1. 04). Manche Campbewohner produzieren Holzkohle oder trockene Lehmziegel für den Verkauf oder generieren durch das Brauen von Bier ein kleines Einkommen (WFP 2004a: 17; WFP 2004b: 18). Die Hauptlast der Arbeit liegt bei den Frauen; inwiefern dieser Zustand durch die Campbedingungen verstärkt wurde, bleibt offen. Bereits im Jahr 1967 schrieb Apoko: „For the Acholi village men [...] are still prone to follow more leisurely pasttimes – hunting, chatting in the market, attending funerals, drinking beer – leaving their women to carry the brunt of the heavy work“ (1967: 69). Frauen sind zwar in der Mehrheit für die Generierung der spärlichen Einkommen verantwortlich, müssen jedoch oft einen Teil der Einnahmen an ihre Ehemänner abgeben, damit diese Alkohol und Zigaretten kaufen können (New Vision 16. 12. 03).

Da die Platzverhältnisse in den Camps prekär sind, kommt es während der Trockenzeit immer wieder zu Bränden, die über die mit Gras gedeckten Hütten rasend schnell um sich greifen und oft hunderte von Hütten zerstören (Monitor 30. 6. 04; New Vision 18. 2. 04). Auf Grund mangelhafter sanitärer Anlagen und der Konzentration von grossen Menschenmassen verbreiten sich Krankheiten wie Cholera, Tuberkulose und Pilzinfektionen stark (New Vision 27. 1. 04). In vielen Camps ist die Wasserversorgung nicht ausreichend; so teilen sich nicht selten 15 000 Personen eine Wasserquelle (OCHA 2004c: 36). Der Wassermangel hat zur Folge, dass Frauen und Mädchen teilweise gezwungen sind, Wasser ausserhalb des Camps zu holen. Dabei setzen sie sich der Gefahr aus, von Rebellen, Milizionären oder Soldaten missbraucht zu werden oder auf Landminen zu treten. In den IDP-Camps fehlt es meist an medizinischer Versorgung, und viele Gesundheitszentren wurden geschlossen, weil das Personal das Gebiet aus Angst verlassen hat. Zudem können Schwerkranke wegen der Gefahr von Überfällen kaum in Spitäler nach Gulu, Kitgum oder Kalongo transportiert werden. Aids verbreitet sich unter anderem deshalb schnell, weil sich in den Camps Frauen und Mädchen aus Armut prostituieren und sie zudem vergewaltigt werden (Lomo und Hovil 2004: 38). Die offizielle HIV-Rate in einem Spital in Gulu war im Jahr 2002 mit 11,9 Prozent die höchste des Landes (Ugandan Ministry of Health 2003: 9). Auch das Funktionieren des Bildungswesens in Acholiland ist durch den Konflikt stark beeinträchtigt. Zahlreiche Schulen wurden geschlossen⁶⁵, und in den Camps stehen zu wenige Lehrer zur Verfügung, um die riesigen Klassen zu unterrichten, da viele Lehrer das Gebiet verlassen haben⁶⁶ (New Vision 6. 6. 04). Die Zahl der Primarschüler ist zwar seit der Einführung der *Universal Primary Education* im Jahr 1997 gestiegen, da keine Schulgebühren mehr bezahlt werden müssen. Viele Eltern können jedoch die dennoch anfallenden Kosten für Schulmaterial nicht übernehmen. Schulgebühren für die *Secondary School* sind durch die Verarmung der Bevölkerung jenseits des Budgets der meis-

⁶⁵ Im Distrikt Kitgum waren Mitte 2003 mehr als die Hälfte der Schulen und im Distrikt Pader mehr als 90 Prozent der Schulen geschlossen (Reliefweb 2003c).

⁶⁶ Im Jahr 2003 wurden im Distrikt Gulu 500 freie Lehrerstellen ausgeschrieben, worauf sich aber nur 180 Interessenten meldeten (New Vision 10. 3. 04).

ten Familien, weshalb es nur wenige Acholi schaffen, höhere Schulen abzuschliessen (Weeks 2002: 34). Die schwierigen Lebensbedingungen, die Langeweile und die Perspektivlosigkeit lassen Frauen und Männer zu Alkohol greifen, und alleine im Januar 2004 brachten sich vier Jugendliche in einem Camp durch die Einnahme einer Überdosis Malariamedikamente um (New Vision 1. 3. 04).

Die schwierigen Lebensbedingungen und die Unsicherheit haben zur Folge, dass viele IDPs die Camps verlassen möchten. Sie hinterfragen den Nutzen der Camps, da sie dort wie in den Dörfern der Gewalt der LRA ausgeliefert sind, sich aber in ihren Dörfern selbst versorgen könnten. Manche der von Lomo und Hovil (2004: 38) befragten Acholi sind überzeugt, dass die Zivilisten in den Camps den Rebellen sogar noch stärker ausgeliefert sind als in den Dörfern, da es für die Rebellen einfacher ist, die überbevölkerten Camps zu plündern. Obwohl die meisten im Norden Ugandas tätigen Hilfsorganisationen die Umsiedlungspolitik und militärische Strategie der ugandischen Armee kritisieren, unterstützen sie diese, indem sie nur in von der Regierung definierten Camps Nahrungsmittelhilfe leisten und dadurch die Grundversorgung der Zivilbevölkerung sicherstellen, während die Armee in den entvölkerten Landstrichen die LRA bekämpft. Nur wenige vom Konflikt betroffene Menschen migrieren vom Norden in den Süden und nach Kampala. Dennoch ergab eine Recherche einer ugandischen Tageszeitung, dass 40 Prozent der Bettler in Kampala aus dem Norden stammen (Monitor 10. 3. 04).

Die Zunahme von Angriffen der LRA auf IDP-Camps und Dörfer nach 2002 hat zur Folge, dass Eltern aus Angst, ihre Kinder könnten von der LRA entführt werden, diese zur Übernachtung in grössere Ortschaften schicken. Tausende Kinder marschieren deshalb jeden Abend mehrere Kilometer, um in den Städten Gulu und Kitgum Zuflucht zu suchen, um dort auf Plätzen, unter Veranden und auf Busstationen die Nacht zu verbringen und frühmorgens wieder in die Camps und Dörfer zurückzukehren. Die Kinder, welche Tag für Tag diesen Weg auf sich nehmen, sind in Uganda als *Night Commuters* bekannt. Nicht selten stossen die *Night Commuters* unterwegs auf betrunkene Soldaten oder Zivilisten, welche vor allem die Mädchen belästigen. In Gulu stehen den Kindern mehrere einfache Schlafstätten zur Verfügung, in denen sie zwischen 19 und 20 Uhr nach Geschlechtern getrennt Einlass finden (Monitor 22. 4. 04, New Vision 2. 2. 04). Die teilweise von Hilfsorganisationen mit religiösem Hintergrund betriebenen Zentren schützen die Kinder vor Übergriffen, verteilen aber kein Essen. Vor dem Schlafen wird gemeinsam gebetet und gesungen. Die Kapazitäten der Zentren reichen jedoch nicht aus, um alle Kinder zu beherbergen, so dass manche unter freiem Himmel übernachten müssen (Women's Commission for Refugee Women and Children 2004: 5). Anders als in Gulu existieren in der Stadt Kitgum keine Schlafstätten für *Night Commuters*. In Kitgum schlafen sie im Busbahnhof, in Schulen oder auf dem Gelände der beiden Krankenhäuser, wo sie zwar vor Entführungen durch die LRA relativ sicher sind, jedoch sexuellen Übergriffen durch Stadtbewohner und Soldaten ausgesetzt sind. Immer wieder kommt es zu Schlägereien zwischen den Kindern, und Mädchen werden mit Versprechen auf eine Schlaf-

stelle und Essen sexuell ausgebeutet (Monitor 11. 2. 04; Monitor 4. 7. 04; New Vision 14. 11. 03). Eltern beklagen sich, die *Night Commuters* würden verrohen, undiszipliniert werden und nachts in der Stadt sexuell aktiv sein, sehen aber aus Sicherheitsgründen keine Alternative, als die Kinder trotzdem zur Übernachtung in die Stadt zu schicken (Lomo und Hovil 2004: 40).

5 Zur Methodik der Datenerhebung in einem Konfliktgebiet Afrikas

Although Africa provides one of the most potentially fruitful laboratories for the production of knowledge on conflict situations in general, and ethnic conflicts in particular, it remains a rather difficult terrain for research and researchers in these areas of study.

(Osaghae 2001: 13)

Vor dem Völkermord in Ruanda 1994 entstanden nur wenige Studien über bewaffnete Konflikte in Afrika, die auf Datenerhebungen vor Ort beruhten. Von Trotha (1999: 405) nennt das Fehlen entsprechender Untersuchungen in Afrika „ein wissenschaftliches, politisches und ethisches Ärgernis“:

Krieg und Genozid gehören zu den bestimmenden Wirklichkeiten Schwarzafrikas. [...] Als jahrzehntelange Kriege, als ‚Dreissigjährige Kriege‘ sind Kriege nicht in wenigen Teilen Schwarzafrikas zur vorherrschenden Wirklichkeit, zum Alltag geworden. Die Ethnologie und die Afrikawissenschaften insgesamt müssen dieser Tatsache gerecht werden. (von Trotha 1999: 405)

Hoffman, der während des Bürgerkriegs in Sierra Leone im Jahr 2000 forschte, plädiert für vermehrte *frontline anthropology*, die er als „scholarship that takes as its subject what occurs within zones of violent conflict“ (2003: 9) definiert. Mehr empirische Forschung fordert auch Adedeji:

We need urgently to move away from the mere mouthing of ‘peace-making’ platitudes into the realms of proactive empirical research which involves looking back in order to look forward and taking two or three steps back from the present and the immediate past conflicts in order to understand their causes and dynamics more fully. (Adedeji 1999: 7)

Clapham argumentiert, dass die akademische Vernachlässigung des Phänomens von Rebellionen in Afrika mit den Bedingungen vor Ort zusammenhängt:

The inaccessibility of the areas in which they [rebellions] usually arise, and the exceptional levels of violence and social disruption that accompany them, have made guerilla movements in Africa extremely difficult to study. As a result [...] they have failed to receive a level of analytical attention that remotely corresponds to their importance. (Clapham 1998: Preface)

Noch heute sind empirische Studien in Afrika vergleichsweise selten, was mit den angeblichen und tatsächlichen Hürden einer Forschung vor Ort zusammenhängen mag, betont auch

Chabal:

This [lack of studies] is partly because we have failed to study post-colonial civil society as we should have and partly because studying civil society in independent Africa is often dangerous. Research in Africa almost always requires state permission. (Chabal 1986: 16)

Forschungen über Ethnizität und Konflikt werden von afrikanischen Regierungen nicht geschätzt, da die Thematik von offizieller Seite oft stillgeschwiegen wird. Lange Zeit war ethnologische Forschung in Afrika integraler Bestandteil des Kolonialismus, auch wenn dies von den Ethnologen selbst kaum als problematisch betrachtet wurde: „Social anthropologists imagined that their discipline was a gentler aspect of the colonization and conquest for Africa, but it was undeniably a central piece of the craft of colonization“ (Ekeh 1990: 666). Ethnologische Forschungen hatten den Interessen der Kolonialbehörden zu dienen, um die ethnischen Gruppen besser zu verstehen und dadurch die Verwaltungsstrukturen zu optimieren. Während es in den britisch verwalteten Gebieten eine intensive Debatte darüber gab, ob die notwendige ethnologische Forschung von kolonialen Administratoren oder von professionellen Ethnologen durchgeführt werden sollte, galt Ethnizität in den frankophonen Staaten Afrikas lange Zeit bei Behörden und Wissenschaftlern als Tabu (Ekeh 1990: 667; Osaghae 2001: 14). In den Augen vieler afrikanischer Regierungen haftet der Ethnizitätsforschung noch immer ein schaler kolonialer Nachgeschmack an, da die koloniale Ethnologie, das Studium „primitiver Völker“, den Eindruck vermittelte, das afrikanische Leben sei gänzlich von Ethnizität geprägt, was oft mit Unterentwicklung gleichgesetzt wurde: „Social anthropology’s erstwhile preoccupation with the tribe has left behind a bittersweet legacy in Africa“ (Ekeh 1990: 665). Auch Studien über Konflikte in Afrika sind in vielen Ländern nicht gern gesehen; Forscher werden mit subversiver Tätigkeit in Verbindung gebracht, als Agenten der Opposition betrachtet und generieren „fear by state managers that researching ethnic conflicts may confer some form of legitimacy on ethnicity and thereby encourage ethnic agitations against the state“ (Osaghae 2001: 25). Die Kolonisation Afrikas als eine zivilisatorische Mission und die damit verbundene Forschung hat bei vielen Afrikanern Misstrauen kreiert. Ethnizität wird dabei als Phänomen betrachtet, das von Missionaren, Ethnologen und Kolonialisten geprägt wurde, um die afrikanische Bevölkerung zu spalten und zu beherrschen:

This conspiratorial thesis was subscribed to by the radical (dependency-underdevelopment) scholars who dominated African social science from the 1960s up until the 1980s. This thesis led to the dubbing of the discipline of anthropology as a colonial discipline. [...] A similar fate befell the modernisation paradigm that dominated what was perceived to be ‘Western social science’ and therefore an instrument of imperialism. (Osaghae 2001: 13)

Forschungen über Ethnizität, die vor Ort unternommen werden, sind daher noch immer vergleichsweise selten, wie auch Ethnologie in Afrika kaum gelehrt wird:

In universities across Black Africa, there are scarcely any separate departments of anthropology to be found anywhere. [...] Anthropology has been conveniently forgotten by university administrations. Modern African governments have befriended both foreign and indigenous political scientists, sociologists, and historians, but they are uneasy about anthropology and anthropolo-

gists. [...] Obviously the taint of colonialism on anthropology has not yet been easy to wipe clean. (Ekeh 1990: 665)

Eine Bewilligung für eine Forschung im Norden Ugandas nach unserer Vorstellung wäre aus politischen Überlegungen, aber auch auf Grund der Ende 2003/Anfang 2004 prekären Sicherheitslage wohl kaum erteilt worden oder hätte eine für die Datenerhebung unerwünschte Nähe zu Militär und Behörden mit sich gebracht. Das Ziel unseres Aufenthaltes vor Ort war jedoch, einen möglichst unverfälschten Eindruck über die Gedanken der vom Konflikt betroffenen Bevölkerung zu erhalten. Aus naheliegenden methodologischen Gründen kam eine Voranmeldung beim ugandischen Militär nicht in Frage, da man uns, wie wir nach der Rückkehr aus dem Norden erfuhren, gerne einen Armeesprecher zur Seite gestellt hätte, der unseren Aufenthalt in Acholiland hätte „vereinfachen“ sollen⁶⁷. Von Militärs begleitet zu werden hätte jedoch mit grosser Wahrscheinlichkeit zu verzerrten Aussagen und kaum geäusselter Kritik an Regierung und Armee geführt. Zu vermeiden galt, was Scherrer (2002: 66) *enemy traps* nennt:

The deliberate attempt to mislead in regard to what triggers or shapes ethnic conflicts. Where there is conflict, there are at least two sides and always completely divergent accounts of the situation. (Scherrer 2002: 66)

Bei Forschungen in Konfliktgebieten darf das Risiko, von den Behörden als Rebellen-Sympathisanten verdächtigt zu werden, nicht unterschätzt werden. Die Konfiszierung von Unterlagen und deren Auswertung durch die Behörden kann die Folge sein, wodurch Informanten gefährdet werden. Dies war ein weiterer Grund, weshalb wir den Umgang mit den Behörden im Norden auf ein Minimum beschränkten.

Wer sich in einem Konfliktgebiet aufhält, muss dafür einen plausiblen Grund haben. Zwar existieren regelmässige Verkehrsverbindungen in den Norden, doch die starke Truppenpräsenz macht es nötig, für den Fall einer Kontrolle eine Erklärung und entsprechende Papiere bereitzuhalten, um den Aufenthalt zu legitimieren. Sich als Tourist zu deklarieren wäre kaum hilfreich gewesen und hätte wahrscheinlich eine rasche Rückweisung in den Süden zur Folge gehabt. Wenn sich Ausländer im Norden aufhalten, dann entweder als Missionare oder als Mitarbeiter von Hilfswerken. Um in den Norden Ugandas zu reisen, brauchten wir eine passende Identität:

Often the identity of the researcher is a factor in such access difficulties, and access may well be much easier with one side than with the other, leading to obvious difficulties in conducting comprehensive research. (Smyth 2001: 9)

⁶⁷ Im Anschluss an den Aufenthalt im Norden interviewten wir den Sprecher der ugandischen Armee, um auch die Sicht der Armee zu hören. Mitte des Jahres 2004 plante der Geheimdienst der Armee, dem Informationsdepartement in Kampala einen Presseoffizier zur Seite zu stellen, „to advise journalists before they can proceed to any destination, especially in conflict areas“ (Monitor 26. 6. 2004).

Kurz nach der Ankunft in Uganda organisierten wir bei der zuständigen Behörde in Kampala eine Presseakkreditierung. Unabhängig Recherchen und negative Publizität werden nicht geschätzt, weshalb man uns anfänglich die Akkreditierung gänzlich verweigern, dann nur für eine Woche ausstellen wollte; nach eingehender Diskussion wurde sie aber auf einen Monat verlängert. Die Validität dieses Ausweises definierte den zeitlichen Rahmen unseres Aufenthaltes im Konfliktgebiet, da es ausgeschlossen war, eine weitere Verlängerung oder eine erneute Akkreditierung zu erhalten und die Überschreitung der Gültigkeit unabsehbare Folgen hätte mit sich bringen können. Der Aufenthalt im Norden war dadurch von einem Zeitdruck geprägt, wie er in der Ethnologie eher untypisch ist. In Konfliktgebieten schrumpft die idealtypische ethnographische Feldforschung jedoch zu einer den äusseren Rahmenbedingungen wie Sicherheitslage, Mobilität und Bewilligungen angepassten Arbeitsweise. Auch die Aufenthalte von Macek (2000) in Sarajewo 1994 und 1995 für Datenerhebungen über den dortigen Krieg waren durch eine Journalisten-Akkreditierung der UN auf jeweils zwischen zwei Wochen und einen Monat begrenzt. Macek versuchte vergeblich, als Ethnologin eine entsprechende Bewilligung zu erhalten; ausschliesslich Angehörige der UN und anderer Hilfsorganisationen sowie Journalisten erhielten Akkreditierungen und Plätze auf UN-Flügen nach Sarajewo:

No form of UN accreditation was granted to social researchers. [...] I had no choice. I had to obtain a journalist UN identity card, which I managed to do in Zagreb with minor difficulties. (Macek 2000: 37)

Macek kritisiert, dass Ethnologen kaum offiziellen Zugang zu Kriegsgebieten erhalten und sich als Journalisten anmelden müssen, obwohl die Relevanz von ethnologischen Forschungen in Konfliktgebieten zunimmt: „This should be a problem taken seriously and forwarded to the responsible political level“ (2000: 37). Auch Hoffman thematisiert dieses Problem: „We need to be looking for ways to research spaces that have previously been officially or unofficially restricted“ (2003: 10).

Der Konflikt im Norden Ugandas kennt keine klare Frontlinien. Es existiert keine klare Trennung zwischen Rebellengebiet und Gebiet, das von Regierungstruppen kontrolliert wird. Relativ sicher sind nur die Städte. Auf dem Land sind jederzeit Angriffe von LRA-Rebellen möglich, und das weite Buschland bietet gute Verstecke. Immer wieder werden Fahrzeuge angegriffen und geplündert, oft mit tödlichen Folgen. Landminen auf Strassen erhöhen das Risiko zusätzlich⁶⁸. Aus diesem Grund war unsere Bewegungsfreiheit stark eingeschränkt. Dennoch dürfen die erschwerten Rahmenbedingungen einer Datenerhebung in einem Konfliktgebiet nicht als Entschuldigung angeführt werden, die fachliche Sorgfalt vor Ort zu vernachlässigen. Hoffman betont dazu: „Frontline anthropology is still anthropology, and needs

⁶⁸ Da Forschungen von der örtlichen Sicherheitslage abhängig sind, werden isolierte Regionen eher vernachlässigt. Nordstrom (1995: 140) nennt diesen Umstand in Anlehnung an Ortschaften in Moçambique, in welche sie per Flugzeug gelangen konnte, selbstkritisch *runway anthropology*.

to maintain high disciplinary standards“ (2003: 10). Als Basis dienten die beiden Städte Kitgum und Gulu, von wo aus wir teils mehrtägige Exkursionen in IDP-Camps unternahmen und dort Campbewohner interviewten. In den Städten sprachen wir vor allem mit Vertretern der Zivilgesellschaft. Idealerweise hätten wir auch Vertreter der LRA getroffen:

From the viewpoint of academic analysis, insurgency is exceptionally difficult to study from a distance. Any attempt to understand it almost necessarily involves close contact with the insurgents themselves, either by accompanying them into the field, or else at least by interviews with participants. (Clapham 1998: 18)

Da die LRA jedoch weder über einen politischen Flügel, noch über eine Aussenstelle oder einen Pressesprecher verfügt, sondern im Geheimen operiert, war es nicht möglich, mit aktiven Vertretern der LRA in Kontakt zu treten. Wir hatten aber Gelegenheit, mit ehemaligen Kämpfern der LRA, die in Rehabilitationsprogrammen auf ihre Rückkehr ins Zivilleben vorbereitet werden, über ihre Erfahrungen zu sprechen.

In der ethnologischen Feldforschungspraxis kommt häufig ein Aufnahmegerät zum Einsatz. Die Verwendung von geeigneten Speichermedien ist allerdings situationsabhängig: „Note-taking is a personal activity that depends upon the research context, the objectives of the research and relationships with the informants“ (Burgess 1991: 191). Die Aufzeichnung von Aussagen unter den speziellen Bedingungen in einem Konfliktgebiet kann problematisch sein, da Gesprächsinhalte oft politisch und deswegen sensitiv sind und weil Rebellen, Armee und Regierung von Zivilisten kritisiert werden. Der Einsatz eines technischen Geräts hätte unter diesen Umständen unweigerlich Einfluss auf die Redebereitschaft der Informanten und auf den Inhalt ihrer Aussagen:

In the early stages of the study the introduction of the machine may place a serious obstacle [...]. Informants are likely to talk more ‘for the record’ with the [recording] machine than without. (Whyte 1991: 118)

Da die Zivilbevölkerung Übergriffen sowohl von Rebellen wie auch von Regierungstruppen ausgesetzt ist und angebliche Kollaborateure von beiden Konfliktparteien bestraft werden, galt dem Schutz der Informanten besondere Aufmerksamkeit. Stets mussten wir mit Gepäckkontrollen rechnen, bei denen ein Aufnahmegerät mit Sicherheit das Interesse von Behörden geweckt hätte, welche durch das Abspielen der aufgezeichneten Gespräche die Aussagen der Informanten problemlos hätten anhören können. Handschriftliche Notizen hingegen sind nicht einfach zu lesen, und durch das Fehlen von Ton ist der Rückschluss auf die Identität einzelner Informanten schwieriger. Ein kleiner Notizblock ist unauffällig und findet in der Hemd- oder Hosentasche Platz. Bei einer allfälligen Durchsuchung wird in der Regel das Gepäck inspiziert, kaum jedoch Hemd- und Hosentaschen. Um Risiken für unsere Informanten zu minimieren, verzichteten wir daher auf den Einsatz eines Aufnahmegeräts.

Während unseres Aufenthalts im Norden Ugandas kam in erster Linie die Methode der Befra-

gung zum Einsatz. Besonders in den verschiedenen IDP-Camps, die wir besuchten, wären Beobachtungen über einen längeren Zeitraum wünschenswert gewesen; auf Grund der Sicherheitslage und den damit verbundenen zeitlichen und mobilen Einschränkungen war dies jedoch nicht möglich. Dass die Gespräche mit Informanten einen stark qualitativen Charakter haben würden, stand bereits zu Beginn fest. Erstens hätte die beschränkte Zeit es nicht erlaubt, eine quantitative Erhebung durchzuführen; zweitens liegt die Stärke der ethnologischen Datenerhebung im qualitativen Vorgehen. Die Gespräche wurden als unstrukturierte Interviews geführt, der häufigsten Methode in der ethnologischen Datenerhebung: „The idea is to get people to ‘open up’ and let them express themselves in their own terms, and at their own pace“ (Russel Bernard 1998: 204). Dabei sicherten wir den Informanten Anonymität zu. Im afrikanischen Kontext geht dem eigentlichen Hauptthema eines Gesprächs stets ein informeller, längerer Small Talk voraus. So begannen die meisten Begegnungen in IDP-Camps damit, im Anschluss an die Begrüssung und Vorstellung nach dem Befinden der Personen zu fragen, woraus sich meist interessante Gespräche entwickelten. Wir fragten die Menschen, welches die für sie relevantesten Probleme seien. Durch diesen offenen Ansatz beabsichtigten wir, die Themensetzung den Informanten selbst zu überlassen und verzichteten bewusst darauf, sie auf bestimmte Problematiken anzusprechen. Besprochen wurden ausschliesslich die von den Informanten erwähnten Themen.

Das qualitative ethnographische Interview bedingt Offenheit für Unerwartetes, Flexibilität, Aufmerksamkeit und Sensibilität (Schlehe 2003: 74). Es soll Gesprächscharakter haben, und das Interview findet in einer vertrauensvollen Atmosphäre statt. Die Grenzen zwischen offenem Interview und Gespräch sind daher fließend. Im nicht-standardisierten, unstrukturierten Interview drücken sich die Interviewpartner in ihrer Weise aus und bringen zum Ausdruck, was ihnen wichtig erscheint; das Interview verläuft nicht nach einem vorgegebenen Frage-schema. Verständnisfragen, bilanzierende Reflexionen und Konfrontationen mit widersprüchlichen Aussagen werden nicht als Störung des Erzählflusses, sondern als Wechselspiel zwischen den Gesprächsteilnehmern verstanden. Wir verzichteten darauf, einen Leitfaden als Grundstruktur des Gesprächs zu führen, da es den Informanten überlassen werden sollte, ihre Probleme selbst zu gewichten. Keinesfalls vertraten wir eigene Ansichten oder Interpretationsansätze, sondern hörten in erster Linie zu. Besonders in Konfliktsituationen gilt es, sich als Befrager davor zu hüten, die eine oder andere Seite zu verurteilen. Ein vorbereitetes Frage-schema wäre ohnehin wenig sinnvoll gewesen, da wir im Voraus nicht abschätzen konnten, wieviel Zeit uns zur Verfügung stehen würde und wie kooperativ die Informanten sein würden. Da viele Faktoren ungewiss waren, mussten wir flexibel sein und unser Vorgehen laufend den Gegebenheiten anpassen. Diesen Aspekt beschreiben auch Robben und Nordstrom:

Understandings of violence should undergo a process of change and reassessment in the course of fieldwork and writing because it is not only unrealistic but dangerous as well to go to the field with ready-made explanations of violence as so to ‘find truth’ to support our theory. [...] The danger lies in making definitions of violence appear too polished and finished – for the real-

ity never will be. (Robben und Nordstrom 1995: 4)

Die Bedingungen vor Ort liessen eine strukturierte Stichprobenauswahl der Informanten nicht zu. Als Informanten dienten zufällig anwesende Personen in IDP-Camps sowie Personen, die uns als Gesprächspartner empfohlen wurden. Problematisch war, dass vor allem Männer Auskunft erteilten. Dies hängt damit zusammen, dass auf Frauen fast die ganze Arbeit lastet und sie meist beschäftigt sind, während viele Männer sich die Zeit vertreiben. Zudem gebietet die traditionelle Rolle der Frauen, dass bei Fragen auf Männer verwiesen wird, sofern diese anwesend sind. Wenn wir Frauen zu befragen versuchten, führte dies unter den beistehenden Männern teilweise zu Gelächter, da die Platzverhältnisse in IDP-Camps eng sind. Wir erklärten den Informanten, dass wir weder im Dienst der Regierung noch von Hilfsorganisationen stehen. Dadurch erhofften wir auch, dass Informanten ihre Aussagen weniger nach dem *sponsorship effect* gewichten und verzerren, in der Erwartung, wir könnten etwa den Bau von Brunnen veranlassen, wenn intensiv über fehlende Brunnen geklagt wird. Ausschliessen lassen sich solche Einflüsse freilich nicht, und in Konfliktgebieten ist es wichtig, Aussagen von Informanten quellenkritisch zu behandeln:

Everyone has a story, complete with vested interests, and all the stories collide into contentious assemblages of partial truths, political fictions, personal foibles, military propaganda, and cultural lore. The louder the story, especially when it comes to violence and war, the less representative of the lived experience it is likely to be. (Nordstrom 1995: 139)

Researching and writing about violence will never be a simple endeavour. The subject is fraught with assumptions, presuppositions, and contradictions. [...] Violence is also an intricately layered phenomenon. Each participant, each witness to violence, brings his or her own perspective. These testimonies can vary dramatically. (Robben und Nordstrom 1995: 5)

In Konfliktgebieten sind verlässliche, unabhängige Informationen sowohl für die lokale Bevölkerung wie auch für Aussenstehende oft kaum erhältlich. Bereits 1986 warnte Präsident Yoweri Museveni Journalisten unter Androhung von Gefängnisstrafen davor, die Armee in einem schlechten Licht darzustellen (Kahlcke 1999: 100; Ocitti 2000: 350). Die ugandische Presse darf die Armee zwar kritisieren; Journalisten, welche investigativ recherchierten, wurden aber von Sicherheitskräften und von angeheuerten Schlägern eingeschüchtert, verprügelt und in Einzelfällen umgebracht (Baker 2002: 70). 1988 erliess die Regierung ein Gesetz, das Journalisten, die Informationen verbreiten, welche dem Feind dienen könnten, mit bis zu sieben Jahren Haft droht. Dadurch ist es für ugandische Medienschaffende riskant, kritisch über Vorkommnisse im Konfliktgebiet zu schreiben, weil die Armee Informationen als für den Feind dienlich deklarieren kann⁶⁹ (Kahlcke 1999: 99). Im Jahr 2002 wurde zudem ein Antiterrorgesetz eingeführt, das Journalisten mit dem Tod droht, wenn sie Informationen, die

⁶⁹ Im Mai 2003 standen drei Journalisten der Tageszeitung „Monitor“ vor Gericht, weil sie angeblich falsche und die nationale Sicherheit betreffende Informationen veröffentlicht hatten. Die Journalisten hatten geschrieben, dass die LRA einen Armeehelikopter abgeschossen habe, worauf das Erscheinen der Zeitung im Oktober 2002 für eine Woche eingestellt, die Büros durchsucht und Unterlagen von den Behörden beschlagnahmt wurden (New Vision 27. 5. 03, 23. 2. 04).

Terrorismus fördern könnten, veröffentlichen. Die unklare Definition von Terrorismus führt dazu, dass das Gesetz vor allem dazu dient, Medien in der Berichterstattung über den Konflikt im Norden einzuschüchtern. Durch den *Terrorism Act* gilt jede Person, welche mit Vertretern der LRA Kontakt aufnimmt, als Kollaborateur (New Vision 12. 5. 04). Grundsätzlich lässt die ugandische Armee nur wenige Informationen über den Konflikt an die Öffentlichkeit gelangen und versucht Journalisten zu kontrollieren, indem diese nur mit einer Akkreditierung in den Norden reisen dürfen (Kahlcke 1999: 106). Da es für Journalisten unmöglich ist, Zahlen über getötete Rebellen oder Soldaten zu verifizieren, bleibt den ugandischen Medien keine Alternative, als die offiziellen Pressemitteilungen der Armee zu verbreiten. In den Medien zitierte Zahlen über Verluste bei der Armee oder bei den Rebellen sind daher mit Vorsicht zu genießen⁷⁰. In Situationen mangelhafter Informationslage nimmt das Gerücht eine wichtige kommunikative Rolle ein, was dem Aussenstehenden bewusst sein muss, will er Aussagen einordnen können:

One of the most common and also complicated problems of fieldwork is how to deal with rumors. Every field-worker runs across a good deal of gossip, hearsay, slander, rumor, and even character assassination [...]. Rumors are often the only source of ethnographic information available to the anthropologist under rapidly changing circumstances. The news media are unable to report satisfactorily on the swirl of events, and life-threatening danger prevents the ethnographer from collecting most field data personally. [...] But how to sift fact from fiction, truth from disinformation? Which rumors have been invented, and which correspond to real events? These questions become compelling for ethnographers of violence who have to decide on spot where to direct their limited time and research attention. (Robben und Nordstrom 1995: 15)

Scherrer verweist auf das kognitive Problem, dass viele Soziologen, Ethnologen und Konfliktforscher den Horror des Krieges nie selbst erlebt haben und deshalb nur schwer nachvollziehen können, was es bedeutet, unter solchen Bedingungen zu leben, weshalb ein Aufenthalt vor Ort umso wichtiger sei: „Fieldwork is indispensable for comprehensive analysis of a particular conflict“ (2002: 68). Intensive Beschäftigung mit einem Konflikt und ein langer Feldaufenthalt garantieren aber nicht, einen Konflikt gänzlich zu verstehen, da laufend neue Fragen aufgeworfen werden. Nach ihrem eineinhalb Jahre dauernden Aufenthalt in Moçambique während des Bürgerkriegs schrieb Nordstrom (1995: 131):

I found that understanding the war does not rest on the fact that the war begins to make any more sense as time goes on but that, as Mozambicans showed me, we begin to accept the existence of senselessness.

⁷⁰ Offiziellen Armeeangaben zufolge wurden im Jahr 2003 824 Rebellen erschossen und 279 Rebellen gefangengenommen; 434 Rebellen ergaben sich, 4632 Entführte wurden befreit, 87 Soldaten wurden getötet und 137 verletzt (East African 1. 3. 04).

6 Acholiland Dezember 2003 und Januar 2004: einige Impressionen

Gulu, grösste Stadt und wichtigste Militärbasis in Acholiland

Nach dreieinhalb Stunden Fahrt seit Kampala erreicht der Bus den Nil, der den sicheren Süden vom Norden des Landes trennt. Zwei Dutzend mit Gütern schwer beladene Lastwagen, auf denen teilweise Soldaten sitzen, warten auf der südlichen Seite der Karuma Bridge. Auf der Nordseite des Nils erhöht der Busfahrer merklich das Tempo, und wir preschen über die grossteils gerade, gute Asphaltstrasse. In den wenigen Kurven schwankt der Bus gefährlich, doch es herrscht kaum Gegenverkehr. Nur wenige Siedlungen säumen die Strasse; die Hütten sind meist rund gebaut, nicht rechteckig wie im Süden. Viele Gebäude wurden offenbar verlassen und sind dem Zerfall ausgesetzt. Auf vereinzelt Feldern wachsen Getreide und Gemüse. Die Bäume werden allmählich von trockenen Büschen und Grasland verdrängt, je weiter wir nach Norden fahren. Seit der Nilüberquerung sind die Fahrgäste auffallend ruhig, und viele beobachten aufmerksam durch die Fenster die Umgebung. Immer wieder passiert der Bus Kontrollposten der Armee, ein letztes Mal kurz vor Gulu, als Soldaten den Bus bei einer Strassensperre erneut anhalten, um die Passagiere zu überprüfen.

Im Stadtzentrum von Gulu, der grössten Stadt im Norden Ugandas, herrscht lebhaftes Treiben: Viele neue, mit Werbung bemalte Backsteinhäuser zeugen von einer gewissen Prosperität. Auf den Veranden stapeln Händler Eimer, Alupfannen und andere Haushaltsgegenstände. Neben Bäckereien, Kleiderläden, Buchhandlungen und einem Internetcafé hämmern, schweissen und sägen Handwerker in Innenhöfen. Wären da nicht Armeefahrzeuge, Soldaten mit lässig über die Schulter geschwungenen Gewehren und Geländefahrzeuge mit Offizieren in gepflegten Uniformen mit aufgenähten Rangabzeichen, wäre Gulu eine typische ugandische Kleinstadt, und nichts würde darauf hindeuten, dass Gulu im Konfliktgebiet liegt. Auf den Strassen klingelt es permanent, da sich eine Hundertschaft junger Burschen mit stabilen, eingängigen Fahrrädern indischer Bauart als Fahrradtaxi, genannt *Boda-Boda*⁷¹, für Passagiere und Gepäck betätigen. Auf den Gepäckträgern sind zu diesem Zweck leuchtend rote Sitzkissen montiert. Die meisten Menschen in Gulu sind zu Fuss oder per *Boda-Boda* unterwegs, seltener auf Motorrädern. Hin und wieder fahren grosse weisse Geländewagen internationaler Hilfsorganisationen vorbei, deren Funkantennen hoch in den stahlblauen Himmel aufragen. In Gulu sind mehrere Dutzend internationale und lokale Hilfsorganisationen tätig, was wesentlich zum wirtschaftlichen Boom der Stadt beiträgt, zahlreichen Acholi Arbeitsstellen als Fahrer, Übersetzer, Köche oder Sekretärinnen verschafft und die beiden teureren Hotels der

⁷¹ Der Ausdruck *Boda-Boda* stammt aus der Zeit Idi Amins, als Fahrräder benutzt wurden, um Schmuggelgut über die kenyanische Grenze einzuführen; *Boda-Boda* ist die abgewandelte Form von *Border-Border*, wie diese Transportmittel anfänglich genannt wurden.

Stadt florieren lässt. Viele Geschäfte, Restaurants, Bars, Discos und Hotels seien im Besitz von Armeeeoffizieren, erzählen uns mehrere Informanten. Vor dem Hotel Kakanyero finden sich abends diejenigen auf ein Bier ein, die der Konflikt beruflich nach Gulu gebracht hat: Mitarbeiter internationaler Hilfsorganisationen mit Funkgeräten am Gürtel, ugandische Militäroffiziere im Ausgang, Geheimdienstpersonal, Journalisten, Missionare, Geschäftsleute, Prostituierte. An einem Tisch streiten sich zwei betrunkene Ugander, worauf einer aufsteht, zum Absperrzaun wankt, dort aber zur Belustigung der aussen wartenden *Boda-Boda*-Fahrer den Ausgang nicht findet, bis sich eine Bardame seiner annimmt. Ein junger Mann grilliert auf eigene Rechnung neben der Bar mariniertes Hühnerfleisch; seine Geschäfte laufen gut, erzählt er strahlend.

In einem Zentrum für *Night Commuters*, Gulu

Um 21.30 Uhr treffen wir eine 17jährige, sehr selbstbewusst wirkende Acholi-Frau beim Buspark, die als Freiwillige in einem von mehreren Zentren für *Night Commuters* hinter dem Buspark arbeitet. In dem Verschlag aus Schilfmatten und Wellblechdach übernachten Kinder, die tagsüber in IDP-Camps oder Dörfern ausserhalb von Gulu leben, aber aus Angst vor Entführungen durch die LRA nachts die Sicherheit der Stadt suchen. Einige Kinder wurden bereits von der LRA entführt, konnten aber flüchten. Ein etwa sechsjähriger Knabe, der alleine unterwegs ist, trägt einen grauen Leinensack auf dem Rücken und betritt mit uns das Zentrum, dessen Innenraum von Leuchtstoffröhren erhellt wird. Am Boden liegen Kinder Körper an Körper auf Matten und Tüchern und versuchen sich notdürftig mit Decken und Lumpen zuzudecken. Einige Spätankömmlinge schlafen in zerrissenen Kleidern auf dem nackten Boden.

Während die jüngeren Kinder bereits schlafen, unterhalten sich einige ältere Mädchen noch. In der Mitte des Raumes sitzt eine 30jährige Frau und beobachtet die Kinder. Das Zentrum werde von einer internationalen Hilfsorganisation finanziell unterstützt, erklärt sie, und jede Nacht schliefen hier rund 300 Kinder: Mädchen im Alter bis 16 Jahre sowie junge Knaben. Viele Eltern schickten ihre Kinder jeden Abend in die Stadt, andere hingegen nur dann, wenn Gerüchte im Umlauf sind, dass die LRA einen Überfall plant, berichtet die Betreuerin. Die Kinder würden das Zentrum in der Regel zwischen 18 und 21 Uhr erreichen und Decken mitbringen, sofern sie welche besitzen. Jeden Abend würden die Kinder über das Christentum unterrichtet und morgens um sechs Uhr zur Schule oder ins IDP-Camp zurückgeschickt, erklärt die Betreuerin. Die junge Acholi-Frau beginnt plötzlich, die Kinder herumzukommandieren. Mit gellender Stimme schreit sie durch den Raum, weckt die bereits schlafenden Kinder und fordert sie autoritär auf, sich uns vorzustellen. Nachdem die Kinder uns im Chor begrüsst haben, beginnt die junge Frau religiöse Lieder zu singen, in die Hände zu klatschen und animiert die Kinder mitzumachen. Mit lauter Stimme singt und betet sie fast hypnotisch mit den Kindern. Wir versuchen, uns mit einigen Mädchen zu unterhalten, werden dabei aber immer wieder von der Betreuerin unterbrochen, die sich über die Antworten der Mädchen

lustig macht. Der Wunsch einer 15jährigen, einmal Krankenschwester zu werden, entlockt ihr ein verächtliches Lachen, denn die einzig sinnvolle Beschäftigung, erklärt sie, sei das Studium der Bibel. Nach 22 Uhr verlassen wir das Zentrum. Die junge Frau bricht ihren Unterricht ab, um uns zum Hotel zu begleiten. Auf dem Rückweg erklärt sie, dass sie die Bibel studiere, um dereinst wie Jesus zu werden. Während wir durch die fast menschenleeren Strassen Gulus gehen, fallen entfernt Schüsse. Abends komme es zwischen betrunkenen Soldaten oft zu Streitereien um Prostituierte, und dabei werde auch geschossen, erklären uns mehrere Informanten.

Mit dem Phänomen der *Night Commuters* sei die Zahl der NGOs⁷² sprunghaft angestiegen, erzählt ein Informant, da internationale Fernsehstationen wie BBC und CNN darüber berichtet hätten und die *Night Commuters* ideal seien, um Mitleid zu erregen und Spenden zu generieren. Unter den zahlreichen neu in Gulu ansässigen NGOs gebe es solche, welche keine eigenen Projekte betreuten, sondern lediglich ein Büro in der Stadt unterhielten. Journalisten und Vertreter der Geldgeber würden bei Besuchen in Gulu zu Projekten anderer NGOs geführt, welche als eigene Projekte ausgegeben würden, um zu beweisen, dass die Gelder in sinnvolle Aktivitäten fliessen. Dieses Vorgehen habe schliesslich dazu geführt, dass fast alle NGO-Projekte vor Ort deutlich mit entsprechenden Schildern gekennzeichnet sind.

Fahrt mit einem Nahrungsmittel-Konvoi in ein IDP-Camp

Der von der ugandischen Armee eskortierte Konvoi des *World Food Programmes* (WFP) besteht aus einem Dutzend Lastwagen mit Anhängern sowie mehreren Geländewagen und Armeefahrzeugen. Alle anwesenden Mitarbeiter des WFPs sind Ugander, darunter mehrere junge Frauen. Ugandische Studenten können durch mehrwöchige Einsätze beim WFP ein wenig Geld verdienen und hoffen auf eine spätere Anstellung bei einem Hilfswerk. Ausserhalb von Gulu-Stadt reihen sich die rund 30 Fahrzeuge in eine Kolonne ein, die sich langsam in Bewegung setzt. An erster Stelle fährt eine *Mamba*, ein mit Maschinengewehren bestückter, gepanzerter Truppentransporter der ugandischen Armee. Auf mehreren Pickup-Fahrzeugen sitzen je ein Dutzend bewaffnete Soldaten Rücken an Rücken auf der Ladefläche und beobachten die Umgebung auf beiden Seiten der Strasse. Obwohl Trockenzeit herrscht, haben sie die Kapuzen ihrer Regenmäntel tief ins Gesicht gezogen, um sich während der Fahrt vor den aufwirbelnden Staubwolken zu schützen. Zunächst geht die Fahrt durch Dörfer in der Nähe von Gulu. Um das Stadtzentrum hat die ugandische Armee einen Verteidigungsring aufgebaut, weshalb in den Vororten Armee-Stützpunkte, Fliegerabwehrstellungen und Militärfahrzeuge stationiert sind und Soldaten an Strassensperren Passanten kontrollieren. Einige Kilometer weiter schlendern fünf bewaffnete Angehörige eines *Local Defence Units* der Strasse entlang. Sie wirken müde, ausgemergelt und tragen keine Uniformen, sondern zerrissene weinrote Overalls und löchrige schwarze Gummistiefel. Immer wieder kommt der Kon-

⁷² NGO: *Non Governmental Organisation* (Nichtregierungsorganisation).

voi zum Stillstand, weil es Probleme mit den Militärfahrzeugen gibt. Bei jedem Halt springen die Soldaten von den Fahrzeugen, verteilen sich im Busch entlang der Strasse, um die Umgebung zu sichern und zünden oft das dürre, zwei Meter hohe Gras an, um den Rebellen Versteckmöglichkeiten zu verwehren. Mit zunehmender Distanz zu Gulu sind die Dörfer, die wir passieren, verlassen und die Häuser bis auf die Grundmauern zerstört.

Unterwegs fahren wir an mehreren IDP-Camps und an vereinzelt Hütten und Hirsefeldern vorbei. Hin und wieder zeugen ausgebrannte Wracks von früheren Überfällen der LRA auf Fahrzeuge, die geplündert und anschliessend angezündet wurden. Je weiter wir in den Norden fahren, um so karger wird die Vegetation, und über weite Strecken sind keine Menschen zu sehen. Während einem kurzen Stop in einem IDP-Camp steigt ein bewaffneter, freundlicher junger Mann in einem leuchtend farbigen Hemd und mit staubigen Halbschuhen in die Führerkabine des Lastwagens und stellt sich als den für diesen Sektor zuständigen Mitarbeiter des militärischen Geheimdiensts vor. Er stamme aus Jinja im Süden Ugandas und müsse in ein anderes IDP-Camp fahren, erklärt er. Wir sollten wissen, dass grundsätzlich alle Acholi Kollaborateure der Rebellen seien, auch wenn sie dies bestritten. Die Menschen in den Camps seien LRA-Sympathisanten, die sich weigerten, mit der Armee zu kooperieren, weshalb es so schwierig sei, gegen die LRA militärisch etwas auszurichten. Der Geheimdienstmann verhehlt seine Abneigung gegen die Acholi nicht und lobt die *Operation Iron Fist* der ugandischen Armee, dank der Joseph Kony im Südsudan bald gefunden und getötet werde.

Die Piste wird immer schlechter und sandiger. Ein Lastwagenfahrer beschwert sich, sein Chef in Kampala würde durch die Transporte im Auftrag des WFP viel Profit generieren, er selbst aber verdiene nur wenig, obwohl die Arbeit riskant und anstrengend sei, denn in der Regenzeit verwandle sich die Strecke jeweils in eine kaum befahrbare Schlammpest. Zudem würde die LRA dann Minen in die mit Wasser gefüllten Löcher legen, so dass man sie nicht sehe. Kaum eine halbe Stunde vergeht, ohne dass der Konvoi anhalten muss, weil immer wieder Probleme mit den Militärfahrzeugen auftreten. Die Lastwagenfahrer und WFP-Mitarbeiter ärgern sich über den grossen Zeitverlust. Als der Konvoi erneut bei einem IDP-Camp warten muss, gestikuliert ein alter Mann mit einem Gehstock zu den auf einem Pickup sitzenden Soldaten, ob er ein Stück mitfahren könne, was diese unfreundlich akzeptieren. Nachdem der Alte auf die Ladefläche geklettert ist und sich dort auf den Boden kauert, nähert sich ein Kommandant und fährt zuerst den Alten, dann die Soldaten an. Diese springen vom Fahrzeug, brechen von einem Baum neben der Strasse lange Äste ab, zwingen den Mann abzusteigen und sich auf der Strasse hinzulegen. Mit erhobenen Händen fleht er um Verschonung, doch die Soldaten stossen ihn zu Boden und beginnen johlend, ihn mit den Ästen zu schlagen. Einzelne Soldaten versetzen ihm mit ihren Kampfstiefeln Fusstritte. Die Schaulustigen aus dem IDP-Camp haben aus Angst die Szene mittlerweile verlassen. Als sich der Konvoi wieder in Bewegung setzt, besteigen die Soldaten lachend ihr Fahrzeug, während der Alte sich an den Strassenrand schleppt.

Das IDP-Camp Atiak wurde 1995 rund 100 Kilometer nördlich von Gulu beim einem kleinen Handelszentrum gegründet. Da sich die rund 24 000 intern Vertriebenen in einem beschränkten Rahmen noch selbst versorgen können, verteilt das WFP Nahrungsmittelhilfe, die lediglich 65 Prozent des täglichen Kalorienbedarfes deckt. In einigen Backsteinhäusern befinden sich kleine Läden, die vor allem Salz, Zucker, Seife und Bier verkaufen. Andere Häuser sind nur noch Ruinen. Auf einem grossen, von alten Mangobäumen umgebenen Platz werden die Lastwagen des Konvois parkiert. Die Armeefahrzeuge und Soldaten ziehen sich ausserhalb des Camps zurück. Die WFP-Mitarbeiter rufen spielende Kinder zu sich und befehlen diesen, zu den Eltern zu rennen, damit diese zur Nahrungsmittelverteilung kommen. Die Campbewohner würden aus Sicherheitsgründen nie darüber informiert, wann eine Hilfslieferung geplant ist, erklärt ein WFP-Mitarbeiter. Selbst die Helfer und Fahrer des Konvois würden erst am Morgen der Abfahrt erfahren, welche IDP-Camps sie an jenem Tag beliefern werden. Würden die Einsatzpläne vorher bekannt, bestehe die Gefahr, dass die Information zu den Rebellen gelangten, welche dann entsprechende Hinterhalte planen könnten. Unter einem Baum hat ein Schmied ein Stück Alteisen zu einem Amboss umfunktioniert, an den er ein mechanisches Gebläse aus Metall angebaut hat, welches über eine Kurbel und einen Riemen von einem alten Fahrrad angetrieben wird. Neben dem Amboss liegt Alteisen, das der Schmied zu Messern und Hacken verarbeitet. Diese Werkzeuge verkaufe er vor allem im IDP-Camp, aber die Nachfrage sei nicht gross, und die Campbewohner hätten kaum Geld, um seine Produkte zu bezahlen, erzählt er. Etwas abseits liegen mehrere hohle Baumstrünke, welche einige Männer im Busch verteilen wollen, um wilde Bienen anzuziehen und so Honig zu gewinnen. Über das Radio hätten sie erfahren, dass man dies den Bauern empfehle, weshalb sie ein eigenes Honig-Projekt gegründet hätten, um dadurch etwas Geld zu verdienen.

Nach und nach treffen hunderte Campbewohner, vor allem Frauen, ein, welche Säcke, Eimer und Schüsseln mitbringen und sich auf dem grossen Platz versammeln, während die WFP-Mitarbeiter die Verteilung der Nahrungsmittel vorbereiten. Hilfeempfänger werden mit Namen aufgerufen, Nahrungsmittelkarten werden verteilt, und die Empfänger stellen sich entsprechend der Grösse ihres Haushaltes in Reihen auf. Ein WFP-Helfer erklärt, dass sich die Männer in Acholiland kaum um die Ernährung der Familie kümmern, weshalb vor allem Frauen die Nahrungsmittel abholen. Einige Männer aus dem IDP-Camp entladen die schweren Säcke mit Mais, Sojamischung und Bohnen sowie die Öldosen aus den Lastwagen und werden dabei kontrolliert. Auf den Säcken ist der Herkunftsort der Hilfslieferung aufgedruckt; die meisten Nahrungsmittel und sämtliche Öldosen stammen aus den USA, einige wenige Säcke aus Europa und Japan. Frauen schleppen die Säcke auf die andere Seite des Platzes, wo sie die Nahrungsmittel mit Eimern und Schüsseln abmessen und routiniert aufteilen, ohne dass es zu Streitigkeiten kommt. Einige junge Männer nutzen die Nachfrage nach Transportmitteln und stossen die schweren Säcke gegen ein geringes Entgelt auf alten Fahrrädern zu ihren Kunden. Die Kinder, welche zwischen den Lastwagen und unter den Bäumen spielen, sind im Gegensatz zu den Erwachsenen schmutzig und oft dünn, und die meisten leiden unter

Hautkrankheiten. Nachdem sie uns entdeckt haben, kommen sie angerannt, sind über die Abwechslung begeistert und lachen. Ein älterer Mann erzürnt sich darüber und fordert die Kinder auf, nicht zu lachen: Die Situation im Camp sei sehr schlecht, erklärt er, doch mit ihrem Lachen würden die Kinder den Eindruck vermitteln, dass es ihnen gut gehe. Ein anderer älterer, alkoholisierter Mann beschimpft die WFP-Mitarbeiter, er habe seine Ration nicht erhalten. Er ist wohl zu betrunken, um zu realisieren, dass seine Frau die Ration bereits abgeholt hat. Am späteren Nachmittag wird die Verteilung abgebrochen. Auf Grund der zahlreichen Pannen der Militärfahrzeuge war der Konvoi im IDP-Camp mit erheblicher Verspätung eingetroffen, so dass die Zeit nicht ausreicht, um allen Empfängern ihre Nahrungsmittel zu verteilen. Jene Personen, die trotz stundenlangem Warten in der Hitze ihre Rationen noch nicht erhalten haben, reagieren verärgert und müssen von den Mitarbeitern des WFPs beruhigt werden. Ihnen wird versichert, dass sie am nächsten Morgen zum Zug kommen. Eine alte Frau verlässt niedergeschlagen den Verteilplatz ohne Ration und erzählt, sie habe sich sehr darauf gefreut, endlich wieder einmal einen vollen Magen zu haben.

Etwas abseits werden unter grossen Mangobäumen Nahrungsmittel, die das WFP verteilt hat, zum Kauf angeboten. Ein Vertriebener erklärt, dass viele Hilfeempfänger gezwungen seien, einen Teil der Nahrungsmittelhilfe zu verkaufen, um mit dem Geld Salz, Seife, Kleider oder andere wichtige Güter zu kaufen. Am Strassenrand haben Campbewohnerinnen eine kleine Garküche aufgebaut, wo sie Maiskolben rösten, Reis mit Sauce kochen und heissen Tee verkaufen. Nach 21 Uhr verlassen wir die improvisierte Küche und begeben uns zum kleinen Krankenzentrum, um welches sich Soldaten aufgestellt haben und wo wir in einem Zelt auf einer Wiese übernachten. Da kein Regen zu erwarten ist, benutzen wir nur das Innenzelt und sehen den Soldaten zu, wie sie die Gewehrläufe in den Busch richten und an ihren Zigaretten ziehen, deren orange Glut weit in die Nacht leuchtet. Nach der Verteilung der restlichen Nahrungsmittel am nächsten Morgen muss der Konvoi auch auf der Rückfahrt immer wieder anhalten, weil mehrere Armeefahrzeuge defekt sind. Auf einer längeren Strecke ist der Konvoi gezwungen, sehr langsam zu fahren, weil trockenes Gras auf der Strasse liegt, unter welchem Minen versteckt sein könnten. Schliesslich bricht die Nacht herein. Ein Lastwagenfahrer erklärt, nachts werde normalerweise nicht gefahren, da der Konvoi durch die Scheinwerfer zu einem einfachen Angriffsziel werde und sich die Rebellen in der Dunkelheit problemlos anschleichen könnten. Dennoch wird beschlossen, die Fahrt fortzusetzen. In der Nähe von Gulu passieren wir Handelszentren und Dörfer, aber nur wenige Menschen sind noch unterwegs. Sämtliche Häuser und Geschäfte sind dicht verriegelt. In den Dörfern sind weder Lichter noch Feuer und kaum Menschen zu sehen. Nach 23 Uhr erreicht der Konvoi schliesslich Gulu.

Kitgum, die zweitgrösste Ortschaft in Acholiland

Zwar verkehren vereinzelte Busse zwischen Gulu und Kitgum, aber da das Risiko eines Überfalls auf dieser Strecke von mehreren Informanten als hoch bezeichnet wurde, fliegen wir

nach Kitgum. Zwei Inlandfluggesellschaften bieten auf Grund der hohen Nachfrage die Strecke Gulu-Kitgum täglich an. Wer es sich leisten kann, fliegt. Auf dem kleinen Flugplatz in Gulu wartet eine Gruppe Amerikaner, die sich angeregt über das Elend der Bevölkerung im Norden Ugandas unterhalten. Die Gruppe hat vier Kisten voller Bibeln dabei, um den Acholi durch die Verbreitung des Evangeliums zu helfen.

Im Vergleich zum prosperierenden Gulu erscheint Kitgum verschlafen. Viele alte Backsteinhäuser sind verriegelt, andere dem Zerfall preisgegeben. Anders als in Gulu sind nur wenige Läden geöffnet. Einige Fussgänger und einzelne Fahrradfahrer sind unterwegs, aber kaum Autos und keine Soldaten. Wir mieten ein Zimmer im einzigen registrierten Hotel der Stadt, das ebenfalls wie ausgestorben wirkt. Im Zimmer gebe es zur Zeit weder Wasser noch Strom, entschuldigt sich eine Angestellte, da Kitgum der Strom gekappt werde, falls es im Süden einen Stromunterbruch gebe. Nur abends läuft jeweils für wenige Stunden ein Generator, da sich fast jeden Abend die Einwohner Kitgums, welche es sich leisten können, an der Hotelbar treffen, um über Satellit britische Fussballspiele zu verfolgen, Billard zu spielen und sich bei Bier zu unterhalten. Einige *Night Commuters*, die den Gästen zusehen, werden von diesen immer wieder weggeschickt.

Am 31. Dezember bauen die Hotelangestellten eine kleine Bühne auf, verteilen Sessel im Garten und bereiten eine Silvesterfeier vor. Bis in die Morgenstunden tanzen und amüsieren sich wohlhabendere Kitgumer zur lauten Live-Musik einer Band im Hotelgarten. Am Morgen danach treffen wir im Speisesaal die Mitglieder der Band. Am Nebentisch sitzt ein nervös wirkender junger Mann und trinkt bereits um sieben Uhr morgens ein *Nile Special*, ein starkes Bier. Der Mann schwitzt, wippt auf seinem Stuhl hin und her, trommelt mit den Fingern auf der Tischplatte und entschuldigt sich ständig für sein Verhalten. Er erzählt, dass er als Folge seiner Arbeit bei einer lokalen Radiostation, die im Norden Ugandas sendet, bereits mehrmals bedroht wurde. Die Drohungen würden ihm grosse Angst einjagen, und er fürchte um sein Leben. Während die Bandmitglieder, die er in seiner Freizeit managt, nach Kampala fliegen, müsse er mit seinem Auto von Kitgum nach Gulu fahren, wovor er grosse Angst habe; deshalb trinke er sich mit mehreren *Nile Specials* Mut an. Er fürchte sich vor der unsicheren Strasse zwischen Kitgum und Gulu, da manche Zivilisten aus Kitgum mit den Rebellen zusammenarbeiten würden. Die Menschen in Kitgum wüssten, dass er die Einnahmen der Band vom Auftritt des Vorabends bei sich habe. Daher befürchte er, dass Kollaborateure Rebellen oder Banditen über seine Fahrt informiert haben und ihn unterwegs überfallen werden. Als Vorsichtsmassnahme habe er erzählt, er werde von Kitgum nach Lira fahren. Der Radiomitarbeiter trinkt sein drittes Bier fertig und erklärt, dass er nun mit Höchstgeschwindigkeit nach Gulu rasen werde, damit die Fahrt möglichst kurz sei und die Rebellen keine Zeit fänden, ihn aufzuhalten.

Wir besuchen das Spital von Kitgum. In der chirurgischen Abteilung liegen viele Menschen mit Schussverletzungen. Zu den Armeeangehörigen, welche getrennt von den Zivilisten in einem separaten Raum liegen, erhalten wir keinen Zugang. Eine Krankenschwester erzählt, sie sei gleichzeitig für 30 bis 60 Patienten zuständig. Im ganzen Distrikt Kitgum gebe es zwei Spitäler, aber kaum Gesundheitszentren, weshalb die Gesundheitsversorgung ausserhalb der Stadt sehr prekär sei. Häufig gebe es selbst im Spital von Kitgum keine Medikamente mehr. Dann müssten die Patienten die Medikamente selber kaufen und mitbringen. In einem gesonderten Gebäude sind Tuberkulose-Patienten untergebracht, die während mehreren Monaten im Spital bleiben, da die Behandlung sehr langwierig ist. Ausgemergelte Aidskranke im Endstadium liegen in den Gängen des Spitals auf dünnen Matten. Ein soeben Gestorbener wird von Angehörigen in ein weisses Tuch gewickelt, auf einen Schubkarren geladen und weggestossen. HIV sei ein grosses Problem und würde meist verschwiegen, erklärt die Krankenschwester; neben Aids seien Bronchitis, Würmer, Malaria und Geschwüre häufig, und in der Regenzeit trete zudem Cholera auf. Vor allem bei Kindern würden viele gesundheitliche Probleme durch Vitaminmangel ausgelöst, der von falscher Ernährung in den IDP-Camps herrühre, denn die vom WFP verteilten Rationen seien einseitig und beinhalteten kaum Vitamine, berichtet die Krankenschwester.

Gespräch mit einem ehemaligen LRA-Kämpfer, Kitgum

In einem Zentrum zur Reintegration ehemaliger LRA-Kämpfer sprechen wir mit einem 30jährigen Mann, der 1992 von der LRA aus seiner Schule im Distrikt Pader entführt wurde, elf Jahre bei der LRA verbrachte und im Jahr 2003 flüchtete. Er macht einen müden, ausgezehnten Eindruck. Ein Angestellter des Zentrums übersetzt.

When they [LRA rebels] abducted us, they told us to work hard, they encouraged us to topple the government. For seven month, they forced me to carry looted things like food, but also ammunition and luggage. They forced me to raid villages. The [LRA] soldiers would shoot and me I ran in front and shouted and looted the things. With the [IDP] camps, it was difficult to find food in the villages. So often we would go hungry. Those who tried to hide or escape were shot. After seven month, they told me I would become a soldier.

All soldiers have to go through a ritual. I was given two recently abducted persons, a girl and a boy. The girl, I slaughtered her and then I had to drink her blood. With the boy, I beat his head until his brain cracked open and then I had to scoop the brain and had to eat it. After having eaten the brain and having drunk the blood, I felt madness. You feel like you want to kill. You go and kill and then you are feeling better. After this [ritual], I was considered a soldier. You don't feel like escaping, you feel like killing more people. You don't fear anything. I was given a gun, so I was a full soldier. I no longer had to carry things, I was the one shooting. Between 1992 and 1994, our group attacked villages and camps in Uganda, then we moved to Sudan which was a long way. Those with swollen feet were shot. After three weeks, we reached [LRA leader Joseph] Kony's place. There, we were welcomed by Kony. Then Kony started showing us his power. The Holy Spirit tells him if you are planning to escape. The Holy Spirit talks to him. The Spirit will also kill you if you don't follow him, he told us, and we all believed. In 1996 Kony told us his spirit had directed him to go to Uganda and abduct as many people as

possible. We kept hiding near a hill and looted villages.

I escaped in 2003 because I did not see any progress. People still follow Kony because they fear him, they fear his spirits. Now I am free here but there is no work, there is nothing here in town. I don't know anybody here, but my village is no more there. I think the people of my village have moved to a camp. But I don't want to see them, I worry they will kill me. Life is not easy, I don't know what to do. I feel unhealthy here and I often dream about how I used to be a soldier.

Ein Angestellter des Zentrums erklärt später, der Mann habe ihm erzählt, er sei geflüchtet, da er eine teure Granate verloren hatte und fürchtete, dafür hart bestraft zu werden. Der ehemalige LRA-Kämpfer bereue seinen Flucht inzwischen, da er innerhalb der LRA-Hierarchie aufgestiegen sei, dort eine Machtposition innehatte und sich mit Waffengewalt aneignen konnte, was er haben wollte. Zurück im Zivilleben sei er ein Niemand, ein Ausgestossener, Geächterter, der kaum eine Arbeitsstelle finden werde. Es könne nicht ausgeschlossen werden, dass er sich wieder der LRA anschliesse, da für ihn das Leben im Busch nach elf Jahren zur Normalität geworden sei. Zudem erzählt der Angestellte des Zentrums, dass es schwierig sei, Spendengelder für die Reintegration von erwachsenen LRA-Kämpfern zu erhalten. In seinem Zentrum werden nur Personen im Alter von über 18 Jahren betreut, während Zentren in Gulu, welche ehemals verschleppte Kinder betreuen, mit Spendengeldern überhäuft würden. Kinder würden Emotionen erregen, aber mit Erwachsenen, die als Kinder entführt wurden, habe niemand Mitleid, weshalb es schwierig sei, das Zentrum zu finanzieren. Wenn die erwachsenen ehemaligen Kämpfer jedoch keine Chance im Zivilleben sähen, würden sie zu Banditen oder erneut zu Rebellen.

IDP-Camp Labuje nahe Kitgum

Wir heuern zwei *Boda-Boda*-Fahrer an, um uns zum IDP-Camp Labuje zu fahren, das wenige Kilometer ausserhalb der Stadt Kitgum liegt. Nach einer halben Stunde Fahrt erblicken wir ein Meer von Grasdächern: Das IDP-Camp Labuje besteht aus vielen kleinen, eng nebeneinander stehenden Hütten, deren Dächer sich fast berühren. Entlang der Strasse und zwischen den Hütten liegen in offenen Erdlöchern Abfälle, in denen schmutzige Kinder herumkrabbeln und Hunde nach Essbarem suchen. Einige Burschen verkaufen auf Tüchern zwei Stück Seife und eine Schnur. Mehrere Frauen sitzen hinter fünf kleinen Tomaten und drei Passionsfrüchten, die sie anbieten. Fünf Männer kommen leicht schwankend und lachend auf uns zu. Sie riechen stark nach Alkohol und erklären sich bereit, uns durch das IDP-Camp zu führen, welches im August 2003 gegründet wurde und laut Angaben der Begleiter rund 13 000 Menschen beherbergt. Nackte Kinder spielen auf dem staubigen Weg. Sie sind dünn, haben aufgedunsene Bäuche und leiden sichtbar unter Hautkrankheiten. Ein abgemagertes Kind mit spindeldürren Beinen, faltiger Haut und schütterten Haaren liegt apathisch auf dem Boden. Wir gehen zwischen den zahlreichen Rundhütten hindurch, die meist in einem schlechten Zustand sind; an vielen Wänden zerbröckelt der Lehm, und das Astgeflecht der Grundkonstruktion wird sichtbar.

Unser Begleiter erklärt, das IDP-Camp sei in Dörfer unterteilt, da die dörflichen Strukturen übernommen worden seien. Daher hätten die Vertriebenen oft die gleichen Nachbarn wie zuvor in der Siedlung. Die verschiedenen Dörfer würden durch breite Wege voneinander getrennt. Jedes Dorf habe gleich viel Platz im Camp zugeteilt erhalten, weshalb Menschen, die aus kleinen Dörfern stammen, mehr Platz zur Verfügung stehe. Zwischen den Hütten gibt es freie Stellen, auf denen Kinder spielen, Haustiere in der Sonne liegen und Frauen und Mädchen Hausarbeiten erledigen. Eine Frau reinigt mit einem Besen den Boden, der zwischen den Hütten überall sauber gewischt ist. Ein Mädchen zerstampft in einem Mörser Getreide, und eine junge Mutter wäscht in einem Plastikbecken Kleider. In kleinen Löchern im Boden entfachen Frauen Feuer, um zu kochen. Dieses System sei jedoch riskant, da die Hüttendächer aus Stroh bestehen, das schnell Feuer fängt, erklärt der Begleiter. Wir begegnen einer Frau, die ihr rund fünfjähriges Kind in einem Plastikbecken mit sehr wenig Wasser zu waschen versucht. Auf einem freien Feld wachsen Süsskartoffeln und Unkraut, an dem einige Ziegen fressen. Etwas weiter entfernt sind Konstruktionen aus Ästen zu sehen, welche laut unserem Begleiter an Markttagen als Marktstände benutzt werden.

Regelmässig treffen wir auf Hütten, die nur aus einem Dach und einigen Stützen bestehen und in denen Männer sitzen, die sich laut lachend unterhalten und selbst gebrautes Bier trinken, was unseren Begleitern sichtlich peinlich ist. Mit einem Plastikbecher schöpfen die Männer Bier aus grossen Krügen und reichen den Becher anschliessend durch die Runde, während Frauen vor ihren Hütten Hausarbeiten verrichten. Zwischen den Hütten liegen am Boden Hirse- und andere Getreidekörner zum Trocknen. Ein Begleiter erklärt, dass die Männer Hirse-bier trinken, welches von den Frauen gebraut werde. In einem Unterstand sprechen wir mit einem jungen Mann in sauberen Jeans und einem bunten Hemd, der mit anderen Männern alkoholische Getränke trinkt. Er ist 30 Jahre alt und erzählt, dass er keine Arbeit habe, weil es keine Arbeitsmöglichkeiten gebe, was ihn sehr bedrücke. Morgens, wenn er aufwache, wisse er bereits, dass er den ganzen Tag nichts zu tun habe. Die fehlende Arbeit frustriere ihn sehr, weshalb er sich jeden Morgen zwingen müsse aufzustehen. Eigentlich sei er Bauer und habe bis zur Umsiedlung ins IDP-Camp Hirse, Sesam, Baumwolle, Kassava und Erdnüsse angepflanzt, aber nie Rinder besessen. Er ist verheiratet und hat fünf Kinder, aber keine Zukunftspläne. Die Lage sei so schwierig, dass es sinnlos sei, sich Gedanken über die Zukunft zu machen; er versuche lediglich zu überleben. Sollte der Krieg jedoch irgendwann vorbei sei, werde er wieder auf sein Land zurückkehren und als Bauer arbeiten. Aus einer Hütte in der Nähe tritt seine Ehefrau heraus, die ihr jüngstes Kind auf dem Arm trägt. Die 25jährige erzählt, dass sie mit ihrem Mann und den Kindern seit vier Monaten in diesem Camp lebt. Die Familie befinde sich in einer schwierigen Situation, weil Geld und Nahrungsmittel fehlten. Jeden Morgen, berichtet die Frau, stehe sie früh auf und mache sich noch während der Dämmerung auf den Weg zurück in ihre Siedlung, um dort die Felder zu bearbeiten. Auf dem Rückweg suche sie nach Brennholz, welches sie auf dem Markt verkaufe. Obwohl es riskant und verboten sei, mache sie dies oft, da die Familie auf die wenigen Feldfrüchte und auf das

bisschen Geld aus dem Verkauf von Brennholz angewiesen sei. Damit kaufe sie Medikamente, Nahrungsmittel oder Kleider, erklärt die mehrfache Mutter. Manchmal arbeite sie zudem als Tagelöhnerin auf den Feldern anderer Bauern. Abends kehre sie ins IDP-Camp zurück und koche für die ganze Familie. Nach dem Gespräch fährt die Frau mit ihrer Arbeit fort, während sich ihr Mann wieder zur Bierrunde setzt.

Gespräch mit Shaban Bantariza, Pressesprecher der ugandischen Armee

Nach dem Aufenthalt im Norden des Landes vereinbarten wir mit dem Pressesprecher der ugandischen Armee, Shaban Bantariza, einen Gesprächstermin. Das Hauptquartier der Armee liegt in Bombo, 45 Minuten Fahrzeit nördlich von Kampala. Nach mehreren Sicherheitskontrollen werden wir zum Büro des Pressesprechers geführt, wo wir lange warten und dann kurz mit ihm sprechen dürfen, immer wieder unterbrochen durch Telefonanrufe. Er ist nicht begeistert über unsere Recherchen im Norden und sagt, er hätte uns gerne geholfen und einen Armeeoffizier zur Seite gestellt, um die Reise zu vereinfachen. Shaban Bantariza argumentiert ausführlich über den Einfluss des Sudans, aber als wir auf sensiblere Thematiken zu sprechen kommen, wird er wortkarg und skeptisch und erklärt freundlich, er habe noch weitere anstehende Termine.

What is happening now in the north is the tail end of the fighting from 1980 to 1986. Between 1987 and 1990, the LRA was not terrorism, it was banditry. The people in the north, they see us [the army] as foreigners. They are highly religious in a predominantly backward society. [LRA leader Joseph] Kony takes advantage of this when he uses the Holy Spirits. However, I don't think he believes in these Holy Spirits. He mixes up Christianity and Islam. Before 1990, he got full support from the local population in the north. Today, there is still support from a few Acholi for opportunistic reasons. Also the politicians from the north, they are opportunists. They don't agree with our political system. Tito Okello was from Kitgum, so people up to now say that we are a rival government. In October [2003], we killed an LRA captain and we found a letter, some papers and money on his body. Some Acholi are clearly collaborators, and the Acholi diaspora, they give Kony moral support. Kony is a frustrated man, but not a mad man. The life in the bush, it has become a way of life for him. [...]

We [the army] put the people in the north in IDP camps not because we like IDP camps. But when you have two evils you choose the lesser. Even when the rebels attack camps, there are less injured people than in the villages. I know that the people are not in their villages but it is still better staying in the camps than being abducted and killed at home. [...]

Between 1996 and 2000 I was stationed in the north. Whenever we deployed heavy equipment you could see that the Acholi were not happy because they feared that their abducted children would die. [...] We make a clear distinction between terrorists and abducted children although we know that they force the children to fight. We don't fire at abducted people carrying looted goods and so on, but once trained and armed, they abduct others, and we shoot them because they kill others. [...]

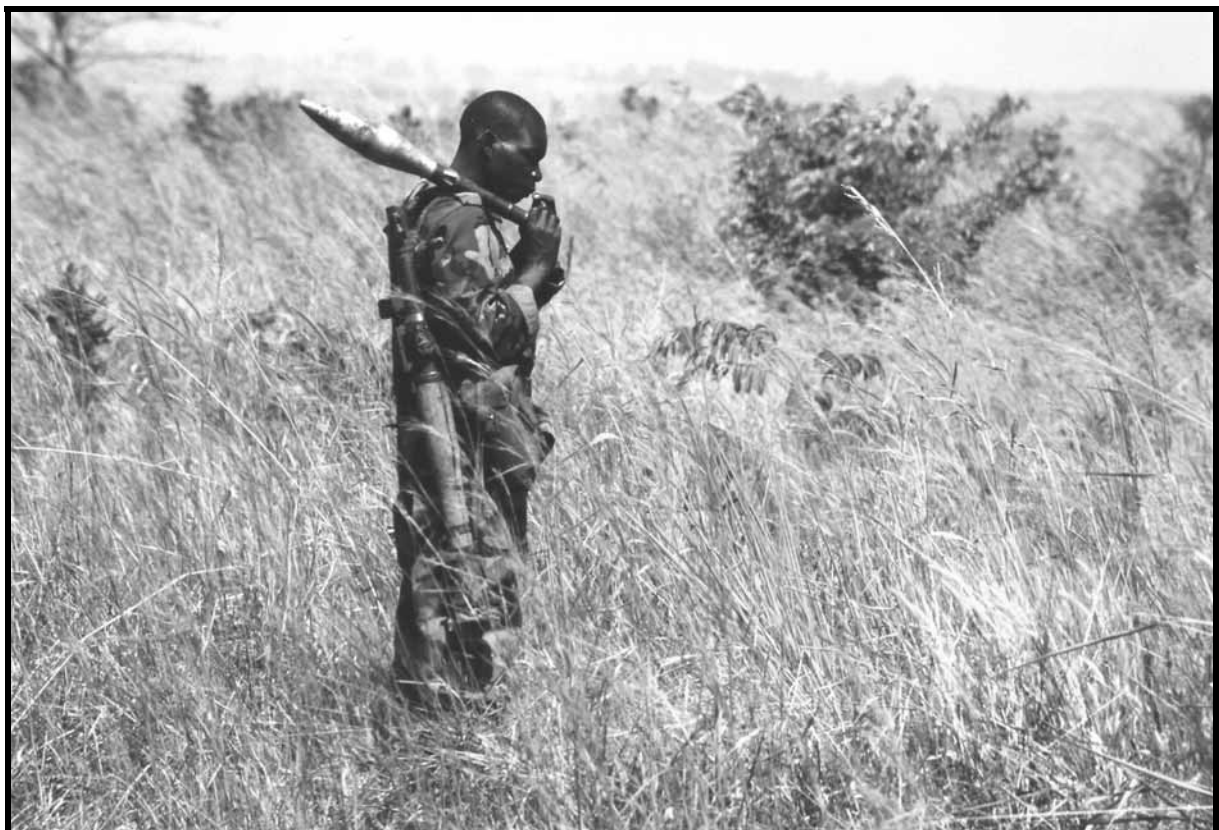
There is a rift in the minds of the people between north and south because the colonial design still lingers on in the minds of the people. The centre provided food, the south provided labour

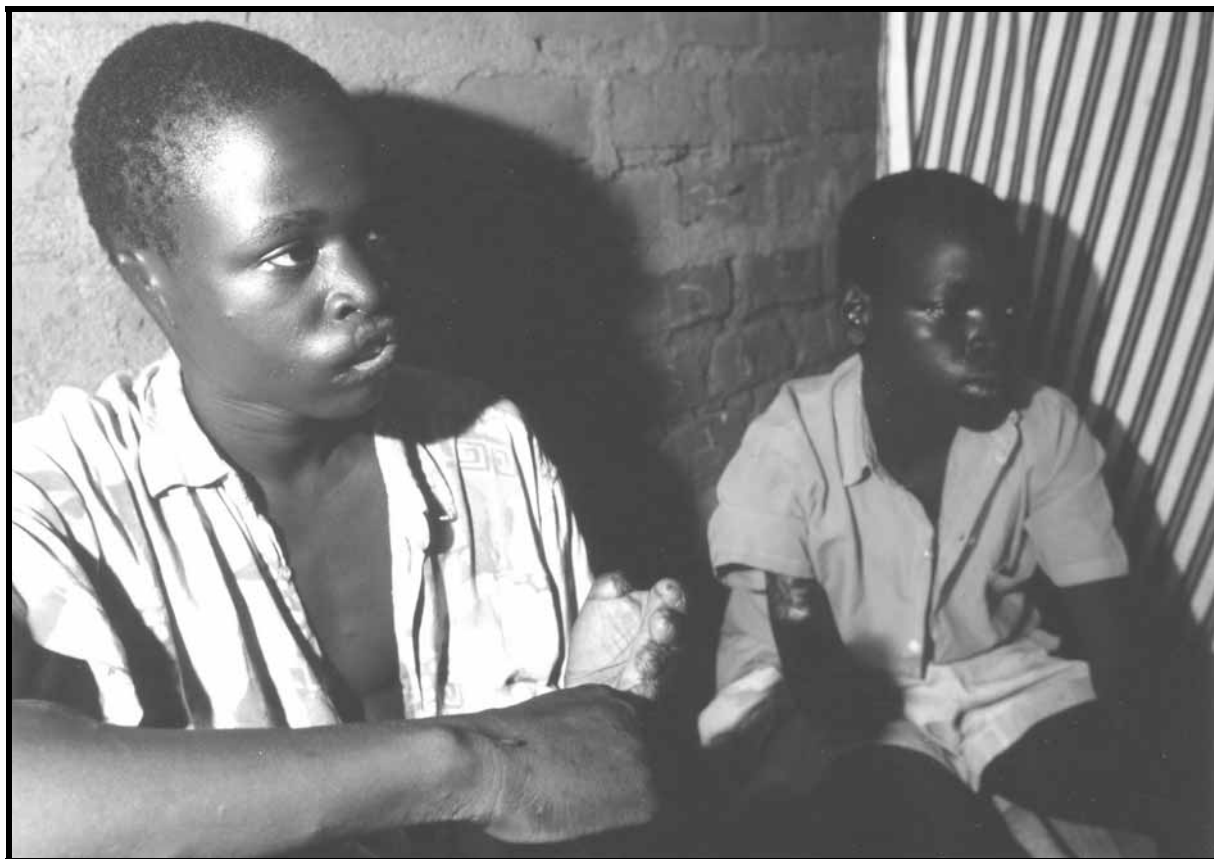
and the north provided soldiers. When the NRM came to power, we threw out this structure, so the people from the north lost their jobs. That is why they think that we are the ones who pushed them away from the government and the military. [...]

We fought about ten wars against rebellions and we finished them all except Kony because he can hide in Sudan. Now we even chase him in the Sudan. So far we have killed 50 senior commanders. It is difficult to give a time frame when we will finish the LRA. But by the end of this year [2004] we should have peace all over the country. We spend a lot of money on logistics, arms, helicopters and so on, and people are aware that we could spend this money for other things.



Unsicherheit: Zerstörtes Haus im IDP-Camp Bibia (Abbildung 3, oben); Soldat der ugandischen Armee (Abbildung 4, unten).





Opfer der Lord's Resistance Army (LRA): Verstümmelte Knaben mit abgeschnittenen Ohren, Lippen, Fingern und Arm in der Nähe von Kitgum (Abbildung 5, oben); zerschundene Füße eines geflüchteten Kindersoldaten der LRA, Gulu (Abbildung 6, unten).





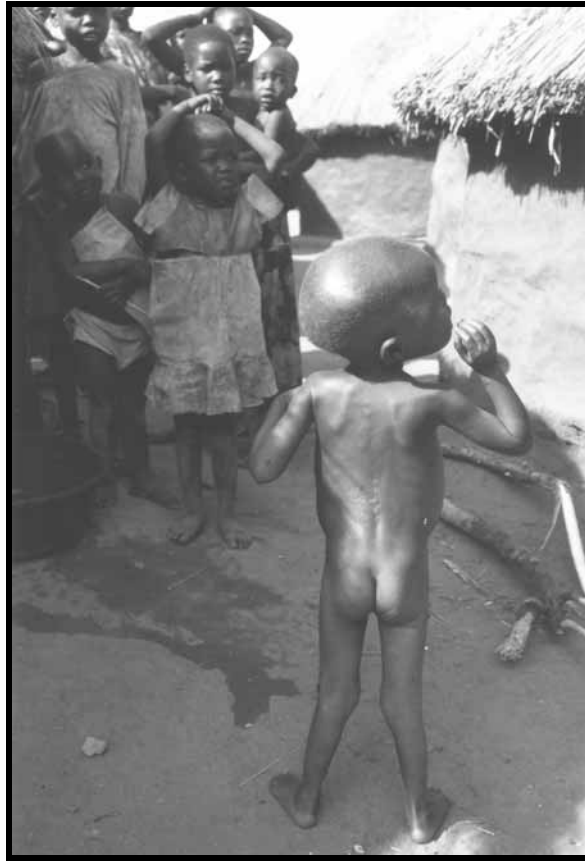
Abhängigkeit von internationaler Nahrungsmittelhilfe: Entladung eines Lastwagens des World Food Programmes, IDP-Camp Palenga (Abbildung 7, oben); Frauen mit Speiseöl, IDP-Camp Atiak (Abbildung 8, unten).



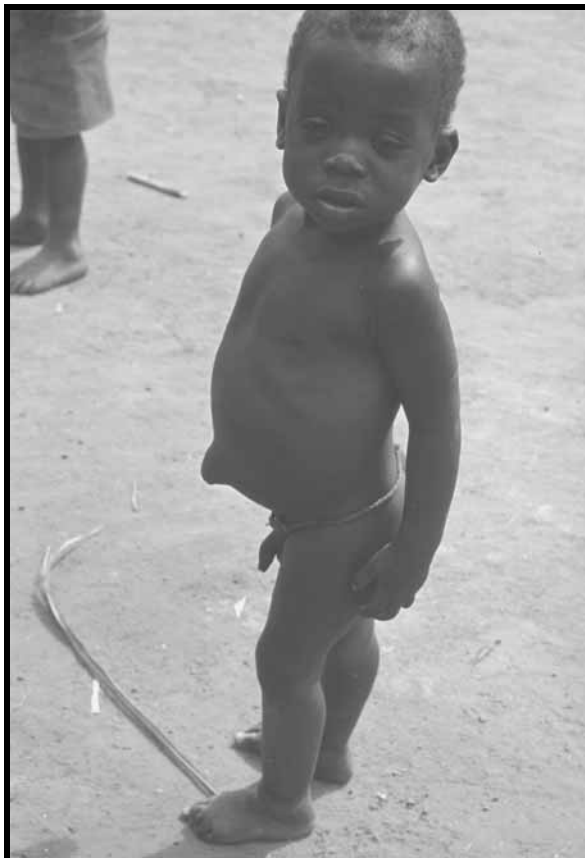


Eingeschränkte Landwirtschaft: Zebu-Rinder und Ankole-Langhornrinder im IDP-Camp Pabbo (Abbildung 9, oben); Feld mit Simsim nahe IDP-Camp Pabbo (Abbildung 10, unten).



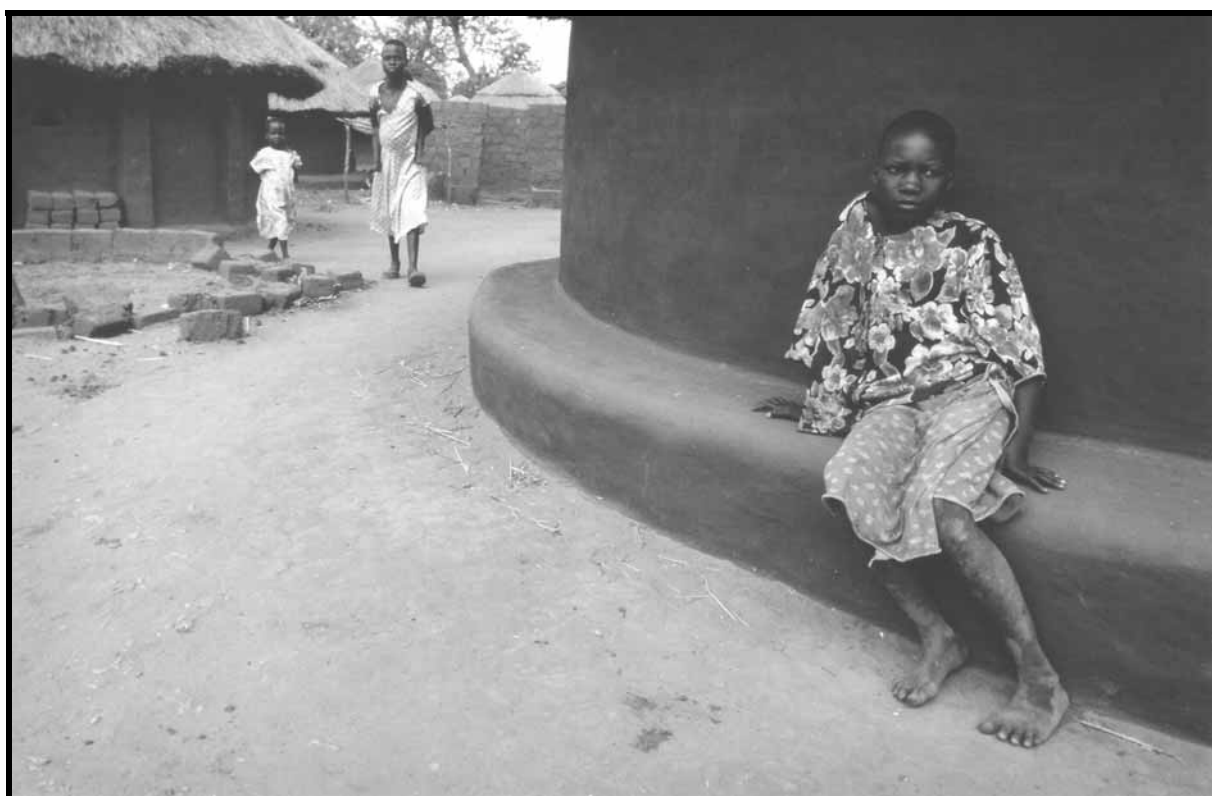


Unter- und Mangelernährung in den IDP-Camps: Kind im IDP-Camp Labuje (Abbildung 11, oben); Kind im IDP-Camp Atiak (Abbildung 12, unten).





Warten auf friedlichere Zeiten: Wandbeschriftung im IDP-Camp Atiak (Abbildung 13, oben; CAN bedeutet Misere, Unglück, WUCIR bedeutet aushalten, ertragen, KI CUKO bedeutet Elend, CWINYWANG bedeutet Hass, Zorn); Mädchen im IDP-Camp Bibia (Abbildung 14, unten).





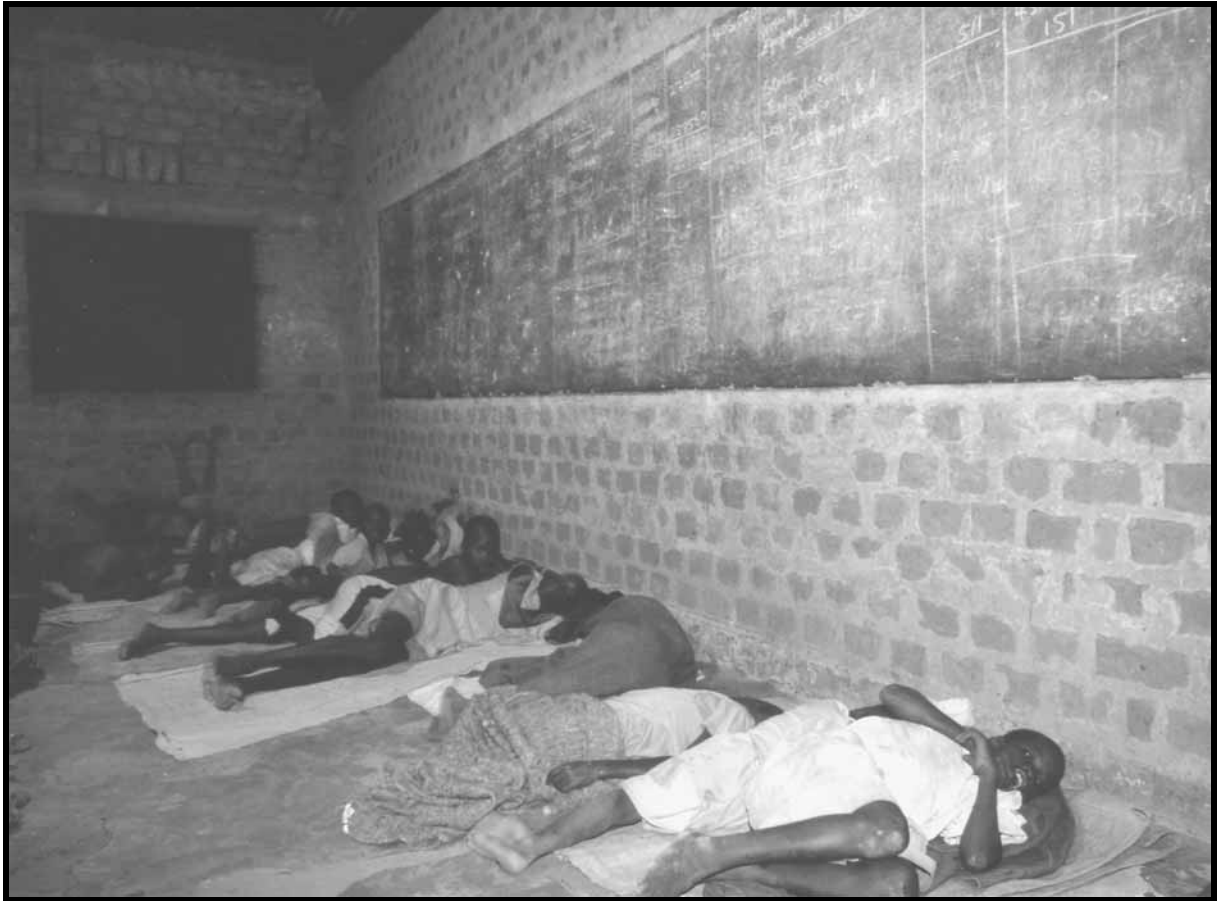
Enge Verhältnisse in IDP-Camps: Hütte an Hütte im IDP-Camp Labuje (Abbildung 15, oben); Internally Displaced Persons im IDP-Camp Atiak (Abbildung 16, unten).





Relative Sicherheit in den Städten: Gulu (Abbildung 17, oben); Kitgum (Abbildung 18, unten).





Night Commuters: in einer Schule in Gulu (Abbildung 19, oben) und unterwegs in Kitgum (Abbildung 20, unten).



7 **“It is all about Southerners trying to wipe us out” – kontextuale Wahrnehmungen im Norden Ugandas**

Bei unseren Gesprächen in mehreren IDP-Camps und Orten in Acholiland wurden gewisse Themen und Problematiken von Informanten, unabhängig von deren Lokalität oder deren sozialer Stellung, als Argumentations- und Denkmuster immer wieder erwähnt. Diese verbreiteten Muster fassten wir nach der Datenerhebung in zwölf Kategorien zusammen.

7.1 **“There is no more sitting around the fire” – Identitätsverlust**

Ein zentrales Element, welches immer wieder erwähnt wurde, ist das fehlende Zusammensitzen am abendlichen Feuer in den IDP-Camps und die damit verbundene fehlende Vermittlung kultureller Werte. Verbreitet ist die Ansicht, dass die Regierung durch die Umsiedlung der Bevölkerung in Camps für intern Vertriebene willentlich zum kulturellen Niedergang der Acholi beitrage.

Früher hätten die Alten den Kindern abends an der Feuerstelle oder unter alten Bäumen Acholi-Geschichten erzählt und auf diese Weise kulturelles Wissen vermittelt, erklärt Q1. In den IDP-Camps würden diese Abende am Feuer jedoch nicht mehr stattfinden, weshalb die Kinder kaum noch die Geschichte und die kulturellen Elemente der Acholi lernten. Die Acholi-Kultur, deren Moral- und Wertvorstellungen und viel Wissen gehe verloren, beklagt Q1:

After 17 years of war, there is no more teaching about how the Acholi culture used to be. In the evenings, we gathered around the fire to listen to stories. The younger generation grows up in new ways, with no moral at all. When I was still young, I remember sitting under the big tree, and my grandmother would tell me stories. Every story had a lesson in the background to train for life. But in the camps this is no longer the case. (Q1)

Auch Q2 verweist auf das Fehlen des Feuers als Kommunikationsort:

Before, in the evening people had time to sit around the fireplace and pass on the culture, but now by six or seven in the evening people in the camps have to be in their huts, silent, without fire, because the rebels might be around. It is only permitted to lit fires in the camp during the day. (Q2)

Ein weiterer Grund für den kulturellen Verlust ist laut Q2 die Tatsache, dass viele Kinder die IDP-Camps abends als *Night Commuters* verlassen, um aus Sicherheitsgründen in der Stadt zu übernachten, oft alleine auf sich gestellt. Dies bringe mit sich, dass viele Kinder kaum erzogen würden und sie deshalb die Werte und Normen der Acholi nicht mehr lernten. Auch Q3 findet es schade, dass die Kinder nicht mehr in die Geschichte der Acholi und in Rituale oder Jagdtechniken eingeführt werden. Früher hätten sie sich abends um das Feuer versammelt, wo ihnen die Erwachsenen eine Vorbereitung für das spätere Leben vermittelten. Heute jedoch würden im IDP-Camp die Abende nicht mehr am Feuer verbracht, weil dafür zu wenig Platz

vorhanden und offene Feuerplätze verboten seien. Q4 sieht ebenfalls alte Werte und Normen an Bedeutung verlieren, weil Kinder abends nicht mit den Erwachsenen am Feuer sitzen. Heute finde diese Art von Unterricht nicht mehr statt, so dass die junge Generation wichtige Werte der Acholi kaum mehr kennenlerne. Früher hätten Kinder spielend Fertigkeiten für das spätere Leben gelernt, doch diese Spiele seien während des Krieges in Vergessenheit geraten. Wenn die Jugendlichen zum Feuerplatz zurückkehren würden, könnten sie sehr viel lernen, meint Q4. Q5 beklagt, dass im IDP-Camp keine Tänze mehr aufgeführt werden:

Our war dances and ceremonial welcome dances are completely forgotten these days. The Acholi were famous for their war dances all over Uganda, but the children they don't learn these dances anymore because in the camps, fires are not allowed in the evenings. And many children spend their nights in town, so they do not learn from their parents. Even before we lived in the camp, children used to go to town during the night, so there was no more sitting around the fire. This means a break in our culture and history. A whole generation lacks knowledge about Acholi culture and morals, and they also lack formal education since many schools have closed. (Q5)

Auch Q6 weist darauf hin, dass Kinder kaum mehr die Traditionen der Acholi kennen würden. Die Acholi-Kultur sei im Hintergrund zwar noch vorhanden, werde aber nicht praktiziert, und viele würden nicht mehr lernen, alltägliche Arbeiten in der Landwirtschaft zu verrichten. Dieses Problem erwähnt auch Q7: Die Jugendlichen könnten kaum noch graben und pflanzen und würden daher künftig keine Landwirtschaft betreiben können, selbst wenn Frieden einkehren sollte:

Children these days don't learn much about being Acholi. Here in the camp, they don't go to school and they don't sit around the fireplace in the evening where they used to be introduced into the Acholi culture. This way they learnt how to hunt, how to use traditional medicine, how to treat sacred places, how to interact with others. The young Acholi they don't know how to dig in the field, how to weed the fields. Even if peace returns, this generation will not be able to go back to agriculture. The government forced us into the camp, and at the same time they are destroying our culture. (Q7)

Die Tatsache, dass viele Eltern an Aids erkrankten und sterben, hat laut Q8 starke negative Auswirkungen auf die Kultur der Acholi. Das gesellschaftliche Gefüge verändere sich, da heute oft die Eltern fehlten, um mit den Kindern zusammensitzen und diesen die Moral, die Traditionen und die Normen der Acholi weiterzugeben. Er beklagt, die Kinder könnten in den IDP-Camps nicht mehr lernen, wie man Landwirtschaft betreibt und was Feldarbeit bedeutet. Aber auch gesunde Eltern würden kaum Zeit mit den Kindern verbringen:

Even those [parents] who are healthy, they don't spend time with their children. Men are drinking from morning till night. And mothers they leave the camp during the day to get firewood, food or do some casual work. So, during the day children are on their own in the camp, and they spend the night in town for safety reasons, where they are also on their own. This leads to the break-up of our Acholi culture. (Q8)

Auch Q3 beklagt das verschwindende Wissen um Ackerbau, da die Acholi wegen des Krieges nur noch beschränkt oder gar nicht mehr Felder bebauen können und daher auch nicht mehr in

der Lage sind, sich selbst zu versorgen. Die Jugendlichen würden nicht mehr lernen, wie man ein Feld umgräbt und welche Pflanzen wann und wie gesät werden. Früher hätten die Kinder die Erwachsenen in die Felder begleitet und an der Arbeit teilgenommen, wodurch ihnen das entsprechende Wissen vermittelt worden sei. Heute jedoch werde, wenn überhaupt, nur noch in einem beschränkten Rahmen Ackerbau betrieben, und nur wenige Nutztiere könnten im IDP-Camp gehalten werden, so dass viele Kinder nicht mehr die Möglichkeit hätten, landwirtschaftliche Methoden zu erlernen. Ohne aktiven Ackerbau aber gehe das Wissen um die Anbautechniken verloren, und die Jugendlichen könnten später nur mit Mühe oder gar nicht mehr Landwirtschaft betreiben, fürchtet Q3. In den IDP-Camps sieht Q9 den Untergang der Kultur der Acholi:

In the old days children would use spears in the fireplace just as a game to learn how to hunt. But all these values – we forget them, because life in the camps is different. How can you teach the children in cultural things in the camps? Museveni has put us in these camps. It means a dead future for the Acholi culture. (Q9)

Q10 erwähnt ebenfalls, die Erwachsenen hätten den Kindern früher am Feuer Geschichten erzählt und dadurch vermittelt, wie man sich respektvoll gegenüber Erwachsenen und Älteren verhält. Da in den IDP-Camps diese Gespräche am Feuer nicht mehr stattfinden, würden Kinder nicht mehr lernen, sich gegenseitig zu respektieren und mit Konfliktsituationen umzugehen. Auch Q11 beklagt den Verlust der Kultur der Acholi, da die Kinder die Werte, Rituale und Tänze kaum mehr lernten, obwohl sie manchmal Arbeitstechniken von den Erwachsenen imitieren würden. Q12 berichtet ebenfalls, dass früher die Alten den Kindern abends am Feuer Geschichten erzählten und ihnen dadurch die Geschichte der Acholi, deren Wissen und Regeln vermittelten. Der Verlust der Acholi-Traditionen sei von der Regierung beabsichtigt:

In the old days, men would pass on their traditions to boys on the fire while women would pass on the traditions in the kitchen. The loss of Acholi traditions in the camps is long-term, and it is intentional [by the government]. It won't stop with the end of this war. The young people they don't care about these things, and the moral decay, all this will continue even after the war. For the future, I am fearing for the worst. (Q12)

Q13 erklärt, dass viele Acholi den Konflikt für den Verlust ihrer Kultur und ihrer Werte verantwortlich machten. Er warnt aber davor, alle Veränderungen auf den Krieg abzuschieben. Auch die Verwestlichung Ugandas, inklusive des Nordens, sei für das Verschwinden der traditionellen Werte verantwortlich. Der westliche Einfluss auf die Acholi-Gesellschaft gelangt laut Q13 vor allem in Form von Filmen, Romanen und pornographischen Darstellungen bis zur Dorfebene und beeinflusst die Werte und Normen der Menschen, welche dadurch individualistischer und vom Wunsch nach Reichtum geleitet werden:

There is a breakdown of cultural values, but not only due to war. The African philosophy is: I am because you are and since you are therefore I am. Before the war, people stayed in homestays and had responsibility. I am supposed to look after my brother. If he laughs I laugh with him. I can tell the child of my brother what to do. Due to war, the homestays were dismantled and people moved away to the camp where there is no exclusive control of the family due to the

proximity. There are clusters within the camp, but the proximity to the next cluster has an impact on the breakdown of the cultural values. War is one factor that led to this situation but not the only factor. There is also the Western influence. (Q13)

Auch Q14 argumentiert, die traditionelle Lebensweise der Acholi habe sich nicht erst durch den Konflikt verändert. Der soziale Wandel habe vor allem in den 1970er-Jahren begonnen, als die Schulbildung verbessert wurde, wodurch die jungen Acholi andere Ideen und Ansichten als ihre Eltern vermittelt erhalten hätten. Der Zusammenbruch der moralischen Werte und gesellschaftlichen Regeln sei jedoch durch den Krieg entstanden. Heute würden sich viele Acholi nicht mehr an Grundregeln wie gegenseitigen Respekt oder Solidarität halten. Viele Eltern hätten die Kontrolle über ihre Kinder verloren. In allen Familien, die Q14 kennt, existieren gravierende soziale Probleme. Q14 konstatiert einen Wertwandel:

Since I support my relatives in the camp financially, my opinion counts a lot. I am well respected because of this. Power, respect and influence today are no longer in the hands of the older, wise people but with those who have money. Even if you are young, if you have money, you are above the elders. With money, you are the boss, everything is possible, and all that counts these days is money, because due to this war, Acholi people in the camps are so poor. (Q14)

Als eines der gravierendsten Probleme in den IDP-Camps betrachtet auch Q15 den Verlust von Moral und das Brechen von Tabus, da viele Normen und Regeln auf Grund der erschwerten Lebensumstände in den IDP-Camps nicht mehr befolgt werden. Er erwähnt auch den Identitätsverlust:

There is a serious loss of identity due to the war. Even traditional chiefs are no longer respected as they used to be before. The Acholi in Kampala and even the Acholi in the diaspora don't want to be identified as Acholi because of this Kony thing. You deny your origins to cope with the situation, you get a new identity. (Q15)

Durch den Konflikt und die damit verbundene Auflösung gewohnter sozialer Strukturen seien die Acholi von Politikern und religiösen Gruppen einfach zu mobilisieren und zu manipulieren, meint Q16: „Our cultural values are in danger. They are not important anymore, so people are very easy to mobilise and possibly they will be mixed up.“ Auch Q14 erklärt, dass unter den NGOs in Gulu und Kitgum viele religiöse Fundamentalisten seien, die den Menschen zwar Hilfe anbieten, aber nur, wenn diese deren Glaubensbekenntnisse befolgten. Früher seien die meisten Acholi entweder katholisch oder anglikanisch gewesen, doch heute würden sich immer mehr Acholi einer der zahlreichen Sekten anschließen, welche die Hoffnungslosigkeit und die Armut der Menschen ausnutzten.

7.2 “The rituals can no longer be performed” – Niedergang der Rituale

Rituale, durchgeführt von traditionellen Autoritäten, nehmen im Leben der Acholi eine bedeutende Stellung ein; oft sind rituelle Handlungen an bestimmte Lokalitäten gebunden, etwa

Hügel, spezifische Bäume oder Schreine an entlegenen Orten. Mehrere Informanten beklagten, dass in den IDP-Camps wichtige Rituale nicht mehr durchgeführt werden könnten und erwähnten die durch den Konflikt veränderte Rolle der Chiefs.

Der Konflikt, erzählt Q4, habe zur Folge, dass die Acholi ihre Rituale nicht mehr durchführen könnten, da viele Rituale ausserhalb der Siedlungen abgehalten werden müssten. Bedingt durch die Unsicherheit sei es jetzt aber zu gefährlich, diese Örtlichkeiten im Busch aufzusuchen. Zudem seien die meisten Acholi durch den Konflikt aus ihren angestammten Dörfern vertrieben worden, so dass jene Personen, welche die Rituale durchführen und deren Abläufe gut kennen, nun oft weit entfernt von den rituellen Orten in IDP-Camps oder Städten lebten, stellt Q4 fest. Die Tatsache, dass die meisten Rituale nicht mehr praktiziert werden können, sei für die Acholi, welche Ritualen und spirituellen Elementen eine grosse Bedeutung zuschreiben, ein schlechtes Omen. Langfristig gehe dadurch das Wissen über Rituale und somit ein wichtiger Teil ihrer Kultur verloren. „Acholi originally had a culture“, meint Q4 pessimistisch.

Q1 beklagt, dass die Acholi ihre Toten nicht mehr gemäss Tradition in der eigenen Siedlung zwischen den Hütten beerdigen könnten, weil es zu gefährlich sei, in die Dörfer zurückzukehren und weil Beerdigungen im IDP-Camp nicht erlaubt seien. Die eingeschränkte Mobilität verunmögliche die für Begräbnisse erforderlichen Rituale, was in den Augen vieler Acholi die Geister erzürne und von der Regierung gewollt sei:

IDP camps have communal burial grounds yet in the culture of the Acholi, it is important to bury their dead in the middle of the compound. Burial rites and marriage rites can no longer be observed, and many people believe that this has a negative impact on the spiritual life of the Acholi. Some suggest that the government has willingly angered the Acholi spirits so that they revenge on the Acholi people. (Q1)

Q17 erklärt, dass jeder Clan seine Rituale unabhängig von anderen Clans praktiziere. Da in den IDP-Camps viele Clans zusammenleben, könnten die entsprechenden Rituale jedoch nicht mehr in ihrer traditionellen Form durchgeführt werden, was zu Unzufriedenheit und Spannungen führe. Auch Q6 beklagt den Niedergang der Rituale und betont, dass die Acholi bei negativen Ereignissen wie Krankheit, Dürre oder Konflikt Rituale durchführten, um Schaden abzuwenden. Positive Geister ermöglichten es ihnen, in die Zukunft zu sehen und würden Hilfe anbieten. Q2 erwähnt das wichtige Reinigungsritual, durch welches rückkehrende Acholi, die bei der LRA kämpften, wieder in die Gemeinschaft aufgenommen werden:

When they come back we welcome them back, showing them that they are still part of the society. We organise a cleansing ceremony and counsel them psychologically. For the cleansing ceremony, we use an egg which symbolises purity and innocence, a pole from a granary which symbolises food, and a slippery stick from a tree which symbolises the usefulness of the person who is coming home and it purifies this person. We show solidarity with them. (Q2)

Q2 erklärt, als Chief sei es seine Aufgabe, neben Reinigungsritualen auch andere Rituale durchzuführen, etwa nach Fehlverhalten wie Mord oder Geschlechtsverkehr im Busch, welche durch den Konflikt zugenommen hätten:

As soon as a case of murder is known, the reconciliation process begins. The elders mediate between the parties and set the amount of money which the murderer has to pay the victim's family and the victim's clan. The amount depends on how the victim died. The sum is being paid after a ritual was performed. In the old days it was cattle. But since there are no cows left and due to the war the Acholi people are very poor, so instead of the amount for a bull which means between 300 000 and 400 000 Ush⁷³, only about 50 000 Ush⁷⁴ are being paid. After that, goats are slaughtered and a meal is prepared. However, in most murder cases today in this conflict, the murderer is not known. In Acholiland, death has never been a punishment, there has always been reconciliation. (Q2)

Auch Q13 hält fest, dass die Acholi keine Todesstrafe kennen und Töten verpönt sei, obwohl im ugandischen Staat die Todesstrafe existiere. Die Acholi würde Probleme anders, friedlich lösen. Q9 erwähnt ebenfalls den traditionellen Umgang mit Mördern in Acholiland, auch in Bezug auf Rebellenchef Joseph Kony :

There is no capital punishment in Acholiland but rather a system of compensation in case of death or murder. The current situation is that Acholi have already pardoned Kony. They are willing to receive their children back. But the government does not want to hear us. (Q9)

Die wichtige Bedeutung von Vermittlungen bei der Konfliktlösung betont auch Q18. Bei familiären Problemen oder bei Auseinandersetzungen innerhalb des Clans werde zwischen den Parteien verhandelt und eine Lösung gesucht. Ehemalige LRA-Kämpfer, welche Zivilisten ermordet haben, würden für ihre Taten nicht exekutiert, sondern in die Gesellschaft integriert. Andere Gesellschaften, etwa die Ruander, würden hingegen die Todesstrafe aussprechen und nicht auf friedliche Mittel wie Verhandlungen oder Dialoge zurückgreifen, erwähnt Q18. Q2 geht auf die erstarkte Rolle der traditionellen Acholi-Führer auf Grund der höheren Nachfrage nach Ritualen in Zeiten des Konflikts ein:

During colonial times the people in power appointed other people, so the role of the traditional leaders was weakened. Then the Ugandan constitution further weakened our position. When the conflict came, people reminded that we have our own system, our own chiefs. Now we are becoming more important because our role is very vital. As chief I have to implement what people decided, most of it are traditional practices like dispute settling, mediation and socio-economic development. During conflict we are working to see that the rebels come out and talk, to build a bridge between them and the government. (Q2)

Auch Q5 sieht durch den Konflikt die Rolle der Acholi-Chiefs erstarkt, besonders bei der rituellen Reinigung von ehemals Verschleppten, um diese in die Gemeinschaft zu reintegrieren. Q5 beklagt jedoch, dass Kinder und Jugendliche in den IDP-Camps kaum noch die älte-

⁷³ 176 bis 235 US-Dollar.

⁷⁴ 30 US-Dollar.

ren Menschen respektierten und auch Mühe bekundeten, die traditionellen Chiefs anzuerkennen:

There are about 50 clan chiefs in Kitgum, Pader and Gulu districts. A clan chief can administer over 13 clans. During the colonial times, the respect towards the chiefs was withdrawn when the British appointed people who had a bit of learning in the past. In 2000 we were re-installed with the financial support of an international NGO [non-governmental organisation]. Before, the clan chiefs were there but we were not respected. In this war, we do the cleansing ceremonies. This is a revival of old structures. However today, the youth are notorious, not respecting the elders, so it is difficult to reinstate loyalty to clan chiefs. The young people do not learn our culture anymore, they don't learn the rituals anymore. (Q5)

Der Konflikt habe die Stellung der kulturellen und religiösen Führer geschwächt, argumentiert Q19, da er zur Folge habe, dass die jungen Acholi die Alten und die kulturellen Führer nicht mehr respektierten. Die engen Beziehungen innerhalb der Grossfamilien und der Gemeinschaft, die man häufig mit den afrikanischen Gesellschaften in Zusammenhang bringe, seien durch den Krieg aufgebrochen. Q19 erklärt, zu den Aufgaben der Chiefs gehöre auch, bei Konflikten und Streitereien zu vermitteln, und so seien die traditionellen Führer nun auch involviert, LRA-Anführer Joseph Kony zu kontaktieren und eine friedliche Lösung durch Verhandlungen zu unterstützen.

Q10 bedauert, dass die verbreitete Verarmung der Acholi durch den Konflikt die Handlungsmöglichkeiten der Chiefs beeinträchtigt, da auch sie inzwischen mittellos seien. Vor dem Krieg sei es ihre Aufgabe gewesen, für Hilfsbedürftige zu sorgen. Viele verarmte Chiefs könnten es sich heute aber nicht einmal mehr leisten, an regionale Versammlungen zu reisen, um dort wichtige Themen mit anderen Chiefs zu besprechen. Zudem erschwere die kritische Sicherheitslage die Mobilität:

The constitution allows every clan to chose their leader who should look after them. Paramount chiefs' and clan chiefs' duty traditionally is to look after widows, orphans and even the poor, and give them food. But now we want to care for them but we have no capacity. Due to the war, even we the chiefs we are poor, as well. (Q10)

7.3 “The respect has gone” – Verlust von Respekt, Vertrauen und Solidarität

Respekt gegenüber Älteren und Erwachsenen stellt wie in den meisten afrikanischen Gesellschaften auch bei den Acholi einen wichtigen sozialen Wert dar. Viele Informanten erwähnten, dass der Konflikt und die Lebensbedingungen im IDP-Camp zu einem Verlust dieses Respekts geführt haben.

Q20 kritisiert, in den IDP-Camps würden Kinder und Jugendliche nicht mehr lernen, sich und

Erwachsene zu respektieren. Besonders Kinder seien oft schlecht erzogen und frech. Früher, als die Siedlungen noch weit auseinander lagen, hätten die Eltern ihre Kinder noch kontrollieren können. Im IDP-Camp jedoch bestehe kaum mehr elterliche Aufsicht, und die Erziehung werde vernachlässigt. Der Verlust des gegenseitigen Respekts zeige sich auch unter Erwachsenen. Trotzdem erwähnt Q20, dass sich Campbewohner bei Bedarf gegenseitig mit Geld oder Nahrungsmitteln aushelfen; sie seien durch den Konflikt nicht egoistisch geworden. Q12 argumentiert, dass zwar gegenseitige Hilfe noch immer vorkomme, Egoismus aber zunehme:

People are mixed up in the camp, there is no respect. Our children imitate bad characters, and it is too crowded. People in the IDP camp are helpful to each other, they gather together and share food and money. But there is less generosity, more selfishness, people are more closed-up and insensitive towards each other. Sometimes people from the IDP camps rent land outside the camp. When the crops are ready to harvest, the landowners say 'give me back my land', and they take it all, including the harvest. So people have become more suspicious. The respect has gone. (Q12)

Auch Q2 erklärt, früher sei Respekt ein zentraler Wert der Acholi gewesen; in den IDP-Camps habe der gegenseitige Respekt und die Achtung vor den Eltern und Älteren jedoch abgenommen.

In der wichtigen Stellung des Personals von Hilfswerken sieht Q13 einen Grund für den Verlust von Respekt. Als Folge des Konflikts und der zunehmenden Armut seien viele Eltern nicht mehr fähig, für ihre Kinder zu sorgen und seien deshalb auf Unterstützung durch NGOs angewiesen. Aus diesem Grund würden Angestellte von NGOs auf Kosten der Eltern hohen Status und eine wichtige Vorbildfunktion erhalten, und viele Kinder würden den Respekt gegenüber ihren Eltern verlieren. Solche Kinder seien bereit, irgendwelche Werte anzunehmen und könnten von religiösen oder politisch aktiven Gruppen, aber auch sexuell ausgenutzt werden. Dieses Problem erwähnt auch Q2: Kinder würden ihre Eltern nicht mehr respektieren, da diese ihre Kinder häufig nicht versorgen könnten. In der Stadt würden manche Mädchen als Prostituierte und junge Burschen durch kriminellen Aktivitäten mehr Geld als ihre Eltern verdienen, wodurch Respekt und Gehorsam gegenüber den Eltern weiter abnehmen würden.

Gegenseitiges Vertrauen sei während des Krieges erodiert, erzählt Q15, da die Rebellen Kollaborateure in den Städten und manchmal in den IDP-Camps hätten, aber auch die Armee dort Geheimdienstleute stationiere. Die Möglichkeit, dass jede Person ein potenzieller Kollaborateur sein könnte, habe zwischen den Acholi zu viel Misstrauen geführt. Jede Person, welche Geld, Nahrungsmittel oder andere Güter besitzt, laufe Gefahr, Ziel eines Überfalls zu werden; Kollaborateure erhielten anschliessend etwas Geld oder einen Teil des Plündergutes. Aus Angst vor Überfällen würden Acholi vor einer geplanten Reise nur wenige Vertrauensleute informieren. Zeit und Routen würden möglichst geheim gehalten. Dank Mobiltelefonen orientierten Kollaborateure die Rebellen sehr schnell, wenn sie derartige Informationen erhalten,

erklärt Q15. Auch Q2 verweist darauf, dass Kollaborateure vom Krieg profitieren und dadurch Misstrauen und Angst säen:

Some people benefit from this war, even some people from here [Acholi], either through business or directly. After ambushes on cars and buses, their [the rebels'] relatives or friends send loots back here. To sustain themselves they [the rebels] want this person to sell the loot and get the money. It is a risky business but some people do it. Some collaborators were given money to buy things in town, but they disappeared with the money [of the rebels], so it is very risky for them. Sometimes the collaborators say 'don't come back to pick your money, the UPDF [Ugandan army] soldiers are around' because the collaborators want to keep the money. Some people in Acholiland are linked to top [LRA] commanders. Somebody pretends to help us [chiefs] but when he is with the rebels he is telling them not to talk to the chief because for him it [the war] is good, he wants it to go on. People would not come out openly about who the collaborators are because they are afraid of the LRA. They rather keep quiet until somebody is jailed. Then they all say 'yes we all knew it'. (Q2)

Q19 erklärt, dass sowohl die Rebellen wie auch die ugandische Armee die Acholi der Kollaboration bezichtigen und dadurch stets Angst herrsche, von einer der Parteien beschuldigt zu werden, mit der Gegenseite zusammenzuarbeiten. Aus Angst vor der Rache der LRA wagten es Informanten nicht, Kollaborateure anzuzeigen. Dies führe zu einer Erosion des Vertrauens und des Respekts unter den Acholi.

Auch Q21 erwähnt Kollaborateure, welche in der Acholi-Gesellschaft Angst verbreiten:

Those who are in the bush give money to people at home to buy [things] in shops. We have many rebel collaborators who are linked up with the rebels. After they hand over the money they say that my brother [Kony] gives me money so peace can't come because some people gain from it. These people are among us, and they are dangerous. (Q21)

Gastfreundschaft als Zeichen von gegenseitigem Respekt und Achtung sei bei den Acholi früher sehr wichtig gewesen, berichtet Q6, doch heute würden sie kaum mehr Gäste einladen, weil in den IDP-Camps zu wenig Platz und vor allem kaum Essen vorhanden sei, um Besucher zu bekochen. Auch Q19 erwähnt, Gastfreundschaft sei eine wichtige Tugend gewesen; Acholi hätten Besuchern früher immer Essen angeboten. Heute jedoch würden Gäste nicht mehr bewirtet, da die Acholi nicht wüssten, ob im nächsten Monat die Nahrungsmittellieferungen wieder eintreffen. Q12 beklagt ebenfalls die schwindende Gastfreundschaft. Der Krieg und die daraus entstandene Armut hätten dazu geführt, dass die Acholi kaum genügend Nahrungsmittel für sich selbst besitzen. Besucher könnten deshalb nicht mehr zum Essen eingeladen werden, wofür sich viele schämten.

Q22 konstatiert eine Erstarkung des Clans, ein Zusammenrücken in den schwierigen Zeiten des Konflikts:

The clan is very important these days, maybe it is the most important thing during these days.

Acholi was an administrative thing when the colonialists came. But our identity is the clan, which goes three generations down. (Q22)

Auch Q13 verweist auf die Bedeutung von Solidarität und von sozialen Netzwerken im schwierigen Umfeld in Acholiland. Durch den Krieg sei Abnormales normal geworden, erklärt er. Die Menschen im Norden würden inzwischen nicht mehr auf Schiessereien reagieren. Sie seien es gewohnt, dass Verwandte und Bekannte sterben; das Leben besitze nicht mehr viel Wert. Alleine durch Aids hätten viele Personen innert kurzer Zeit viele Todesfälle zu beklagen. Früher sei es selten gewesen, vom Tod einer Person zu hören, während heute der Tod zur Routine geworden sei:

Life has become cheap. The circle of violence has affected the emotion of the people. HIV is epidemic. There are many people without father and mother. When I was young, maybe it would take one year until you saw an old man die but now death has become a routine. The circle of violence and HIV have eroded the society. People have to cope up. (Q13)

Der Tod eines Verwandten bringe Angehörige nicht mehr völlig aus der Fassung, berichtet Q13 und fügt emotionslos an, er habe heute erfahren, dass einer seiner Brüder gestorben sei. Trotz der Gewalt und der oft hoffnungslosen Situation seien Selbstmorde im Norden Ugandas selten, erklärt Q13. Er glaubt, dass die Gesellschaft Mechanismen besitzt, welche helfen, mit Problemen umzugehen und welche den Menschen Unterstützung und Hilfe verschaffen. Heute hätten sich viele seiner Freunde und Bekannten bei ihm gemeldet:

Suicide is not a problem here because despite the fact that we have war the society still has a copying mechanism to deal with trouble. Friends offer comfort and a way out. Isolation is very rare because there is always somebody there. We have a breakdown of society. The war has eroded the dignity of life. Still, we have persons to stand by ourselves. The solidarity is still strong, it is a very strong copying mechanism. That is what keeps our people to move on. (Q13)

7.4 “Our children will be a lost generation” – Bildungsproblematik

In den IDP-Camps ist gemäss Q2 die Schulbildung der Kinder ein grosses Problem, da dort häufig Kinder mehrerer Dörfer zusammen eine Schule besuchen. Klassen seien mit durchschnittlich 200 Kindern sehr gross, worunter die Qualität stark leide. Q2 beklagt, dass es viele Probleme mit Jugendlichen gebe, welche Alkohol trinken, den ganzen Tag nur spielen und sich gewalttätig verhalten. Für Q20 ist Schulgeld ein grosses Problem:

With the new system of free primary education, we don't need to pay school fees anymore, but we still need to pay books, school uniforms, pens and so on. Then if your child wants to go to the secondary school you will have to pay school fees which is a lot of money. Most people in the camp cannot afford that. One of my sons is a very good pupil, he is very clever. He would like to go to the secondary school in February, but one term alone costs 96 000 Ush⁷⁵ which is

⁷⁵ 56 US-Dollar.

far too much for me. Some people ask relatives for money or try to sell firewood or beer in order to raise school fees for their children. But it is not easy. (Q20)

Q13 erklärt, dass viele Eltern als Folge des Krieges kein Geld mehr besitzen, um ihren Kindern eine Schulbildung zu ermöglichen, da sie primär ihre Grundbedürfnisse finanzieren müssen. Zudem wirke sich das Umfeld negativ auf das Lernklima aus:

The people in the camps are full of bitterness and pain and they are hardly interested in their environment and hardly learn. The kids are violent, they are playing with toy guns and dream of becoming good fighters. They are lazy and have never learnt how to sit in school, how to work properly. It will be very difficult for them to return to normal life once this war is over. This war has spoilt a whole generation. (Q13)

In den IDP-Camps gingen nur noch wenige Kinder zur Schule, berichtet Q23, da Eltern die Bildung ihrer Kinder nicht als Priorität erachteten. Q23 wertet diese Entwicklung als sehr problematisch, da er glaubt, dass in Zukunft Kinder aus dem Norden durch die mangelhafte Schulbildung gegenüber Kindern aus dem Süden benachteiligt sein werden. Auch Q16 erzählt, fehlende Schulbildung der Kinder sei eines der Hauptprobleme in den IDP-Camps, da dort kaum Schulen existierten:

The few school that exist in the camps are all primary schools. You will find secondary schools only in town. Many schools are closed because all teachers have left for less risky areas. They get only 105 000 Ush⁷⁶ per month, so they don't want to risk their life in the north. In those few schools which are still running classes are big, with 300 pupils in one class. The level of education in Kitgum has gone down dramatically because many children, particularly those sitting at the back cannot follow what the teacher says. However, if this war is over, children will go back to their villages and will get better education. Interestingly, many night commuters in town try to do some learning before sleeping. (Q16)

Grosse Sorgen bereitet Q24 die Schulbildung in seinem IDP-Camp. Viele Kinder hätten seit fünf Monaten, als sie ihre Siedlungen verlassen mussten, keine Schule mehr besucht. Q24 erklärt, die Campbewohner würden ihre Kinder gerne in die Schule schicken, so dass sie mindestens die *Primary School* besuchen könnten, doch fehlten sämtliche Klassen von der ersten bis zur sechsten. Eine NGO habe inzwischen zwar ein temporäres Schulgebäude geschaffen, doch mit nur sechs Schulzimmern sei es viel zu klein, um allen 3100 Schülern Platz zu bieten.

Der Besuch der *Primary School* in seinem IDP-Camp sei kostenlos, erzählt Q5, und die Kinder würden von Lehrern unterrichtet. Auch während der Ferien würden viele Kinder die Schule besuchen, um die während der Vertreibung verpassten Lektionen nachzuholen, doch die drei Schulgebäude seien viel zu klein, denn dort würden gemeinsam Schüler von fünf ehemaligen Dorfschulen unterrichtet. Q10 hingegen erklärt, dass in vielen IDP-Camps die Schulen

⁷⁶ 62 US-Dollar.

geschlossen seien und die wenigen funktionierenden Schulen nicht alle Schüler aufnehmen könnten. Q25 beschreibt, wie in seinem IDP-Camp aus Lehrermangel ältere Schüler jüngere Schüler unterrichten:

In the past, we used to have a school in our village. But with this war, the teachers have all gone to other places, and education is bad these days. We need about nine teachers for the 1000 pupils, but at the moment only three teachers are left. That's why pupils of the secondary school actually teach the kids at primary school, but this is not a solution. (Q25)

Auch Q11 beklagt, dass im Bildungssystem Lehrer fehlten, da die meisten auf Grund der Unsicherheit den Norden verlassen hätten. So käme in ihrem IDP-Camp ein Lehrer auf rund 200 Schüler. Momentan gebe es lediglich 18 Lehrkräfte, wovon die meisten nicht ausgebildete Lehrer, sondern Schüler seien, welche die Schule abgebrochen haben und nun jüngere Kinder unterrichten. Q9 ist überzeugt, dass bei einem allfälligen Frieden die sozialen Probleme noch gravierender werden, weil die Acholi dann endlich die Möglichkeit hätten, zu überlegen, weshalb sie sich in dieser Situation befinden. Viele langfristige Probleme würden heute übersehen, da die meisten Acholi in einem Überlebenskampf steckten, sich täglich um die Deckung der Grundbedürfnisse kümmern müssten und sich daher nicht mit langfristigen Fragen auseinandersetzten. Ein grosses Problem sei die über Jahre andauernde Mangel- und Unterernährung von Kindern, welche langfristig die geistige Kapazität und die Chancen auf eine höhere Schulbildung einschränke. Die Zukunftsperspektiven der Jugendlichen und Kinder, die heute im Norden Ugandas leben, sieht Q9 düster, selbst wenn der Konflikt bald beendet sein sollte. Ähnlich beurteilt Q26 die Situation:

Our children go without schools, and the parents can't support them. We are having more problems in the future. If we don't educate the children, there will be more conflict. Children in the camp learn to solve conflict violently. Their life is all about fighting, fighting each other, fighting their parents, fighting to survive. They become dishonest and violent which is a heavy burden for the future. How will they behave when they are older? Here is nothing, no development. (Q26)

Die schlechte Schulbildung der Acholi führe dazu, dass sie sich von Politikern einfacher mobilisieren lassen, meint Q22:

The presidential elections in 2006 could be dangerous: I worry that because many Acholi people are not educated they are an easy target for all kinds of people, they can easily be manipulated. If the conflict is resolved before 2006, this will save our people. (Q22)

Die Schulbildung im Norden Ugandas leide stark unter dem Konflikt, stellt Q6 fest. Im Distrikt Kitgum seien alle Schulen in den ländlichen Gebieten geschlossen und in den IDP-Camps nur teilweise wieder eröffnet worden. Die schlechten Bildungsmöglichkeiten bedeuteten langfristig, dass die Acholi in Zukunft kaum Chancen hätten, gute Arbeitsstellen zu erhalten; die Kluft zwischen dem Norden und Süden werde sich dadurch noch vertiefen. Neben der Bildung sei auch die wirtschaftliche Entwicklung im Norden schlecht, weshalb es kaum Arbeitsplätze gebe. Q6 ist überzeugt, dass die Regierung den Norden absichtlich vernachlässigt, um das Potenzial der Region zu unterdrücken und damit die Zukunftschancen der Menschen

aus dem Norden zu verschlechtern. Dadurch wolle der Süden verhindern, dass künftig Personen aus dem Norden wichtige Politiker oder gar Präsidenten würden.

The education level has gone down. The P7 results are very poor because of overcrowded schools. Many schools in rural areas do not work anymore because the teachers have fled. They don't want to work in a war zone. And the government does not follow schools as a duty. In the future, there will be very few well-educated Acholi. In the past, the best teachers in Kampala came from the north, and some Acholi teachers even used to work in Kenya. At that time, the Acholi were very clever. (Q6)

Auch Q18 verweist auf die einstmals guten Schulleistungen der Acholi und sieht hinter der aktuellen Situation im Bildungswesen eine *hidden agenda*:

After the British left, the Acholi literacy rate was second after the Buganda. In just 20 years, we are at the end. Whatever indicator you look at, you will find that we are eliminated from the participation of the country which is in the interest of the government. Our children will be a lost generation. (Q18)

Q18 erwähnt, dass sich Acholi auf Grund mangelnder Bildung und fehlenden Informationen kaum gegen korrupte Machenschaften von Beamten aus dem Süden wehren könnten, die sich zum Nachteil der Acholi bereicherten:

The level of corruption here is very high. In the past, local leaders in sub-counties were of secondary school education but now sub-county chiefs need to be university graduates but he [sub-county chief] is working with people without education. He is the bull in the kraal. He is the only person who knows all the tricks and no-one can bother him. The decentralisation gives political power to the sub-counties but the locals don't have intellectual power. The chief is a technocrat who knows that people can't explain. So he uses these public funds. They are just busy with their own businesses. (Q18)

7.5 “The moral is becoming loose” – Heirat, Beziehungen und Alkoholismus

Bei einer Heirat ist es bei den Acholi Brauch, dass die Familie des Bräutigams der Familie der Braut einen Brautpreis bezahlt. Früher sei der Brautpreis stets in Form von Rindern entrichtet worden, erzählt Q1. Die Höhe des Brautpreises sei von den Ältesten unter Berücksichtigung der materiellen Verhältnisse des Bräutigams bestimmt worden und habe zwischen einer und zehn Kühen variiert. Da die Acholi heute kaum mehr Rinder besitzen, werde der Brautpreis mit Geld beglichen. Für studierte Frauen betrage er in der Regel zwischen zwei und zweieinhalb Millionen Ush⁷⁷, weiss Q1. In den IDP-Camps jedoch liege der Brautpreis wesentlich tiefer und betrage zwei Ziegen, da dort die wenigsten Frauen Schulbildung aufweisen und die Menschen verarmt sind; zudem würden Frauen an Wert verlieren, wenn sie vor der Ehe mehrere Beziehungen hatten oder Kinder in die Ehe einbringen. Für Frauen oder Mädchen, wel-

⁷⁷ 1176 bis 1470 US-Dollar.

che einst von den Rebellen entführt und vergewaltigt wurden, sei es besonders schwierig, einen Ehemann zu finden, erklärt Q1. Laut Q8 hat die Zahl der Heiraten abgenommen, da viele junge Frauen Geschlechtsverkehr mit Soldaten haben, sich prostituieren und dadurch kaum noch als Ehefrauen in Frage kommen. Auch Q24 thematisiert diese Veränderungen:

In the camp, you cannot control the boys and girls. Before the war, marriage was a long process. But in the camp, you get a woman just like that, they are not far away. Normally, before marriage, there is an investigation in the background of the girl and the boy in the parents' house. After that, the parents sit together and agree. Then the boy visits the girl and gives the bride price, which is up to negotiation. Traditionally it was the chiefs who set the price. We began by paying a hut, then came paying in animals, about two heads of cattle. At the moment the parents decide how much they pay. Before the war, some richer people had 500 heads of cattle. And today, how can we pay? Marrying an educated woman is too expensive. Today people in the camps don't follow the investigation which takes a very long time. They just pick any girl and don't ask the parents. And due to the lack of money, people don't marry. (Q24)

Q12 erinnert sich, dass Heiraten früher langwierige Angelegenheiten waren („a long, complicated process“). Die Eltern hätten zwar nicht direkt Ehepartner für ihre Kinder gesucht, sie hätten sich aber nach jungen Acholi im heiratsfähigen Alter erkundigt und ihre Kinder in der Partnersuche unterstützt. Zudem hätten die Eltern die zukünftigen Ehepartner und deren familiären Hintergrund vor der Heirat kennen wollen, und die beiden Familien hätten einen Brautpreis ausgehandelt. Laut Q12 ist es den Eltern heute jedoch meist egal, wen die Kinder heiraten. Q12 beklagt, die jungen Leute befolgten heute die Normen und die traditionellen moralischen Vorstellungen nicht mehr, und dies werde sich auch nach dem Krieg nicht ändern:

Due to the war, the traditional Acholi family structure has been broken. This war has led to family breakdown and to moral degeneration. The moral is becoming loose. If I wanted to marry, parents did direct me, they wanted to know the social background of the woman, but today I just take a woman and don't care. (Q12)

Q5 erzählt über die Rolle der Eltern bei der Heirat:

In the old days, an Acholi man presented his girlfriend to his parents. They then checked the family background of that girl. If her background was in order, the parents of the man would go to the girl's parents and agree on a price. In the old days, it was the chief who fixed the bride price, which was a few ploughs and two cows. Later, parents started agreeing on bride prices themselves because it depended on the education level of the girl. Even today, bride price is not according to the social status but according to the education level and the income she has. Bride price today however is paid in cash rather than cows. Today, the youth they don't ask their parents anymore when they have girlfriends or boyfriends. Some parents however follow them and ask a bride price and the marriage. In most cases, however, people are too poor to pay a bride price or a wedding. Before the war, this was not a problem, as many Acholi were quite rich, some having had 500 heads of cattle. (Q5)

Auch Q4 erwähnt, dass sich das Leben in den IDP-Camps auf die Heiratsgewohnheiten der Acholi auswirkt. Früher hätten Familien bis zu zwei Jahre lang verhandelt, bevor sie die Heirat ihrer Kinder erlaubten. Heute heirateten die jungen Acholi in den IDP-Camps gar nicht

mehr oder aber ohne das Einverständnis ihrer Eltern. In jenen Fällen, in denen vor der Hochzeit noch verhandelt werde, dauerten die Verhandlungen nur etwa einen Monat. Q10 erklärt ebenfalls, die Heiratsregeln würden nicht mehr praktiziert, und viele Junge würden nicht heiraten oder den Brautpreis nicht bezahlen, weil sie zu arm seien. Q27 führt aus, dass sich die Acholi bei der Heirat an die finanziellen Möglichkeiten des Bräutigams anpassten. Der Bräutigam und seine Familie müssten ein Minimum von Geschenken bieten, wozu Kleider für die künftige Schwiegermutter und für die Tanten der Braut, Zigaretten und Schuhe für den Schwiegervater, Ziegen für den Onkel sowie ein Stuhl und andere Gegenstände zählten. Der Bräutigam müsse jedoch nicht alle Ausgaben gleichzeitig tätigen, sondern könne die Familie der Ehefrau nach und nach beschenken. Q14 erinnert sich, dass früher die unverheirateten Acholi-Männer während der Trockenzeit von Dorf zu Dorf gewandert seien und getanzt hätten. Bei diesen Tanzanlässen hätten sich die jungen Acholi getroffen und so eine Möglichkeit gehabt, sich kennenzulernen und sich zu verlieben. Die Jugendlichen seien dann nach Hause gegangen und hätten den Onkel gebeten, Informationen über die Person, für die sie sich interessierten, einzuholen. Das Einholen der Informationen und die Verhandlungen zwischen den Familien hätten oft über ein Jahr gedauert. Q11 kritisiert die in den IDP-Camps verbreitete Praxis von Eltern, bereits Kinder zu verheiraten, um so zu einem Brautpreis zu gelangen:

Before the war, Acholi used to marry at the age of around 18, after their parents investigated the background of the girl or the boy, a process that took months or even years. In the camp, children sometimes marry at the age of 12 or 14, which is far too young. Often, young marriages are encouraged by the parents because they are happy not to have to support their children any longer. The girl's parents are keen to get the bride price, however little it is. Sometimes young couples marry because they already have children, but often, people don't marry due to the lack of money. (Q3)

Auch Q16 erwähnt, Eltern würden ihre Töchter zu früh verheiraten, damit sie nicht mehr für diese sorgen müssen und sie vom Brautpreis für ihre Töchter profitieren könnten. Zudem sei Immoralität in den IDP-Camps stark verbreitet, was bedeute, dass bereits Kinder sexuell aktiv sind.

Immer wieder wurde erwähnt, dass die Jugendlichen in den IDP-Camps „sexually loose“ seien. Mädchen, die freiwillig Kontakt zu Soldaten haben, werden laut Q3 von der Gesellschaft negativ bewertet. Diese Mädchen würden für Flittchen gehalten; ihre Familien schämten sich für deren Verhalten, und sie würden sozial gemieden. Solche Mädchen würden kaum Acholi-Ehemänner finden, weil niemand ein Flittchen heiraten wolle, weshalb oft nur Soldaten bereit seien, sie zu heiraten, erklärt Q3. Ein Mädchen, berichtet Q3, habe den Eltern nicht gehorcht und sich mit Soldaten herumgetrieben. Danach habe sie das IDP-Camp verlassen und sei in die Stadt gezogen. Nach einer Weile sei sie zurückgekehrt, doch ihre Eltern hätten jeden Kontakt mit ihr verweigert. Schliesslich sei sie an Aids gestorben. Auch Q13 thematisiert die problematischen Beziehungen von Acholi-Mädchen zu Soldaten:

How can you protect the girls in the camp yet you cannot control them? Before, the parents had the control over their daughters, also in terms of their relationships. But in the camps, many young girls have sex with soldiers, and they are sexually loose. Girls sell sex to the army people or to others. She gives them sex just for a place to sleep. That's why many get infected with sexually transmitted diseases or they become pregnant. If this is the case, these girls cannot marry in honour. Such women cannot get serious men. (Q13)

In den IDP-Camps sei Promiskuität auch unter Erwachsenen verbreitet, erklärt Q12. Früher hätten die Grossfamilien in verstreut liegenden Siedlungen gelebt, wo die nächsten Nachbarn weit entfernt wohnten, weshalb Promiskuität damals kaum ein Problem gewesen sei. Durch die engen Wohnverhältnisse in den IDP-Camps sei das Familiengefüge jedoch auseinandergebrochen, wodurch die soziale Kontrolle und die Moral viel schwächer geworden seien. Früher sei Geschlechtsverkehr vor der Ehe oder ausserhalb des Hauses verboten gewesen, erzählt Q19. Heute jedoch praktizierten bereits Kinder Geschlechtsverkehr, und viele Paare würden im Gras miteinander schlafen, was früher undenkbar gewesen sei. Q2 erkennt hinter dem als unmoralisch geltenden Verhalten eine wirtschaftliche Notlage:

The moral of the women and girls has been affected by the war very negatively. The level of morality has gone down very much. Especially the girls are soft targets for those who offer them something. They are vulnerable due to the current situation and they can easily be spoiled by people who have money. (Q2)

Die engen Lebensverhältnisse wirkten sich negativ auf die Moral der Jugend und der Erwachsenen aus, urteilt Q3:

You can see the moral degeneration when you look at today's youth in the camps. Many boys and girl are making love with a number of other girls and men. This behaviour does not fit in the moral teachings of the Acholi. One reason for early sexual activity are the cramped huts. Traditionally, Acholi families have several huts where parents spend the night separated from their children. However, in the camp children are confronted with the sexual activity of their parents. That's why we have these immoral activities of the youth. It is not uncommon to see girls of twelve years being pregnant. Within the camps, there is a lot of immorality, sexually transmitted diseases and all that comes with it. (Q3)

Auch Q10 konstatiert, in den IDP-Camps müssten selbst grosse Familien in einer einzigen kleinen Hütte übernachten. In den Dörfern hingegen hätten Kinder ab zwölf Jahren ihre eigenen Hütten bewohnt. Der enge Kontakt und die fehlende Intimsphäre führten zu Konflikten und zu unmoralischem Verhalten. Ähnlich sieht es Q13: Durch den Krieg seien die Acholi aus ihren Siedlungen vertrieben worden, die mehrere Kilometer von Nachbarsiedlungen entfernt gewesen seien. Nun müssten die Acholi Hütte an Hütte mit Nachbarn wohnen. In den überfüllten IDP-Camps gebe es keine exklusive Kontrolle mehr über die Familie, weshalb es einfach sei, fremdzugehen oder als Jugendliche Geschlechtsverkehr zu haben. Kulturelle Normen und Regeln seien kaum mehr durchsetzbar und würden von vielen Acholi nicht mehr befolgt. Glücklicherweise, so Q13, lebten Verwandte oft in der Nähe voneinander, so dass der Familienzusammenhalt und die Clanidentität nicht ganz verschwinden. Das enge Zusammenleben der Menschen wirkt sich auch in den Augen von Q19 negativ auf die Moral der Acholi

aus:

Before the war, families had several huts, with parents sleeping in one, the boys in a second and the girls sleeping in their grandmother's hut. That way the children were under control and privacy was there. Today, all sleep in the same hut, where children witness the life of their parents. Or the children spend the nights in town where the parents can no longer control them which has a negative impact on the moral and the character of the children. (Q19)

Q5 erzählt, Acholi-Siedlungen seien so über das Land verstreut, dass mindestens ein Kilometer Distanz zwischen zwei Siedlungen liege. Im IDP-Camp hingegen lebten die Acholi nun Hütte an Hütte und hätten kaum mehr Platz. Auch für Q14 sind die engen Platzverhältnisse ein wesentlicher Aspekt des Camplebens. Früher hätten die Familien in mehreren grossen, stabilen und sauberen Hütten gewohnt. Heute würde ein ganzer Haushalt zusammengepfertcht in einer schlecht gebauten, oft schmutzigen Hütte unter bedenklichen hygienischen Bedingungen leben. Q2 erklärt, dass es bei den Acholi als Tabu gelte, dass die ganze Familie in einem Raum übernachtet. Traditionell würden die Eltern eine Hütte teilen, während die Mädchen bei den Grossmüttern schlafen würden und die Burschen in einer separaten Hütte übernachteten. Dieses Tabu werde heute ständig gebrochen, weil in den IDP-Camps zu wenig Platz vorhanden sei. Die Platznot bedeute auch, dass schlechte Charaktere, etwa Alkoholiker, Gewalttätige und Kriminelle andere Personen beeinflussten. Q16 erwähnt in diesem Zusammenhang, dass Übergriffe auf Mädchen und Frauen im IDP-Camp und in der Stadt verbreitet sind:

In town, the night commuters are not under control, they are not protected by their parents or relatives. This way, they are easy targets for prostitution and immorality. Prostitution is common. In Gulu there are centres where the children can sleep, so they no longer are forced to spend the night out in the open or with strangers, but in Kitgum this is not the case. Whether they sleep in the camp or in town, our youth are becoming more and more immoral, and we have a high number of rapes and early pregnancies. (Q16)

Auch Q4 spricht die fehlende soziale Kontrolle über die Mädchen an. Früher seien die Mädchen von ihren Familien viel stärker kontrolliert worden. Heute würden sie jedoch abends die Hütte der Familie verlassen und als *Night Commuters* in die Stadt gehen, wo sie übernachteten. Auf dem Weg in die Stadt und auch in der Stadt selbst seien die Mädchen oft unbeaufsichtigt und würden sexuelle Kontakte eingehen, was zur starken Ausbreitung von Aids beigetragen habe, erklärt Q4.

Der Verlust von Tradition und Moral in den IDP-Camps unterstützt laut Q17 die Verbreitung von Aids. Sie ist überzeugt, dass nach dem Ende des bewaffneten Konflikts die Menschen in die Dörfer zurückkehren und wieder traditionell leben werden; Aids und Alkoholismus würden die Acholi-Gesellschaft jedoch noch lange belasten. Auch Q1 erklärt, Alkoholismus sei ein weit verbreitetes Problem. Viele Männer hätten jede Hoffnung auf ein besseres Leben verloren und würden die Tage trinkend verbringen. Q8 führt sowohl den hohen Alkoholkonsum wie auch die Verbreitung von Aids auf die Campbedingungen und die kulturelle Entwur-

zelung zurück. Da vor allem die Männer keiner Arbeit nachgehen und kaum Zukunftsperspektiven haben, würden sie viel Alkohol konsumieren und ungeschützten Geschlechtsverkehr haben: „They do not have any social life apart from drinking and making love.“ Q14 berichtet, dass viele seiner Verwandten psychisch nicht mit der Situation des Lebens in einem IDP-Camp umgehen könnten. Einer seiner Onkel sei früher sehr wohlhabend gewesen und habe eine grosse Rinderherde besessen. Durch den Krieg habe er sein ganzes Hab und Gut verloren und sei nun völlig verarmt. Sein Onkel sei ein hoffnungsloser Fall, der sein wenig Geld für Alkohol ausbebe.

Alkohol sei generell ein Problem, meint auch Q28, da viele Acholi aus Langeweile und Frustration täglich trinken würden. Vor allem Männer seien alkoholabhängig. Um Alkohol kaufen zu können, stellten manche Männer Ziegelsteine her, sammelten Feuerholz oder produzierten Holzkohle. Das Geld aus dem Verkauf dieser Produkte würden sie in Alkohol umsetzen, nicht aber für Nahrungsmittel oder andere Güter für die Familie ausgeben. Meist kauften die Männer *Waragi*, einen lokal gebrauten, sehr starken Schnaps, weil sie davon schneller betrunken würden als von Bier. Andere brauten ein alkoholisches Getränk aus Kassavawurzeln, weil das am billigsten sei. Mit diesem Gebräu könnten sie sich für rund 500 Ush⁷⁸ einen ganzen Tag lang betrinken. Q28 erzählt, dass nicht nur Männer, sondern auch Frauen trinken, aber vor allem trinkende Männer eine Belastung für die Familie sind:

Men and women start drinking because they are frustrated. Some even try to die that way, they drink so much so that they eventually die. The majority of men drink from morning till night, and they don't care about their family. They even sell the food rations given to the family in order to get money for drinking. Also, many women drink alcohol, mostly beer, but also Waragi. Women do not drink too much because they have to look after the children, they are always busy and therefore don't have much time to think negatively. Violence is common, especially among men when they are drunk. Some fall asleep, but others become violent and start fighting, sometimes also beating their wives. If the woman can make a bit of money, for example by selling firewood, her husband tries to get the money in order to spend it on Waragi. Therefore many women don't bring the money back home but buy things before returning home. Because men are drunk and women do the work, children are left freely, which is not good. (Q28)

Auch Q11 kommt auf den Alkoholismus zu sprechen, der in ihrem IDP-Camp ebenfalls ein grosses Problem sei. Vor allem Männer fehle Beschäftigung, weshalb sie sich aus Langeweile und Frustration täglich betrinken würden. Der hohe Alkoholkonsum führe dazu, dass viele Männer gewalttätig würden und ihre Frauen schlugen und vergewaltigten.

Für Q27 liegt das Problem des Alkoholismus in der traditionellen Arbeitsteilung zwischen Männern und Frauen. Die Frauen würden Feuerholz sammeln, Wasser holen, kochen, ernten, die Felder jäten, die Kinder versorgen und Hausarbeiten erledigen; viele dieser Arbeiten

⁷⁸ 0,3 US-Dollar

würden auch im IDP-Camp anfallen, weshalb Frauen stets beschäftigt seien. Männer hätten traditionell Viehzucht betrieben oder die Felder umgegraben und bepflanzt, weshalb sie in den Camps kaum noch Beschäftigung hätten. Manche Männer würden zwar ihren Ehefrauen beim Sammeln von Holz helfen, was eine gefährliche Arbeit sei. Doch die meisten Männer unterstützten ihre Frauen nicht, denn bei den Acholi seien die Männer traditionell über die Frauen gestellt; Frauen müssten gehorchen und arbeiten.

7.6 “We are hungry yet the land is fertile” – Versorgungslage und Verarmung

Q25 erinnert sich, dass es den Acholi früher gut ergangen sei: Sie hätten ein fast sorgenfreies Leben geführt, Ackerbau betrieben, viele Rinder sowie Schafe, Ziegen und Hühner gezüchtet und seien auf die Jagd gegangen. Ein armer Bauer in der Region habe früher rund 20 Rinder, reiche Bauern oft Herden von bis zu 300 Rindern besessen, welche von Angestellten versorgt worden seien. Daneben seien in Acholiland Simsim (Sesam), Kassava, Hirse, Erbsen, Erdnüsse, Mangos und Orangen angebaut worden. Vor dem Krieg hätten sie weder Hunger noch Mangelernährung gekannt, sondern im Überfluss gelebt. Ähnlich sieht es Q14:

Before the war, life for us Acholi was good. We had our fields and gardens, and we were rearing cattle and many other animals. The chicken would sit on the mango trees, and we had many eggs, too. The nutrition was good, we had a healthy life. Our land is fertile, we don't need fertilizer. Maize, beans and so on grow just like that. (Q14)

Auch Q5 erzählt, sie hätten früher genügend Nahrungsmittel gehabt, und einige Acholi hätten viel Vieh besessen. Die Ernährung sei abwechslungsreich gewesen, mit verschiedenen Getreidearten und Gemüse. Haustiere wie Hühner und Ziegen hätten sie mit Eiern und Fleisch versorgt. Jetzt in den IDP-Camps jedoch litten die Kinder an Unter- und Mangelernährung. Auch Q8 erwähnt, der Norden Ugandas sei ein sehr fruchtbares Gebiet. Die Acholi hätten vor dem Konflikt viele Nahrungsmittel in den Süden verkauft: „Before the war, the north was the breadbasket of Uganda“ (Q8). Q22 beschreibt das landwirtschaftliche Potenzial ebenfalls als ausgezeichnet:

The Acholi are peasant farmers and cattle keepers. An average rich Acholi family had 200 heads of cattle. We used to have rotational farming, so the in first year you grow simsim, in the second year ground nuts, in the third year beans and so on. When you become mature, the clan distributes land to you. Acholiland is vast, there is enough land, but with this war, people have to stay in camps and go hungry. (Q22)

Ausserhalb des IDP-Camps besitze er gutes Ackerland und könnte sich von diesem problemlos ernähren, erzählt Q20, doch das Leben im Camp habe ihn verarmen lassen:

My original village is 18 kilometres from here and it has very good soil but today there is nobody out in this area. The land is left freely. It is big, I could have simsim, I could have millet, I could have everything, I could even sell some and get money. But now in the camp I have nothing, no food, no money, nothing. (Q20)

Bedingt durch den Konflikt seien die Acholi nicht mehr in der Lage, Nahrungsmittel zu produzieren und müssten deshalb auf die Rationen des *World Food Programmes* (WFP) warten, erwähnt Q19. Die Hilflosigkeit und Abhängigkeit von internationaler Nahrungsmittelhilfe bedrücke die Acholi als einst stolze, unabhängige Ackerbauern und Viehzüchter sehr. Ob schon es verboten sei, das IDP-Camp zu verlassen, würden manche Vertriebene dennoch in ihre Siedlungen zurückkehren, um dort ihre Felder zu bebauen, wo sie jedoch Gefahr liefen, zwischen die Fronten zu geraten. Früher, so Q19, hätten die Acholi viel qualitativ guten Sesam und andere Produkte produziert, doch durch den Konflikt und den dadurch verhinderten Zugang zu den Feldern sei dies nicht mehr möglich. Q19 sieht die Acholi doppelt gestraft: Neben dem Verlust der Rinder in den 1980er-Jahren hätten sie heute auch keinen Zugang mehr zu ihren Feldern, so dass die beiden Wirtschaftszweige Viehzucht und Ackerbau zerstört seien. Viele Acholi verkaufen laut Q19 einen Teil der Nahrungsmittelrationen, um sich mit dem Geld Kleider, Seife, Salz und andere notwendige Güter zu kaufen. Den meisten Acholi fehle jedoch Geld für den Kauf von Schuluniformen oder Büchern, so dass viele Kinder keine Schulen besuchen könnten.

Q20 erzählt, dass sich die Vertriebenen nicht weit von den IDP-Camps entfernen, obwohl sie gerne in ihre Siedlungen zurückkehren würden. Werden sie dabei von Regierungssoldaten erwischt, würden sie verprügelt. Auch Q4 berichtet, die Soldaten seien ein Problem. Den Acholi in den Lagern mangle es oft an Nahrungsmitteln, so dass sie gezwungen seien, in ihre Siedlungen oder in den Busch zurückzukehren und dort nach Wildfrüchten zu suchen oder Felder zu bepflanzen. Soldaten, welche Vertriebene ausserhalb des IDP-Camps antreffen, würden diese oft vergewaltigen, misshandeln oder töten. Q25 kritisiert, es gebe in den IDP-Camps keine Arbeit, weil es den Menschen untersagt sei, das Camp in einem Umkreis von mehr als einer halben Meile zu verlassen. Aus diesem Grund könnten die meisten Vertriebenen ihre Felder nicht bearbeiten. Jene, die von den Soldaten ausserhalb der erlaubten Zone aufgegriffen werden, würden als Kollaborateure verdächtigt und geschlagen. Auch Q18 und Q11 sprechen diese Problematik an:

People in the camps are in a desperate situation: They suffer hunger yet they have fertile land but they are not allowed to leave the camps and may only move within a radius of five kilometres of the camp. If the people go further and get caught by the army in the fields or in their villages, they are shot at by the army. The IDP people would like to go back to their homestays, but the army won't let them go. (Q18)

In early 1996 people started moving to the camp. Before, our people were scattered around. Within a radius of one mile, people go for agriculture. But the problem is when people want to go far out: We are restricted by the army to a radius of three miles. (Q11)

Früher hätten die Acholi in verstreuten Siedlungen gelebt und den fruchtbaren Boden mit Sesam, Baumwolle und Hirse bepflanzt und dafür hohe Preise erzielt, erinnert sich Q16. Doch heute lebten die Acholi zusammengedrängt in den IDP-Camps, und nur noch wenige Personen betrieben etwas Ackerbau. Die Vertriebenen könnten sich nicht selber versorgen, weil

ihre Mobilität stark eingeschränkt sei. Es sei gefährlich, das Camp zu verlassen und Felder anzupflanzen. Die Hilfslieferungen reichen laut Q16 jedoch nicht aus, um die Vertriebenen zu ernähren. Zudem müssten sie für Gebrauchsgüter und andere Ausgaben selber aufkommen, was schwierig sei, da in den IDP-Camps kaum Arbeitsmöglichkeiten existierten und viele gezwungen seien, ausserhalb Arbeit zu suchen. Dies sei jedoch sehr schwierig, da nur wenige, schlecht bezahlte Gelegenheitsarbeiten existierten. Q14 erklärt, dass manche verarmte Campbewohner ihr eigenes, ungenutztes Land unter dem Wert an Wohlhabende verkaufen, um dadurch etwas Geld zu generieren. Wenn der Krieg einmal vorbei sei, hätten sie ihr Land für wenig Geld für immer verloren. Q2 weist auf den verlorenen Stolz der Acholi hin, die heute beispielsweise als verrufene *Boda-Boda*-Fahrer arbeiten müssten und durch die jahrelange Nahrungsmittelversorgung völlig abhängig geworden seien:

The Acholi used to be proud and independent. We had our own fields, our cattle, we had everything. These days, people can no longer work in their fields. Some have developed a mentality of just waiting for handouts and being totally dependent on outside help. They depend on the WFP food and become lazy. The WFP has definitely caused laziness. Boda-boda in town is sometimes the breadwinner for home. People need to do simple work like boda-boda, can you imagine? (Q2)

Die Nahrungsmittelhilfe des WFPs sei notwendig, damit die Acholi überleben könnten, betont Q14, aber er befürchtet, dass sie nach dem Krieg kaum bereit oder fähig sein werden, für sich selber zu sorgen. Q4 beklagt ebenfalls, dass viele Acholi ohne Arbeit seien. Einige Projekte versuchten mit Microdarlehen Arbeitsplätze zu schaffen, aber viele Campbewohner würden die Arbeit zu wenig ernst nehmen: „But people take it very lightly to do the work“ (Q4). Q6 bezeichnet es als eine Tragik, wie die Acholi, die grosse Flächen fruchtbaren Bodens besitzen, derzeit leben müssen, und beschuldigt die Regierung:

The government policy is to keep people in camps. From the military point of view, this is good because rebels don't find food outside [the camps]. But the consequence of putting all the farmers in the camp is that there is no income, there is no work and a growing dependency on outside help. Before, people could sell simsim, cotton and so on, so income was not really a problem, they were successful and proud farmers. Next month the farmers should start to dig in their fields because the rains will start, but how will they do when they have to stay in the camps? This is such a nonsense: The WFP brings them food. Next month, the next school term will start. But people don't have money to pay their school fees. Now, everybody is looking for money to pay the school fees. (Q6)

Q20 ist verärgert, weil die Vertriebenen nur einmal im Monat Nahrungsmittelhilfe erhalten. Er erklärt, dass die Rationen nicht ausreichen würden und sie daher nicht genügend zu essen hätten. Die Menschen seien deshalb gezwungen, Nahrungsmittel anzupflanzen, was gefährlich und wegen fehlendem Land häufig gar nicht möglich sei. Auch Q24 berichtet, dass den Campbewohnern nicht genügend Nahrungsmittel zur Verfügung stünden, da sie nichts mehr anbauen könnten:

The WFP people they told us last time that the food had to last for two months. But how can 31 kilograms of maize and 17 kilograms of beans feed one household for two months when in the

camp this means eight, nine people? I know it is not only the WFP's fault. The government has put us in this camp, but now they cannot provide us with adequate food. Almost all the food from the last harvest is gone, and there is no work in the camp. Why does the government not care about us? (Q24)

Q25 verweist auf einzelne kleine, verfallene Getreidespeicher in seinem IDP-Camp und erklärt, dass die Campbewohner kaum mehr eigenes Getreide ernten könnten:

Before, a family had an average of five granaries about three to five metres high, full of simsim and other cereals which would be enough until the next harvest. Today, in the camp, most families have no granary at all, while some have very small ones. (Q25)

Auf die schwierige wirtschaftliche Situation der Vertriebenen geht auch Q10 ein. Auf Grund des Krieges könnten die Acholi weder Viehzucht noch Ackerbau betreiben. Die Campbewohner würden zwar vom WFP mit Nahrungshilfe unterstützt; diese würde jedoch nicht ausreichen, weshalb viele Acholi, vor allem Kinder und alte Menschen, unterernährt seien. In seinem IDP-Camp gebe es jeden Tag mehrere Todesfälle, die auf Unterernährung und auf Krankheiten zurückzuführen seien. Durch den Mangel an Medikamenten seien viele Krankheiten nicht behandelbar. Q26 sieht die Acholi respektlos behandelt:

The problem is: How much does the government want us to suffer? Our people are dying like rats. Sometimes there is no food, sometimes the food is rotten but it is still taken to us as if we were pigs or chickens. We are very sad. (Q26)

In einem IDP-Camp zeigt uns ein älterer Mann einen verdorbenen Klumpen Mais und fragt verärgert, ob wir so etwas Unappetitliches essen würden. Er möge Mais nicht und ziehe Hirse vor. Die Acholi hätten früher vor allem Hirse gegessen. Da er jedoch keinen Zugang mehr zu seinen Feldern habe, sei er auf Hilfslieferungen angewiesen. Das WFP verteile jedoch nur wenig und qualitativ schlechten Mais, so dass er ständig unter Hunger leide:

Traditionally, we cook excessively with heaps of food. But now, we eat very little. When I was younger there was peace and there was food. I used to have my own cattle. Now with this president, life is just hardship, you understand? I am forced to stay in this place [IDP camp] and to eat this rotten maize. (Q29)

Neben dem fehlenden Zugang zu Ackerland belaste die Acholi vor allem der Verlust der Rinder, die als Symbol für Reichtum gelten, erklärt Q19. Im Laufe des Konflikts seien jedoch die meisten Rinder von Karamojong und Regierungssoldaten geschlachtet oder entwendet worden, so dass die Acholi ihren Reichtum verloren hätten und verarmt seien. Auch Q3 berichtet, früher hätten sie viel Vieh besessen, doch dieses sei ihnen zum grössten Teil gestohlen worden, weshalb sie nun sehr arm seien. Q16 führt ebenfalls aus, dass früher Vieh sehr wichtig für die Acholi gewesen sei, dieses aber von den Karamojong gestohlen worden sei. Die Regierung versuche nun, den Viehbestand im Gebiet der Acholi wieder zu erhöhen und bringe zu diesem Zweck Rinder in den Norden. Q2 erklärt, weshalb Rinder in Acholiland einst sehr bedeutend waren:

The cows were very important because people invested all their wealth in their cattle. The cows

were their bank accounts. They would only slaughter them at special occasions, to pay school fees, funerals and so on. For marriages the bride received seven to ten cows and for the chief you took one alive. So cows are culturally very important. They were used for marriages or for reconciliation. Whenever there was a problem, it would be solved with cows, but now they are no more there. Between 1985 and 1987, a lot of people lost their cows to rebels, Karamojong and government soldiers [NRA]. Many complain the government soldiers are the ones who have depleted the cows. They ate them right there and I believe some even sold some, those who were business-minded. This caused a lot of mistrust between the Acholi and the government. Although the government is trying to re-stock and compensate, it is dishonest at times. They bring Ankole cows [from western Uganda] which they sell in Masindi [in the west] but people here don't like them. There is inbreed and we get a lot of complaints that bulls from Ankole don't function properly. But that is just rumor, people think that it was purposely done by the government. (Q2)

Auch Q22 findet es problematisch, dass die Regierung Ankole-Rinder aus der Heimatregion von Präsident Museveni an die Acholi verteilt. Viele Acholi würden es ablehnen, Ankole-Rinder zu züchten. Stattdessen würden sie diese schlachten, weil sie zu gross und nicht an die Bedingungen im Norden angepasst seien. Manche Acholi würden das Viehbestands-Aufbauprogramm der Regierung mit Rindern aus dem Westen Ugandas als Versuch verstehen, die Acholi-Kultur zu zerstören:

The government has not provided security to the north. All the cattle of the Acholi was taken by the army. But the Acholi cannot survive just on millet and cassava. Recently, the government brought cattle for restocking. But instead of zebus, they brought Ankole longhorns from the south to replace the zebus. This is perceived here as cultural violence. (Q22)

Q18 erzählt, früher seien viele Acholi wohlhabende Ackerbauern und Viehzüchter gewesen, welche Viehhirten aus dem Westen von Uganda, etwa aus Ankole [aus der Heimatregion von Präsident Museveni], anstellten. Diese Arbeitsmigranten seien freundlich aufgenommen und in die Acholi-Gesellschaft integriert worden und hätten Boden für die Eigenversorgung zugeteilt erhalten. Die Banyankole-Hirten hätten später jedoch mit ihren Verwandten in der ugandischen Armee zusammengearbeitet und der NRA von Yoweri Museveni geholfen, die Rinder der Acholi zu stehlen. Auch Q14 berichtet, die ugandische Armee unter Museveni habe viele Rinder und andere Tiere der Acholi gestohlen. Manche Tiere seien vor Ort gegessen, andere verkauft worden. Q4 erinnert sich, 1988 hätten die Karamojong den Acholi das Vieh gestohlen, aber die Regierung habe die Viehdiebe nicht verfolgt, obwohl Soldaten in Acholiland stationiert gewesen seien. Für die Acholi sei es unverständlich, wie die Karamojong in Acholiland trotz der Armeepresenz fast alle Rinder entwenden konnten, weshalb sie eine geheime Zusammenarbeit zwischen den Karamojong und den Regierungstruppen vermuteten:

The cattle raiding in 1988 by Karamojong was intentional. The Karamojong were not attacked by the government soldiers since they were taking the Acholi people's cows, so the army didn't care. They have not been persued by government forces. Moreover, the soldiers took their share, too. That was a real misery for the Acholi. (Q4)

Der Krieg und das Leben im IDP-Camp habe ihre Familie völlig verarmen lassen, beklagt

Q28:

My husband and I, we used to have a good position in our village because we headed the communal work. Before the war, our family was what you consider rich here, with more than 100 heads of cattle and many goats, sheep and chicken. Our land was big, and we paid other people to work for us. After the harvest, we would sell a lot. Life was good but then in 1987 the Karamojong raided all our cattle and after 1998 there was increased insecurity in our area. One of my children was abducted and later died in the bush. The situation became so bad that in 2003 we had to leave our village. Now, our land is left just like that. I have no more income and not even food from our land. Sometimes I wonder what kind of life this is. I am frustrated because I used to pay people to work for me. Now I have to work in other people's fields to get a bit of money, and often I go hungry. (Q28)

Q20 erklärt, der Verlust der Rinder habe zur Folge, dass seine Familie keine Mittel mehr besitze, um in den Süden zu migrieren und dort ein neues Leben aufzubauen:

If you are poor, do you think you can stay in Kampala? Just the transport alone costs 17 000 Ush⁷⁹. We have no money. My father used to have cows, he was even having a kraal. But our cattle were destroyed by the rebels and the government. Today we don't know where to get money. We have no cattle, no goats, and we are not paid for the cattle they took. So we had no choice but to stay. (Q20)

Der Verlust der Rinder habe bei den Acholi zu einem ökonomischen Umdenken geführt, berichtet Q2. Heute würden jene Acholi, welche noch Ersparnisse generieren können, diese nicht mehr in die Landwirtschaft investieren:

Now the town [Gulu] has expanded but before people did not to invest in houses. We were in animal keeping and agriculture, but now people are doing transport business and have other skills. They would not invest in cattle anymore as it was the case before. They don't want to lose again. (Q2)

7.7 “People are dying like flies” – Aids und andere Krankheiten

Aids sei in Uganda vor allem bei den Acholi ein grosses Problem, weiss Q27. Die HIV-Rate im Norden sei die höchste des Landes; auch nach einem allfälligen Kriegsende werde Aids weiter existieren und viele Tote fordern. Q27 glaubt, dass Aids 1986 von Musevenis Soldaten aus dem Süden in den Norden gebracht wurde, da die Krankheit vorher in Acholiland unbekannt gewesen sei. Auch heute noch werde Aids vor allem von den in Gulu stationierten Soldaten verbreitet, da diese wechselnde Sexualpartnerinnen hätten und nur selten Kondome verwendeten. Q2 verweist ebenfalls auf Soldaten, durch welche seiner Meinung nach Aids ein

⁷⁹ 10 US-Dollar.

derartiges Ausmass angenommen hat. Die Acholi seien von den Soldaten der Regierungsarmee auch mit anderen Geschlechtskrankheiten und mit Ebola⁸⁰ angesteckt worden. Q25 erklärt die Zunahme von Aids in erster Linie durch die Lebensbedingungen im IDP-Camp:

Life in the camp is very different from the life in the village. This causes a lot of problems. In the camp, people are cramped, so it is very easy to have sexual contacts. Men and women are having relationships with many others, and since there is nothing to do, they keep themselves busy with immoral acts because they want to kill time. And then many drink [alcohol] heavily which also leads to more sexual activity. That's why Aids is a big problem here. Even boys and girls are having sexual contacts very early because the social control is no longer there. (Q25)

Auch Q8 beschuldigt die ugandische Armee, für die Verbreitung von Aids verantwortlich zu sein, da viele der im Norden stationierten Soldaten zwischen 1998 und 2003 mit HIV infiziert aus dem Kongo-Feldzug zurückgekommen und sogleich in Gulu stationiert worden seien. Zudem hätten die Soldaten kongolesische Frauen mitgebracht, die nun in Acholiland als Prostituierte arbeiteten und die Krankheit weiter verbreiten würden. Auch Q6 macht für die starke Verbreitung von Aids im Norden Ugandas vor allem Soldaten verantwortlich:

HIV was first spread by soldiers in the IDP camps. Many girls spend the night with soldiers or with rich men in town. The [official] HIV figure of 15 percent is not true, between 23 to 25 percent of people are infected in our area alone. How can you say 'we are looking for Aids drugs' when at the same time they [the government] send their soldiers everywhere? Poverty creates prostitution because the children are eager to go to school, but prostitution here means soldiers and Aids. Many people here believe that Aids was sent by the government to finish the Acholi. (Q8)

Tod durch Aids sei bei den Acholi mittlerweile alltäglich geworden, erzählt Q12:

People here basically do two things: making love and attending burials. Because of the war and all, you die of rebels, Aids or whatsoever. Life has lost value here. Even if the war ends tomorrow, HIV is the second killer. The rebels are selective, HIV is not. If you don't have money for food, why should you spend on condoms? Too many people die here, so people are not afraid of death anymore. In the camps, you get up and sit around until the evening. If you get free food, you do nothing, you go dancing, you have sex and so on. Parents spend the nights in the bush, children spend the nights in the streets. Parents don't know what their children do. If the war ends, people will go home and practice agriculture again, so they will have less time to spend in non-productive matters. (Q12)

Obwohl sein IDP-Camp erst seit wenigen Monaten existiere, habe er in dieser Zeit bereits unmoralisches Verhalten beobachten können, berichtet Q5. Im IDP-Camp würden die Acholi derart eng zusammenleben, dass sich Sexualpartner einfach treffen könnten. Zudem würden Kinder und Jugendliche die Nacht in der Stadt verbringen, wo sie keiner Kontrolle unterste-

⁸⁰ Im Jahr 2000 starben bei einer Ebola-Epidemie in der Stadt Gulu 171 Personen. Ugandische Soldaten, die in der Demokratischen Republik Kongo stationiert waren, wurden von dort direkt nach Gulu geflogen, bevor manche von ihnen in andere Landesteile transferiert wurden (New Vision 15. 3. 2004).

hen; Jugendliche würden deshalb miteinander schlafen, und manche Mädchen prostituierten sich bei Soldaten, was zur Ausbreitung von Aids beitrage. Früher in den Dörfern sei dies kaum möglich gewesen, da Erwachsene die Mädchen kontrolliert hätten, um zu verhindern, dass sich ihre Töchter einen schlechten Ruf schaffen und die Eltern dadurch keinen Brautpreis erhalten. Q9 sieht als Ursache für die schnelle Ausbreitung von Aids sowohl Soldaten als auch das Verhalten der Campbewohner:

Aids has been a big problem here since it was brought to Acholiland by soldiers from the south. In the camp, there is no work, so people are bored and start having sex with each other. Then there is this belief that when you have HIV, you can be cured when you sleep with a virgin. So, men with HIV try to sleep with many young girls, I mean they actually rape many, which spreads the disease further. Victims of rape are many in the camp, but girls and women don't dare to go to the police in town, because the police will laugh at them and say that the girls were the ones who wanted to have sex. This war has changed the way people think. Death has become normal, an everyday thing. Aids, malaria, ebola and other diseases and rebels all have an impact. If you haven't seen a person for a long time, you don't ask if he is well but you ask if he is still alive. (Q9)

Sie fühle sich ausgegrenzt, seit ihrem Umfeld bekannt sei, dass sie an Aids leide, erzählt Q17. Da Aids bei ihr bereits ausgebrochen ist, stelle die Gesundheit für sie zur Zeit das grösste Problem dar. Die durch die Rebellen bedingte Unsicherheit sei für sie nur noch zweitrangig. Wie andere Aids-Witwen sei sie völlig auf sich alleine gestellt, weil ihre Verwandten sie wegen ihrer Krankheit nicht unterstützen wollten oder selbst in einer schwierigen Lage steckten und deshalb nicht helfen könnten. Q17 ist wie die meisten Aidskranken damit beschäftigt, genügend Essen für sich und ihre Kinder zu finden. Der tägliche Überlebenskampf in einem ohnehin harten Umfeld sei neben der Krankheit eine enorme zusätzliche Belastung und schwäche sie weiter. Schwerkranke seien meist sich selbst überlassen, erklärt Q17. Aids fordere viele Opfer und belaste die Gesellschaft stark, da die meisten Familien Waisenkinder von Verwandten aufnahmen, obwohl sie kaum genügend Mittel für das eigene Überleben besäßen.

Q8 erwähnt, dass sich Aids negativ auf die Solidarität unter den Acholi auswirke. Obwohl Aids kein neues Phänomen sei, würden die Kranken noch immer von ihren Familien ausgestossen. Durch Aids sei die traditionelle Witwenvererbung, ein wichtiges Element des sozialen Netzwerkes der Acholi, fast völlig aufgegeben worden. Früher seien Witwen an einen Bruder ihres verstorbenen Ehemannes weitervererbt worden, der verpflichtet gewesen sei, die Frauen des verstorbenen Bruders wie seine eigenen Ehefrauen zu versorgen, berichtet Q8. Diese Tradition habe verwitweten Frauen soziale und materielle Sicherheit geboten. Heute jedoch weigerten sich immer mehr Männer, dieser Verpflichtung nachzukommen, weil sie fürchteten, dadurch mit Aids angesteckt zu werden.

Aids habe sich durch die fehlende Beschäftigung in den IDP-Camps stark ausgebreitet, da die Langeweile Geschlechtsverkehr mit wechselnden Partner fördere, ist Q3 überzeugt. Aids und

Ebola seien von Soldaten aus dem Süden nach Acholiland gebracht worden:

Look at how many Acholi die due to rebels. And then look at how many die of diseases which were unknown here before the war, these are many more. Take Aids. It was brought by Museveni's soldiers. Take ebola. It was brought by Museveni's soldiers, too, and it was only in Gulu that it killed people. No Southerners were killed, only Acholi. Why did the army bring ebola-infected soldiers from Congo to Gulu and not to Kampala? This was done on purpose. (Q3)

Q3 befürchtet, dass die Acholi nach einem Ende des Krieges ihr Verhalten nicht ändern werden und sich Aids daher auch nach dem Krieg auf die Acholi-Gesellschaft auswirken wird:

If one day this war is going to end, Aids is still there. It will destroy the way Acholi used to live in their villages, and it will continue to spread because people won't change their moral views and practices which came up in the camps. Before living in the camps, girls and women used to be afraid of soldiers. Today they try to make contact with them as they are hoping for a better future, hoping to marry a soldier or just to earn some money with prostitution. They are attracted by the salaries of these soldiers. But these are the same soldiers who brought us Aids. (Q3)

Die Gesundheitsversorgung sei in Acholiland sehr schlecht, erklärt Q16. In den meisten IDP-Camps existierten keine Gesundheitszentren. Selbst viele Acholi, die in der Nähe eines Spitals lebten, hätten keinen Zugang zu medizinischer Versorgung, da sie sich Medikamente und eine ärztliche Behandlung nicht leisten könnten. In den dicht besiedelten IDP-Camps breiteten sich ansteckende Krankheiten wie Cholera durch die unhygienischen Verhältnisse schnell aus. Campbewohnern fehle es zudem an genügend Wasser, so dass sie sich kaum waschen könnten, weshalb Hautkrankheiten häufig seien; viele Kinder litten unter Pilzerkrankungen und Würmern. Vor allem bei Kindern wirke sich Mangel- und Unterernährung langfristig auf ihre Entwicklung aus. Q20 erzählt, dass die Acholi früher in den Dörfern gesünder gewesen seien. Er erkennt hinter dem Leiden eine Absicht der Regierung:

Life in our villages was healthy. Now in the camp, it is too crowded, there are too many people living in this camp. Diseases spread very fast. There are no proper latrines, and the children when they have to go to the toilet, they do it just outside the hut. First, the government sent soldiers who brought Aids with them and so they infected us. Then the soldiers who were in Congo brought ebola to Acholiland which also killed many people. Now, they put us in camps where people continue to die of all sorts of diseases. We the people we know that this is what the government wants. That's why our people are dying like flies. (Q20)

Auch Q11 wird in ihrem IDP-Camp mit einer mangelhaften Gesundheitsversorgung konfrontiert: Die Vertriebenen litten unter verschiedenen Krankheiten, erzählt sie. HIV sei ein grosses Problem, und viele Acholi seien bereits an Aids gestorben. Als im Jahr 2003 in ihrem IDP-Camp 200 Personen auf HIV getestet wurden, sei bei 23 Personen eine Ansteckung nachgewiesen worden. Neben Aids seien vor allem Durchfallerkrankungen, aber auch Lungenentzündungen und Hautkrankheiten verbreitet. Durchfallerkrankungen würden durch das Fehlverhalten der Campbewohner gefördert, meint Q11, da vor allem alte Menschen sich weigerten, Latrinen zu benutzen.

The water is a problem, it is dirty and children become sick. There are no drugs in the health centre, because it is too dangerous to bring them by road. The people from the government health centre ran away due to the insecurity, so only a few nurses are left, but they are not enough to take care of all the sick persons. (Q11)

Q24 berichtet, die Vertriebenen in seinem IDP-Camp seien von vielen Krankheiten betroffen, darunter Aids. Sie würden jedoch auch Malaria, Husten oder Durchfall oft nicht überleben, weil sie schlecht ernährt seien und kaum Medikamente zur Verfügung stünden. Vor allem während der Regenzeit, wenn Teile des Camps unter Wasser stehen und es nachts kühl ist, würden sich ansteckende Krankheiten schnell verbreiten. Der Arzt Q30 konstatiert, dass er mit der Behandlung von Patienten kaum nachkomme. Im Norden Ugandas sei ein Arzt durchschnittlich für 40 000 Patienten zuständig, für doppelt so viele wie im Landesdurchschnitt. Er erzählt, ihm blieben pro Patient nur ein, zwei Minuten, um die Diagnose zu stellen:

In the last few days during the power cut we had to carry out operations with torchlight. Here in the north we are daily confronted with awful injuries. Today one person was shot in the head, yesterday they brought a man with bullets in his belly. Some of the victims are civilians, some are army men. Sometimes we have ten or more difficult cases in one day, especially after ambushes when they bring us many severely injured persons. Then there are often cases when drunk soldiers shoot around, injuring or even killing people. (Q30)

7.8 “There is no security at all, and our men and children are taken away” – Sicherheit

Mehrere Informanten beklagten, dass die Armee die Bevölkerung in den IDP-Camps nicht effektiv beschütze und dass Acholi-Männer, welche von der Armee für den Schutz der IDP-Camps rekrutiert werden, verschwinden.

Q24 berichtet, die Regierung habe in seinem Dorf vor einigen Jahren junge Männer eingezogen und dabei versprochen, sie zu trainieren, um eine Miliz aufzubauen und die Männer bewaffnet wieder zurückzubringen, um den Schutz gegen die LRA zu erhöhen. Die rekrutierten Männer seien jedoch nie mehr zurückgekehrt. Später habe die Regierung jedes *Subcounty* aufgefordert, eine bestimmte Anzahl Männer an die Armee zu übergeben, um diese zu *Local Defence Units* (LDUs) auszubilden, welche ebenfalls die Bevölkerung vor der LRA hätten schützen sollen. Wieder seien Männer eingerückt und nicht zurückgekehrt, erzählt Q24 enttäuscht. Schliesslich habe die Regierung im Mai 2003 die Acholi via Radio aufgefordert, junge Burschen zum Schutz der Zivilbevölkerung rekrutieren zu lassen, doch erneut seien die Eingezogenen nicht mehr heimgekehrt. Q24 vermutet, dass diese jungen Männer in die reguläre Armee rekrutiert wurden:

The government came to the village and told us to provide young boys. They would train them and bring them back for our protection, just like the Arrow Boys, they said. But these people never came back, they have taken them. They were transferred to a different place. The UPDF

[Ugandan army] take our people away. Last May some 100 youth were recruited as LDUs and taken away, but they are not protecting their own people. At this moment at least some youth sacrifice themselves for protecting the camp, because last time, the rebels raided the camp one day after food was distributed. (Q24)

Q14 berichtet ebenfalls von Acholi-Männern, die rekrutiert wurden und seither verschwunden sind. Er erzählt, dass viele Acholi der Meinung seien, die Armee rekrutiere manche Acholi-Kinder, denen die Flucht von den Rebellen gelang, in die eigenen Reihen:

There is this idea among some Acholi that when the UPDF [Ugandan army] rescues children, not all of them are released but instead are recruited as child soldiers into the UPDF. They call them 'babies'. So, not only are our men taken away, but also our children, be it the LRA or the UPDF. (Q14)

Von Acholi-Männern, welche mit dem Versprechen rekrutiert wurden, sie würden zum Schutz der Zivilbevölkerung ausgebildet, dann aber nie wieder in die IDP-Camps zurückkehrten, weiss auch Q18. Er ist wütend und beschuldigt die Armee, die Acholi nicht zu schützen und zudem deren Männer wegzunehmen, um sie im Kongo, in anderen Gebieten im Norden Ugandas oder im Südsudan kämpfen zu lassen. Q18 ist überzeugt, dass die Armee die Acholi aus Angst nicht bewaffne und verweist auf die unbewaffneten Milizen der *Bow-and-Arrow Groups* anfangs der 1990er Jahre:

The government didn't want to give guns to militias here. In the early 1990s the rebels chopped the militia's hands off so that they could not use the arrows and bows any more. Once our government recruit our people they send them to Congo and Sudan. They don't make publicity of recruitments here because they don't provide security. In our subcounty they recruited 300 boys and about 5000 in the whole Kitgum district. This would give minimal security but they just took away our boys. So there is even less security now. (Q18)

An die *Bow-and-Arrow Groups* erinnert sich auch Q22. Die LRA habe sich brutal an den Milizen und an der Zivilbevölkerung gerächt, habe viele Acholi ermordet und verstümmelt. Laut Q22 dienten die Milizen der ugandischen Armee damals als Schutzschild, da sie mit Hacken und Messern bewaffnet vor den Regierungstruppen an die Front geschickt worden seien. Q22 glaubt, dass auch jene Milizen, die in den letzten Jahren in Acholiland rekrutiert wurden, an forderster Front gegen die LRA kämpfen müssten. Q20 erzählt, dass sein IDP-Camp immer wieder von den Rebellen überfallen werde, weil die Armeepräsenz ungenügend sei:

We don't sleep well. Last night the rebels were on this side and attacked several families in this part of the camp. Those who are able flee into the bush but the sick and the old stay. When the rebels attack, they force you to carry heavy bags like 50 kilograms of beans through the bush for about seven days up to Pader. They [the rebels] say we are their trucks to transport the goods. The rebels are mostly young people, between ten and 14 years old. Last November [2002], my 13-year old daughter and my ten-year old son were abducted. A total of 73 children were abducted that day from this camp. Some came back and told us that some had died while about the others they didn't know anything. I don't know whether my children are still alive. There is an irregular number of soldiers in the camp, between 15 to 30, but they don't protect us. Last night,

the bullet of a Mamba [Ugandan army vehicle] went through a house in this camp and killed a child. Mambas fire just in any direction, whoever is there is killed. A stray bullet can kill easily, whether it is from the rebels or from the government soldiers. (Q20)

Die Unsicherheit in der Region begann gemäss Q20 1986, als Yoweri Museveni an die Macht kam. Anfangs sei die LRA noch nicht brutal vorgegangen; erst 1996 hätten die Rebellen begonnen, Kinder zu entführen und Zivilisten umzubringen. Als Reaktion darauf hätten sich die Menschen entschieden, in die Nähe von Handelszentren zu ziehen, wo Soldaten stationiert waren. Die Bewohner hätten sich in den IDP-Camps Schutz und Sicherheit erhofft, doch auch dort seien sie den Rebellen ausgeliefert. Die Armee bedrohe zudem Campbewohner, welche wieder in ihre Dörfer zurückkehren wollten, weshalb sie gezwungen seien, im IDP-Camp zu bleiben.

The camp was started in August 1996. People decided to get together for security in the school compound during school holidays. Then we stayed, and that is how the camp started. People from different villages and different clans live together, which is not good. If the whole clan stays in one place and the rebels come, then the clan will be wiped out. Therefore you should mix up for protection. But now we have to stay in the camp, there is no choice. (Q20)

Auch Q7 beklagt, sein IDP-Camp werde immer wieder von Rebellen überfallen. Die Rebellen würden meist von einer Seite kommen, vor allem die Hütten am Rande plündern und dort Vertriebene entführen. Bei diesen Überfällen töteten die Rebellen auch immer wieder Zivilisten, obwohl in seinem IDP-Camp Soldaten stationiert seien, doch deren Posten befände sich einen halben Kilometer entfernt auf der anderen Strassenseite. Vor einem Monat hätten die Rebellen neun Personen entführt; vier davon seien zurückgekehrt, doch die anderen fünf seien verschollen geblieben. Q1 verweist darauf, dass die Rebellen häufig nach der Verteilung von Nahrungsmittelhilfe angreifen. Trotz dieser durchschaubaren Taktik schütze die Armee die belieferten IDP-Camps nicht besser, obwohl es auch im Interesse der Armee und der Regierung sei, zu verhindern, dass sich die LRA von Hilfslieferungen des WFPs ernähre. Die Betroffenen würden meist ihren ganzen Nahrungsmittelvorrat verlieren und müssten ohne Unterstützung auskommen, bis das WFP die nächste Hilfslieferung bringe. Diesen Aspekt erwähnt auch Q6:

When the WFP went into the camp to distribute food, the rebels followed them. The camps are not protected camps at all. Many lootings in the camps take place when the WFP has just left, because the rebels see when the food convoys arrive. (Q6)

Die Rebellen würden bei den meisten Überfällen auf IDP-Camps Kinder verschleppen, berichtet Q2. Die Armee mache sich mitschuldig an diesen Entführungen, da sie die Menschen in den Camps nicht vor den Rebellen schütze. Viele Kindersoldaten der LRA würden bei Gefechten mit der Armee umkommen; andere würden an Unterernährung, Erschöpfung und Krankheiten sterben. Immer wieder gelinge Kindern zwar die Flucht, doch vor allem die Reintegration von Mädchen sei schwierig:

With the re-integration of girls there are problems. People accept that they were abducted and were not willingly there [with the LRA] but the problem is that they come back with a child

which is an extra burden for the family. With the child and for fear of HIV, no man wants to marry an ex-rebel. Girls taken by the LRA have a very hard stand when they return home. This needs constant counselling through traditional systems of re-integration. (Q2)

Q21 besucht ein Internat ausserhalb von Gulu und sagt, er lebe in ständiger Angst, dass die Rebellen seine Schule überfallen, da 1996 bereits Kinder aus seiner Schule entführt worden seien. Einige dieser Entführten seien damals gleich alt wie er gewesen und seien mittlerweile bei der LRA bereits zu Kommandanten aufgestiegen. Q21 befürchtet, dass seine ehemaligen Klassenkameraden ihn und andere Schüler ebenfalls entführen könnten. Rund 700 Schüler würden wie er in der Schule übernachten. Die Armee habe in seiner Schule sieben Soldaten stationiert, welche den Schülern jedoch kaum Schutz bieten würden:

The soldiers in our school are all drunkards. They take marajola [drugs], put the gun outside and sleep. We begged them to protect us but they cannot protect us and they become angry, threatening us that unless we stop talking to them they would shoot or blow up our school. For the rebels it is very easy to approach and take the [soldier's] guns. During daytime they [the soldiers] have to stay at the camp and at night they have to come to our boarding school where we sleep. When they arrive we already sleep, so they also sleep and we have nothing to protect us. Outside the school I have a small garden where I grow vegetables to pay my school fees. I want to go to Gulu [town] which is much safer but the school there is too expensive. (Q21)

Unsicherheit und Gewalt seien in Acholiland ein altes Phänomen, das nicht erst mit den Aktivitäten der LRA begonnen habe, sondern vor 30 Jahren, als Idi Amin an die Macht kam, erzählt Q18. Die zunehmende Militarisierung mache Acholiland aber unsicherer, und IDP-Camps würden Zivilisten keinen Schutz bieten. Q18 ist überzeugt, dass es für die Rebellen einfacher geworden sei, Acholi zu überfallen und zu entführen, weil sie nicht mehr in ihren verstreuten Siedlungen, sondern in grossen IDP-Camps leben:

Physically it started with Amin. When Amin came to power he targeted our people. We never had peace since then. The national army is very big and there are also the militias. But instead of being more secure Uganda is more violent than before because you never know how many soldiers and militias are under arms. The government strategy is, they say, to improve the security by building camps. But [in the camps] you expose people more to abduction. The first camps were created by the government because the government wanted to isolate the rebels from the community so that there is no food spread out. Then, more and more people moved into the camps. Now the army does not allow people to leave their camps. They say if they find people outside a five kilometres radius, they will shoot them on the spot. (Q18)

Die Rebellen würden oft Hinterhalte entlang von Strassen legen und Reisende ausrauben, berichtet Q16. Er sei bereits drei Mal in Hinterhalte geraten, habe diese aber überlebt, weil es ihm immer gelungen sei, schnell in den Busch zu flüchten. Q16 erklärt, dass er wenn möglich auf Reisen innerhalb von Acholiland verzichte, aber durch seine Arbeit trotzdem immer wieder zu Fahrten gezwungen sei und sich dabei stets der Gefahr von Überfällen aussetze:

There was one ambush when I was sitting on a lorry with about a dozen other passengers. Suddenly, there were rebels along the road starting to shoot at us. The driver reacted and tried to get out of the place as fast as possible, but there were more rebels ahead who had placed objects on

the road, so the lorry turned over. Luckily, I was not hurt, so I climbed out of the wreckage and started running into the bush, taking an eleven-year old girl with me. The rebels followed but in the high grass they could not find us. We ran for hours through the bush, losing our shoes on the way, but with all this fear, you don't feel the pain in your feet. In the end, we crawled back to the road where an army convoy picked us up. (Q16)

Q31 kritisiert, die ugandische Armee schütze auch die Städte ungenügend. Das Zentrum von Gulu sei zwar relativ sicher, doch selbst in den Wohngebieten, welche an das Zentrum anschliessen, komme es fast jede Nacht zu Überfällen. Neben der LRA und Banditen gingen oft auch Soldaten von Haus zu Haus, plünderten, vergewaltigten Frauen, verprügelten oder töteten Zivilisten. In diesen Stadtteilen sei nachts kaum jemand unterwegs, da eine Begegnung mit einem betrunkenen Bewaffneten riskant sei. Bedingt durch diese Unsicherheit schlafe sein jüngerer Bruder bei Bekannten im Stadtzentrum. Q32, ein Geschäftsbesitzer in Kitgum, erklärt, Überfälle der Rebellen hätten in den letzten Monaten zugenommen. Diese Unsicherheit erschwere den Handel, und es werde immer schwieriger, in Kitgum Geschäfte zu machen und die Familie zu ernähren. Zwei Mal pro Monat fahre er mit einigen anderen Geschäftsinhabern auf einem Pickup-Fahrzeug nach Gulu, um dort Waren einzukaufen und sie nach Kitgum zu bringen. Die Strassen seien jedoch alle unsicher, und die Rebellen würden auch zwischen Kitgum und Gulu immer wieder Fahrzeuge überfallen und Passagiere umbringen. Daher sei die Fahrt stets ein Risiko. Q32 berichtet, dass selbst Geschäfte im Zentrum von Kitgum von Rebellen und Banditen geplündert würden. Auch Q30 erwähnt, dass Kitgum nachts unsicher sei, da die Armee anders als in Gulu keinen Verteidigungsring aufgebaut habe und nur wenige Soldaten in Kitgum stationiert seien. Für die Rebellen sei es einfach, nachts in kleinen Gruppen ins Stadtzentrum vorzudringen:

For both rebels and bandits, it is easy to enter Kitgum and loot things or rob people. Sometimes, rebels mix with civilians in town and even go to the disco for pleasure. The rebels then wear civilian clothes, they behave normally and are friendly, so nobody knows they are rebels. Even if some people in the disco suspect others being rebels, they keep quiet for fear. Before daylight, the rebels sneak back into the bush. (Q30)

Er könne seine Verwandten in Acholiland derzeit nicht besuchen, weil die Reise von Kampala zu seiner Familie und der Aufenthalt in deren IDP-Camp zu gefährlich sei, erzählt Q14. Die Ankunft von Verwandten aus der Hauptstadt oder aus der Diaspora spreche sich schnell herum, weshalb die Gefahr gross sei, dass Kollaborateure, Diebe, Soldaten oder Rebellen von seinem Aufenthalt erfahren. Diese Leute wüssten genau, dass Acholi aus der Fremde bei Besuchen ihren verarmten Verwandten Geld mitbringen, weshalb sie sich absichtlich unter Zivilisten mischten und sich über Verwandtenbesuche oder anstehende Reisen informierten, um anschliessend Überfälle auf Fahrzeuge oder Camps zu planen. Soldaten würden oft mit Dieben zusammenarbeiten, ihnen Waffen ausleihen und dann die Beute aufteilen. Q14 glaubt, dass viele Überfälle in Acholiland nicht auf das Konto der LRA gehen, sondern dass Banditen und Soldaten die Situation ausnutzten, weil alle Überfälle automatisch der LRA angelastet und keine weiteren Untersuchungen angestellt würden:

When killings take place in which only a few people get killed, I think it could as well be ordi-

nary bandits or even the UPDF [Ugandan army] although in the official language it is always the LRA. The UPDF soldiers resort to such practises because they are hardly fed and have no proper clothes. (Q14)

Das Unvermögen der ugandischen Armee, in Acholiland für Sicherheit zu sorgen, habe bei den meisten Acholi-Familien Opfer gefordert, weiss Q26. Er selbst habe seine Frau und eine Tochter verloren:

I am also a victim of this war. My wife was blown to pieces in 1997 by a landmine. During the rainy season she was driving in a bus which hit a landmine. In 1987, while my wife and I were away, they [the rebels] came and took my daughter and raped her. She then took chloroquine and died when we were away. Here, every family is affected, everybody is traumatised. (Q26)

Soldaten würden in Acholiland Zivilisten belästigen und töten sowie deren Eigentum zerstören, ohne dafür bestraft zu werden, entrüstet sich Q15. In Acholiland existiere keine Gerechtigkeit, weil durch den Konflikt Verwirrung herrsche und die Acholi ihre Rechte nicht kennen würden. Die Acholi seien vor allem damit beschäftigt, zu überleben und setzten sich deshalb gegen Übergriffe der Armee nicht zur Wehr. Das Militär in Uganda sei noch nie auf der Seite der Zivilisten gestanden:

The history of the military in Uganda has always been bad, with lootings and so on. People have never trusted the military. The military has always been perceived as being against the population, not to help them. The way the military is behaving is not fair. People don't see the army as a means of protection. Their response [to rebel attacks] is very slow, so people have lost their trust. (Q15)

Die ugandische Regierung und die Armee würden immer mehr finanzielle Mittel fordern, um die LRA zu bekämpfen, kritisiert Q15. Stets werde versprochen, das Problem im Norden in Kürze zu lösen. Diese Versprechen habe die Armee jedoch nicht eingehalten. Die Armee habe die Situation im Norden nicht unter Kontrolle. Vor allem die ländlichen Gebiete und die IDP-Camps würden vom Präsidenten ignoriert, denn ihn interessiere das Leid der Acholi nicht:

I remember when the President was here in 1988 he said 'when you play karate you have to protect the private parts otherwise you are finished'. He is protecting the towns which means the towns are under control, but the people outside are suffering. There is no strong commitment from the government. (Q15)

Q19 erklärt, die Acholi seien der Gewalt sowohl von Rebellen als auch der Armee ausgesetzt, weil beide Konfliktparteien überzeugt seien, dass die lokale Bevölkerung jeweils mit der anderen Seite zusammenarbeite. Nach Überfällen der LRA beschiesse die Armee die Rebellen aus Helikoptern, wobei neben Rebellen meist auch entführte Zivilisten, welche von der LRA gezwungen wurden, gestohlene Güter zu transportieren, verletzt oder getötet würden. Q28 berichtet, Rebellen hätten sie im Sommer 2003 mit ihrem Ehemann entführt, als sie zusammen aus dem IDP-Camp geschlichen seien und in ihrer Siedlung nach Essbarem gesucht hätten. Auf einem Feld seien sie von Rebellen verschleppt und gezwungen worden, schwere Lasten durch den Busch zu tragen. Nach mehreren Tagen im Busch seien die Rebellen von Regierungssoldaten angegriffen worden, da sie sich durch eine Kochstelle verraten hatten. Sie

habe versucht, in den Busch zu flüchten, sei aber von Schüssen der ugandischen Armee verletzt worden. Eine Kugel habe ihren Oberarm durchschlagen, eine andere die Brust, und eine dritte sei im Oberkörper stecken geblieben. Ihr Mann sei bei dem Gefecht in eine andere Richtung weggerannt und im Kugelhagel umgekommen. Von seinem Tod habe sie aber erst später im Krankenhaus erfahren.

7.9 “The army is getting rich and they don’t want peace” – Bereicherung durch den Krieg

Immer wieder wurde die Ansicht geäußert, die ugandische Armee wolle den Krieg in Acholiland absichtlich nicht beenden, da er für die Militärs lukrativ sei. Aus diesem Grund würde die Regierung Initiativen für eine friedliche Lösung des Konfliktes nicht ernst nehmen und sie absichtlich scheitern lassen.

Q2 erklärt, eine Reihe von Personen profitierten vom Konflikt in Acholiland, vor allem hochrangige Armeemitglieder, die sich durch den Sold der *Ghost Soldiers* bereicherten, aber auch Acholi, die mit den Rebellen zusammenarbeiteten und durch den Verkauf von gestohlenen Gütern profitierten. Beide Gruppen wollten ihre Einnahmequelle nicht unterbinden und hätten daher kein Interesse am Ende des Konfliktes. Q20 glaubt ebenfalls, dass wirtschaftliche Interessen den Konflikt verlängern. Er ist überzeugt, dass der Regierung genügend Soldaten und Waffen zur Verfügung stehen, um die LRA erfolgreich zu bekämpfen. Die Armee wolle die LRA aber nicht besiegen, weil Militäroffiziere durch den Konflikt viel Geld verdienen. Q20 sieht seine Vermutung durch den *Ghost Soldiers*-Skandal bestätigt. Auch Q26 sieht den Grund für den anhaltenden Krieg vor allem in wirtschaftlichen Interessen seitens der Armee:

The government has spent millions of dollars in this war. This has become a very lucrative enterprise, it is a good business, but it is blood money. It is also good politically, because you can manipulate. The soldiers themselves are tired of war, but other people are making good war business. (Q26)

Laut Q6 dient der Konflikt nicht nur den wirtschaftlichen Interessen von Militärs, sondern auch der Regierung, welche den Krieg nutze, um Gelder zu unterschlagen. Q6 ist der Meinung, dass der ugandische Staat von der Armee kontrolliert wird und dass es sich bei der Regierung und der Armee um eine einzige Institution handle, da sich in Uganda jene an der Macht hielten, welche vom Militär unterstützt werden. Dies sei der Grund, weshalb ein grosser Teil des Staatsbudgets in die Armee fliesse und nicht für Bildung oder für das Gesundheitswesen ausgegeben werde. Ein Teil des hohen Armeebudgets, welches die Regierung mit dem Konflikt im Norden rechtfertige, verwende sie, um sich an der Macht zu halten. So liege es auf der Hand, dass weder die Regierung noch die Armee Interesse zeigten, den Konflikt zu beenden. Q6 erklärt, die Armee schiebe die Schuld für LRA-Angriffe auf IDP-Camps auf die verantwortlichen Militäroffiziere ab, tausche diese häufig aus und gewähre so vielen Offizieren die Möglichkeit, sich im Norden zu bereichern:

The army just change their officers but they do not solve the problem. For the army officers, this war is a business. After having served in the north, they build nice villas in Kololo [rich suburb in Kampala] despite their salary which is not very high. Why do they not want to end this war? When the war is finished, for all these officers the business will be finished, too. The war has helped them to become rich. They all have beautiful houses in Kampala. (Q6)

Mehr als die Hälfte des Staatsbudgets fliesse in die Armee, erwähnt Q18. Dieses Geld werde jedoch nicht dafür eingesetzt, um den Krieg militärisch zu beenden, sondern die Finanzen würden privat unterschlagen und in Restaurants und Unternehmen in Kampala investiert. Da der ugandische Staatshaushalt zur Hälfte aus dem Ausland finanziert werde, benutze Präsident Museveni letztlich Gelder der internationalen Gemeinschaft, um die Acholi zu unterdrücken. Q18 wirft der Regierung fehlenden Willen in der Bekämpfung der LRA vor. Die Regierung könnte die Rebellen erfolgreich bekämpfen und der Bevölkerung Sicherheit bieten, wenn sie wollte, ist er überzeugt. Die LRA habe sich über die Jahre behaupten können, weil die Armee dies zugelassen habe. Für Q18 verlor die ugandische Armee jede Glaubwürdigkeit, als sie im schwierigen Terrain in der Demokratischen Republik Kongo militärisch erfolgreich war:

The president is thinking there are a few rebels here but he can't finish them. In Congo, a whole army was finished off in the forests of Ituri [by the Ugandan army] which is a much more difficult terrain compared to northern Uganda. But the insurgency [in eastern Congo] is next to his [Museveni's] home in the west so it was high priority for him, not like the north in his own country where his army has been fighting for 17 years without success. (Q18)

Als Gründe für den anhaltenden Konflikt ortet auch Q1 neben militärischen Aspekten auch andere Faktoren, ohne aber aus Angst spezifischer zu werden: „Isn't it amazing that a band of children with no training can keep a full army busy for 17 years? There must be other hidden aspects which we don't know“ (Q1). Auch Q15 glaubt, dass Präsident Museveni die Menschen im Norden absichtlich vernachlässigt, denn falls die Regierung wirklich wollte, wäre der Krieg schon lange beendet. Q14 erkennt in der mangelnden Motivation der Soldaten einen weiteren Grund für das Andauern des Konfliktes und erklärt den fehlenden Kampfwillen der Soldaten unter anderem mit deren Angst vor Joseph Kony angeblich übermenschlichen Kräften, da es Kony gelungen sei, neben den eigenen Kämpfern auch Soldaten der Regierungsarmee von seiner spirituellen Kraft zu überzeugen. Soldaten, welche an Kony's Macht glauben, würden jeweils aus Angst flüchten, wenn Rebellen in der Nähe seien. Q10 sieht zwischen den offiziellen Aussagen des Präsidenten und den Aktionen der Armee eine grosse Diskrepanz:

The president is repeating the same thing again and again, to finish Kony soon. But the military people they get allowances, they want to get rich. The military are tired, they don't want to fight, so they say the Acholi kill themselves. The rebels are everywhere, they move everywhere because the army people don't want to fight, they don't want, they are there as if they are grazing cattle. You can bring reports to commanders and tell them where the rebels are but they will not fight, they even move in the opposite direction. Operation Iron Fist has failed, and many officers were butchered like cows. (Q10)

Die Regierung missbrauche den Konflikt, argumentiert Q26, um ein hohes Armeebudget zu

legitimieren und keine Rechenschaft über die Verwendung dieser finanziellen Mittel ablegen zu müssen. Unsicherheit und Instabilität würden von Politikern genährt, um die Bevölkerung von sensiblen Themen wie der Unterschlagung staatlicher Mittel abzulenken. Gewöhnliche Soldaten seien kriegsmüde, motivationslos und würden sich vor Joseph Kony fürchten, müssten aber weiterkämpfen, da deren Vorgesetzte sich durch den Krieg bereicherten. Die Aussagen hoher Offiziere, Joseph Kony töten zu wollen, würden einen Dialog verhindern, was ganz im Interesse der Militärs sei. Auch Q10 ist der Ansicht, dass die Regierung die LRA absichtlich provoziert und beleidigt, um Friedensverhandlungen zu erschweren:

The army's spokesman is using insulting words for Kony and always says that he is going to finish him, kill him. Such messages completely destroy a fruitful dialogue and a peaceful solution. There is this provocation: The army is undermining the process, even arming people here, promising but also telling lies. I read in the newspaper yesterday that a [LRA] commander was killed in Pajule. I asked whether there was there fighting – no there was no fighting in Pajule. After a few month you find that these [rebel] commanders are still alive. Moreover, they [army] are provoking the Acholi leaders, calling us thugs, thieves, rebels. (Q10)

Q10 betont, die Chiefs und religiösen Autoritäten der Acholi strebten den Dialog zwischen den Kriegsparteien an, um so zu einer friedlichen Lösung zu finden. Zu diesem Zweck hätten sie mehrere Treffen mit den Rebellen organisiert, etwa 1993, als sie Verhandlungen zwischen der LRA und der Regierung initiierten, woraus ein Waffenstillstand hervorgegangen sei und 180 Rebellen den Busch verlassen hätten:

Rebels always want to talk in Pajule. In 1993, they wanted us [the elders, traditional leaders] to talk. On 19 February 1994, we talked face-to-face to Kony. You need to talk to Kony himself, there is not much use of talking to his commanders. When you meet the rebels they are nice, they joke, they are smart. But there is a lot of mistrust between the government and the LRA. There is total mistrust. Unless trust building is done, there will be problems. But during the talks Museveni [troops] came and forced our meeting to break up. It was government tactics. The president is encouraging us to talk but at the same time he as a military leader is fighting, although the military solution has failed. (Q10)

Im Jahr 2003 sei erneut ein Treffen in Pajule geplant gewesen, erzählt Q10. Die Ministerin Betty Akech und andere Mitglieder des *Peace Teams* der Regierung hätten sich jedoch geweigert, wie vereinbart in Pajule zu übernachten. Am nächsten Tag hätten sie nicht zum Treffen mit der LRA erscheinen wollen. Als sie schliesslich doch noch Pajule erreichten, sei es bereits spät gewesen. Die Delegationsteilnehmer der Regierung hätten auf einer Armee-Eskorte bestanden, obwohl dies von der LRA ausdrücklich abgelehnt worden sei. Die LRA habe als Folge das Treffen abgesagt. Seit diesem Vorfall sei es sehr schwierig, mit den Rebellen in regelmässigen Kontakt zu treten, erklärt Q10, und viele Acholi sähen hinter dem gescheiterten Treffen eine willentliche Regierungstaktik. Auch Q26 wirft der Armee und Museveni vor, widersprüchliche Signale zu senden: Einerseits würden Friedensverhandlungen mit dem LRA-Anführer begrüsst, andererseits werde auf die militärische Karte gesetzt und Joseph Kony gedroht, ihn so rasch als möglich zu töten. Die fehlende Aufrichtigkeit der Regierung und ihre kriegserische Rhetorik würde bei der LRA Misstrauen wecken, worunter schliesslich

die Acholi zu leiden hätten:

In 1994, the President was here and suddenly announced a seven-day ultimatum and said: 'I give the rebels seven days, if they don't come out, I will flush them out'. Then the rebels started the killings and moved to southern Sudan. Sudan was paying back Uganda's support for the SPLA. That's when they started abducting children. In 2003 the Acholi religious leaders were contacted again by the rebels. They asked us to be the role of a bridge. So we went to see them in the bush over 20 times. The president then appointed a presidential peace team and the LRA declared a cease-fire, but it was not honoured by the army. But still in March 2003 the LRA wanted to meet the presidential peace team at Kojo Lalogi in Pader district. At the same time the army attacked that area. So the rebels accused the Acholi religious leaders of setting up a trap in favour of the government. This caused a lot of fear and mistrust. There are contradictory statements: the president says we are ready to talk to Kony while the army say they will kill Kony. This only encourages the LRA killings. There is this saying: When two elephants are fighting they are trampling the grass. (Q26)

Q26 wirft auch manchen Acholi vor, für das Scheitern der Friedensverhandlungen von 1994 mitverantwortlich zu sein:

I went with Betty Bigombe [an Acholi], then Minister for Pacification, to the bush to meet Kony. He was showing us the gun and said: 'I have fought for many years and have not been able to defeat the government. And the government has not been able to defeat me, neither. So we both want peace'. But some brothers of Betty Bigombe didn't like her meeting Kony. They said 'you play a big role here but you must not come home and be the leader'. The brothers complained that she was not following the Acholi tradition whereas a married women can be a leader where she is living but not at home anymore where her brothers should take that role. So they said 'we should lead'. And then there was a gender problem. They said 'Betty cannot bring home the elephant's head', which means she cannot succeed because she is a woman. (Q26)

Q18 argumentiert, es würden keine ernsthaften Friedensgespräche zustande kommen, weil die Regierung nicht an Verhandlungen interessiert sei. Wenn die Regierung wollte, wäre Frieden bereits Realität, da die meisten Kämpfer der LRA Kinder seien. Die religiösen Führer in Acholiland versuchten den Dialog aufrecht zu erhalten, aber es sei riskant, mit den Rebellen in Kontakt zu stehen. Sie seien verpflichtet, Treffen mit den Rebellen bei der Armee anzu-melden, damit das Militär ihnen nicht Kollaboration vorwerfen könne. Während den Treffen würde das Militär jedoch oft angreifen und die Rebellen und die religiösen Führer beschies-sen. Dies sei eine gefährliche und völlig kontraproduktive Taktik. Personen, welche sich für eine friedliche Lösung einsetzten, würden riskant leben:

I was ambushed a few days ago by soldiers. After I had left the town centre, these armed men attacked me. I didn't know them, but they were not rebels, they were army people who wanted to get rid of me. They shot at me and destroyed my car. They knew I was coming. They knew it was the church's car. I believe that the policy is to go on with this war because some people gain from it. (Q18)

7.10 “We are second-class citizens” – Diskriminierung der Acholi

Im Norden Ugandas ist laut Q18 die Ansicht verbreitet, dass sich die Regierung und die Bevölkerung im Rest des Landes weder für den Konflikt, noch für das Schicksal der Acholi interessierten und den Norden nicht als Teil Ugandas betrachteten:

Eventually people say that this [IDP camps] is the normal way of life which is a terrible thing because it is not our normal way of life. Uganda is 25 million people not only ten million in the south. I believe that the Kampala government does not think of us as being part of Uganda. Uganda's propaganda has been well done. But people should come here and see that HIV is not a success story. It is just a conspiracy, it is not true that Uganda is a success story in HIV. Here, in some areas 50 percent of the people tested in hospitals are HIV positive. Many of us think that the north is not part of the country but it is kept as a colony of the Southerners. Taxes have not been paid here for 20 years because we have no money and we are fed by the WFP. This part of the country is not contributing to the country but also the funds are not shared with us. The infrastructure here is bad and the government hardly tries to develop the north. We are considered second-class citizens of this country. (Q18)

Q18 erklärt, die Diskriminierung der Acholi zeige sich auch deutlich in der Verteilung der politischen Ämter und in der Bereicherung von Beamten:

In the cabinet of the president, there is not a single Acholi. Politics here are a family affair. Most senior members of the army and the cabinet are relatives of either himself [the president] or his wife. Not even most of the RDCs [Resident District Commissioners, local administrators] here are Acholi. The RDC is chosen by the president and is an instrument of the president. They are the watchdogs of the government. The LCs [Local Councils] are elected people, political leaders of the grassroots, they represent the people, but the RDC remains supreme. The British chose people who were not popular, and it is the same now because you should talk on behalf of the government and follow the aims of the government, not of the people. So even an Acholi RDC is not popular here although he is a son of this place. Last week he was almost killed in an ambush. People actually wished he was killed. The big buildings here belong to people of government cadres, paid out of public funds which they use for private enterprises. (Q18)

Die Acholi fühlten sich von der Regierung nicht nur vernachlässigt, erzählt Q18, sondern fürchteten, die Regierung werde ihnen das Land wegnehmen. Im Jahr 2003 hätten mehrere Minister sowie Salim Saleh, ein Bruder von Präsident Museveni, einen Plan für Acholiland entwickelt. Darin werde beabsichtigt, die Acholi in den IDP-Camps zu belassen, noch mehr IDP-Camps zu schaffen und diese in von einem Gürtel Agrarland umgebene produktive Einheiten umzuwandeln. Ein hoher Zaun solle Schutz für die völlig überwachten Einheiten bieten. Die Minister wollten dazu laut Q18 den Boden in Acholiland enteignen und die Vertriebenen Gemüse und Getreide anbauen lassen, welche vom Staat vermarktet würden. Acholi seien in das Projekt einbezogen worden, doch sie würden es ablehnen, da die meisten Acholi überzeugt seien, dass sie im Rahmen dieses Projektes als Sklaven missbraucht und ihr Land verlieren würden. Q18 vergleicht die Produktions-Einheiten des Plans gar mit den Konzentrationslagern in Nazi-Deutschland. Auch Q15 verweist auf die Spaltung des Landes zwischen

Nord und Süd und kritisiert, dass die ugandische Regierung den Konflikt in der Öffentlichkeit immer wieder als Acholi-Problem und nicht als ugandisches Problem darstelle:

For years, the conflict was considered in the south as an Acholi problem. 'Let them kill themselves', they would say. When Kony [rebels] went to Teso, it suddenly was no longer an Acholi affair but a national issue. The north-south divide is a stigma and an opportunism: It is about favouring one sector of the population. In the cabinet and the public sector, there is almost no Northerner. The alienation between north and south has grown. I think they [the Southerners] are revenging. People in Uganda are divided along ethnic lines. We do not have a national Ugandan feeling, and there is no strong civil society. (Q15)

Das Verhältnis zwischen dem Norden und dem Süden Ugandas sei von Misstrauen geprägt, erklärt Q2, da die Menschen im Süden reicher seien und bevorzugt würden:

The important jobs in the government and in the administration they all go to people from the south but not to the people of the north. There is this clear discrimination. Many people here believe that the powerful people in the south want to keep us underdeveloped and poor in order to let the Southerners eat it all. There is this deep north-south divide in Uganda. People from the south think that people of the north are barbaric, primitive, of bad quality. We think the Southerners are dishonest, we are cautious when dealing with them because they provide all the intellectuals. The consequence of this is that people who might have helped to get rid of the conflict had a heavy foot. Some people gave wrong advice in order to keep this side [the north] low and the other side [the south] rising. Take the UPDF [Ugandan army]: With the ghost soldiers and all that, the money goes through the north back to the south. (Q2)

Q24 verurteilt das fehlende Interesse in Uganda und im Ausland am Konflikt in Acholiland. Selbst die ugandischen Medien würden kaum über das Schicksal der Acholi berichten. Über zwei Tote bei einem Verkehrsunfall in Kampala werde in der Presse berichtet, wenn aber Acholi sterben, käme dies nicht in die Zeitungen. Problematisch ist für die Acholi laut Q19, dass die LRA vor allem die Zivilbevölkerung und nicht die Armee angreife. Dies habe dazu geführt, dass viele Ugander, aber auch die Regierung den Konflikt lange als Problem der Acholi betrachtet und sich daher nicht für ein Ende bemüht hätten. Auch Q10 erklärt, in Uganda sei die Ansicht verbreitet, der Konflikt im Norden sei ein Problem der Acholi. Die Ugander im Süden würden sich denken, die Acholi sollten sich doch gegenseitig umbringen, wenn sie dies wollten. Q10 vermutet, es sei der Regierung egal, wenn Acholi-Rebellen Acholi-Zivilisten töten. Die Diskriminierung der Acholi durch die Regierung sieht Q10 immer wieder bestätigt, etwa in der Bevorzugung der traditionellen Autoritäten im Süden und Westen des Landes:

In 1995 the constitution was changed and people were allowed to chose their traditional leaders. During Obote kingdoms like Buganda and Toro were abolished. Museveni brought the kingdoms back. However, the government helped the kingdoms of Buganda and Toro, giving them land and allowing them to collect taxes, even buying them Pajeros [big off-road cars], but not here. Here we even don't have money for transport. As traditional leaders in Acholi[land], we get nothing. (Q10)

Bei den letzten Präsidentschaftswahlen hätten die Acholi durch die starke Unterstützung des

Gegenkandidaten deutlich gezeigt, dass sie sich von der Regierung Musevenis vernachlässigt fühlten, meint Q14. Viele Acholi machten den Präsidenten für ihre verzweifelte Lage verantwortlich. Q14 erzählt, dass Yoweri Museveni im Vorfeld der letzten Präsidentschaftswahlen versucht habe, die Unterstützung der Acholi zu gewinnen. Auf seiner Wahlkampftournee sei er auch in den Norden gereist und habe in der Öffentlichkeit eine Rede gehalten. Die Acholi seien zur Wahlveranstaltung geströmt, was von Museveni fälschlicherweise als Unterstützung interpretiert worden sei. Doch Q14 und andere Acholi wüssten, dass die Acholi die Wahlveranstaltung lediglich deshalb besucht hätten, um den Mann zu sehen, den sie für ihre Misere verantwortlich machen. Seit Yoweri Museveni an der Macht sei, hätten viele Personen aus dem Norden ihre Arbeit bei der Polizei, bei der Armee und in der Verwaltung verloren, erzählt Q14. Acholi seien aus dem Staatsapparat entfernt worden, weshalb viele Acholi glaubten, dass es sich beim Krieg um einen Konflikt des Südens gegen den Norden handle. Vielen Acholi falle es zudem schwer, in Kampala Arbeitsplätze zu finden. Er sei jedoch nicht sicher, ob Acholi dabei absichtlich diskriminiert werden oder ob es ihnen an den richtigen Beziehungen in Kampala fehle, um an gute Arbeitsplätze heranzukommen. Q26 klagt nicht nur über die ugandische Regierung, welche die Probleme in Acholiland nicht erkenne, sondern bezeichnet auch das Verhalten der internationalen Gemeinschaft als unmoralisch, weil sich diese nicht aktiv für die Beendigung des Konfliktes einsetze:

The international community has committed a crime against the people from northern Uganda through the conspiracy of silence. We are all human beings. Why is the international community turning a blind eye to our plight, why? (26)

7.11 “The government incites and helps other tribes” – ethnische Spannungen

Zwischen Mitte des Jahres 2003 und Frühjahr 2004 operierte die LRA nicht nur in Acholiland, sondern mordete und plünderte auch in Gebieten der Langi und Iteso. Die dadurch entstandenen Spannungen zwischen Acholi und Langi bzw. Iteso wurden von mehreren Informanten thematisiert.

Q22 ist der Meinung, Präsident Museveni und einige seiner Anhänger würden den Konflikt im Norden unter anderem dazu nutzen, um die Langi und Iteso gegen die Acholi aufzuhetzen, indem sie kollektiv die Acholi für die Übergriffe der LRA gegen die Langi und Iteso verantwortlich machten. Die Armee unterstütze lediglich die *Arrow Boys* in Teso, während Milizen der Acholi, welche anfangs der 1990er-Jahre gegründet wurden, um die Acholi vor der LRA zu beschützen, nie bewaffnet worden seien:

The Arrow Groups in Acholiland were not really supported by the government out of fear that the Acholi could turn the guns against the government. That’s why the Arrow Groups [in Acholiland] did not get guns, but had to defend themselves with arrows and bows and spears. With these simple weapons, they had no chance, and so many were killed. But today, the government

supports the Arrow Groups in Teso and Lango with guns, and many Acholi start asking 'why do they do this' and they perceive this as an ethnic thing. There is no confidence in the army in Acholiland. (Q22)

Auch Q22 erzählt, dass Anhänger von Museveni in Lango und Teso die Bevölkerung gegen die Acholi aufbringen würden, indem sie die LRA und die Acholi gleichsetzten und erklärten, die Acholi würden sie überfallen und töten. Inzwischen würden immer mehr Langi und Iteso Acholi angreifen. Q22 fürchtet sich vor einer Zuspitzung der Situation:

There is a feeding militaristic culture in the [IDP] camps because of the rotten morality. If the government plays the ethnic card, this could be terrible and could lead to ethnic killings. The whole thing is about north-south divide. We Ugandas like challenges and diversities but this [conflict] has turned negative now. The LRA see this and laugh: 'You see the government is against the Acholi because they are giving arms to the Iteso and Langi'. If the LRA was really popular in Acholiland, the Acholi would join them willingly. Instead, they [LRA] need to abduct children. The danger is: If more Acholi are killed in Lango and Teso, then really Acholi could join the LRA but I don't believe it will come to that. (Q22)

Q18 spricht ebenfalls die wachsenden ethnischen Spannungen an und erklärt, dass Politiker am Radio und bei anderen Gelegenheiten in der Öffentlichkeit verlauten liessen, alle Acholi in Teso und Lango seien Rebellen und müssten deshalb verfolgt werden:

The daughter and the son of my uncle were killed in Lira [Lango area] in November. My sister was killed as well, she was married to a Langi but he was the one who arranged the killings. Top leaders of the government like Mike Mukula, a minister, mobilised their people. They were talking on radio, they incited people to kill the Acholi, and in times of emotion, people tend to believe. It is a political arrangement to raise ethnic tensions. The government clearly incites and helps other tribes. (Q18)

Q18 glaubt, Ugander hätten grundsätzlich keine Probleme miteinander, aber Präsident Museveni schaffe diese Spannungen absichtlich. Die Regierung verfolge damit das Ziel, eine zusätzliche Legitimation für die anhaltende militärische Präsenz im Norden aufzubauen. In der regierungsnahen Zeitung *New Vision* würden regelmässig Rückblicke auf die Zeit unter Milton Obote und Idi Amin veröffentlicht. Q18 interpretiert, diese Artikel hätten zum Ziel, die Bevölkerung im Süden des Landes daran zu erinnern, wie schlecht es ihnen erging, als Präsidenten aus dem Norden an der Macht waren. Auch Q26 argumentiert, dass die Regierung die Spannungen zwischen den Acholi und den Langi anheize. Q26 befürchtet, dass diese Spannungen durch die Rekrutierung von ethnischen Milizen in einen ethnischen Konflikt eskalieren könnten:

They [Langi, Iteso] see Kony as an Acholi. To them Kony is Acholi and Acholi is Kony. The government's policy is to divide and rule, just like it used to be under the British. The Arrow Group [in Teso] is an ethnic army. Our fear is that what happened in Rwanda may repeat here because these people [militias] are not well trained. You cannot have a national army and a tribal army. The government is trying to incite ethnic sentiments to the people. If then they kill each other, the government and the UPDF [army] can wash their hands and say that they have no responsibility. A tribal army is not responsible to anybody. (Q26)

Die Regierung habe die Langi und die Iteso gegen die Acholi aufgehetzt, um den Norden zu schwächen, ist auch Q14 überzeugt. Als Folge dieser Hetzkampagnen seien Acholi in den Distrikten Lira und Soroti umgebracht worden, etwa Händler aus Kitgum. Seither würden sich Acholi-Händler nicht mehr in Lira mit Gütern versorgen, sondern in Gulu und in Kampala, weshalb viele Händler in Lira grosse Umsatzeinbussen hätten. Die Lage sei nun aber unter Kontrolle:

The politicians in the north have informed the people to calm down and not to fight each other. The people in the north seem to realise that it was the government's interest of inciting ethnic tensions in order to weaken the whole north. The situation is becoming better now because local politicians reacted in a responsible manner. (Q14)

Bereits vor den Angriffen der LRA auf die Langi hätten ethnische Spannungen zwischen den Acholi und den Langi existiert, berichtet Q15. Die Beziehung zwischen den Acholi und den Iteso hingegen sei jedoch erst seit den Angriffen der LRA in Teso angespannt. Acholi würden nun in Lango und Teso durch einen aufgebrachten Mob belästigt und teilweise angegriffen. Der Konflikt wirke sich auch auf die Identität der Acholi aus: Viele hätten zunehmend Angst, sich als Acholi erkennen zu geben, weil im Süden ihnen gegenüber viele Vorurteile bestünden und weil viele Ugander mit den Acholi die LRA verbinden würden. Auch Q15 befürchtet einen ethnischen Konflikt, da die Regierung ethnische Milizen einsetze:

In Teso, a political leader said: 'Get an Acholi above 18 years and kill him because he is an LRA rebel'. When politicians issue such statements, people believe them, which is very dangerous. If the LRA continue their killings in Teso, there will be a high possibility of ethnic killings in Teso and Lango. The thing will escalate into tribal clashes. The government has given guns to people in Teso and Lango but it cannot control these militias. There has always been the feeling of segregation, and this is the biggest problem we have in Uganda. Last month on November 15, they [the Langi] killed two Acholi in Lira [Lango]. They said they were LRA rebels. The mob grabbed them from the police after a rumor. One victim who used to live in Lira for many years was visited by his brother who was suspected of being an LRA spy, so they killed them both. Rumors play a big role here and emotions are running high. The government is also playing its role even if it is denying it. There are rumors that even attacks on vehicles are carried out by militias. The militias were recruited out of strong feelings against the Acholi. If the government wants to recruit people they should do it publicly in a national army but not in tribal militias based on tribal sentiments. (Q15)

Q33 erklärt, Spannungen zwischen den Langi und den Acholi bestünden seit dem Sturz von Milton Obote durch die Okellos. Seither hätten die Langi das Gefühl, die Acholi hätten sie von der Macht vertrieben. Ältere Langi würden den Jungen erzählen, dass die Acholi ihren Präsidenten stürzten und würden dadurch die Ressentiments gegen die Acholi aufrecht erhalten:

The Langi don't like us because of historical things with Obote who was overthrown by Tito [Okello]. The Langi are angry because they think that we suppressed them and did not develop their homeland. That was long ago but the elders keep on telling this to the young ones. In Acholi[land] we have elders who tell us not to do bad things, they sensitise us. The Langi don't

have cultural leaders. Initially they used to have them, but now they have their politicians, their MPs [members of parliament]. The Acholi are organised, they have cultural and religious leaders who are above the politicians. (Q33)

Q34 hat einen mittlerweile verheilten, tiefen Spalt im Schädel sowie ein amputiertes Bein. Er bezeichnet sich als Opfer der ethnischen Spannungen zwischen den Iteso und den Acholi. Bis zu seiner Entführung durch die LRA habe er als Lehrer in einem Dorf im Distrikt Kitgum gearbeitet. Im Mai 2003 sei die Schule von Rebellen angegriffen worden; dabei sei er von den Rebellen entführt worden:

The rebels attacked the school in the village in Kitgum district where I was working. A total of three teachers were captured while two teachers were were killed. They captured me from there and forced me to walk to Soroti which took almost two weeks. We were badly treated and they gave us heavy loads. We walked every day. They said 'if you are tired we kill you'. We went through Lira, Katakwi and Soroti when I decided to escape in Soroti. I escaped alone during the night when they were sleeping. Then I was looking for the village chief because I didn't know exactly where I was. He asked me where I came from and I told him I had just escaped the rebels and instead of helping me they suddenly started beating me. Then they said we [Acholi] are these people destroying their [the Itesos'] property and abducting their children. So I sustained injuries. I was beaten on the head. I was beaten terribly. I fell unconscious so they took me to the police. When the police came they also said 'we are suspecting him to be a rebel'. Then the police took me to Soroti hospital. From there I was transferred to Kampala where my leg had to be amputated. To reduce the expenses they brought me to Gulu. In January I want to go back to my village in Kitgum if possible. I have my family in Kitgum, I want to work again. (Q34)

7.12 **“The government makes us bad people” – Nord-Süd-Zuschreibungen**

Q22 wirft Präsident Museveni vor, er verbreite im Süden schlechte Stimmung gegen den Norden, weshalb Ugander im Süden ein negatives Bild von den Acholi hätten. Q22 ist überzeugt, die Bevölkerung im Süden Ugandas hätte Vorurteile gegenüber den Acholi; sie würde glauben, dass die Acholi die LRA unterstützen, weshalb Ugander aus dem Süden kein Mitleid mit den Acholi hätten:

Statements like 'Acholi people support the LRA' are widely made but this is a very negative statement which victimises innocent people. The whole tribe is being labelled as arrogant, killers and murderers. This stigma has been there since independence, but now it has turned into negative tribalism. People in the south say 'when you cross Karuma bridge⁸¹ you are in a different country', and so judge the people in the north about the south. The government is carrying out an intense propaganda against the north, and the rebels are playing around that. (Q22)

Vorurteile würden auch auf Seiten der Acholi bestehen, berichtet Q22. Die meisten Acholi hätten eine negative Meinung über Präsident Museveni und generell gegenüber Ugandern aus

⁸¹ Die Karuma-Brücke führt über den Nil, der als Trennlinie zwischen Nord und Süd betrachtet wird.

dem Süden, weil sie überzeugt seien, dass die Regierung verantwortlich für ihr Leid sei. Viele Acholi würden daher alle Handlungen und Pläne der Regierung aus dem Süden äusserst misstrauisch beurteilen und oft als Versuch werten, ihnen zu schaden. Q22 nennt als Beispiel den Ausbau eines Krankenhauses in Gulu. Statt sich über die besseren Behandlungsmöglichkeiten zu freuen, hätten viele Acholi den Bau misstrauisch hinterfragt. Viele Acholi würden den Konflikt weniger als Übergriff der LRA gegen die Acholi, sondern vielmehr als Krieg der Regierung und der Armee gegen die Acholi betrachten, erklärt Q22. Teilweise würden diese Überzeugungen der Realität entsprechen, manchmal handle es sich dabei aber um Vorurteile:

Living in the camps is really destroying our life. Now people think it is a deliberate thing [by the government] to destroy their culture. Everything goes back to the propaganda about north-south. Some of it is perceived, some of it is real. People find these facts everywhere. This perception is destroying confidence. You start questioning everything. (Q22)

Q15 ist überzeugt, dass der Konflikt im Norden Ugandas eng mit der Geschichte des Landes in Zusammenhang steht. Uganda habe kein starkes Fundament, da Nationalismus kaum vorhanden sei. Vielmehr dominierten Tribalismus und Regionalismus, was auch die Spannungen zwischen dem Norden und dem Süden erkläre. Wenn eine bestimmte ethnische Gruppe oder eine bestimmte Region in der Regierung dominiere, würden die Menschen aus jener Region den Präsidenten als ihren Präsidenten betrachten. Als die Regierung von Yoweri Museveni an die Macht kam, habe sie Ängste und Rachegefühle gegenüber der Bevölkerung im Norden geschürt und ethnischen Gruppen im Süden Ugandas erklärt, dass der Norden den Süden nicht akzeptiere und dass die Menschen aus dem Norden jene aus dem Süden umbringen wollten:

The history of Uganda means that the foundation of Uganda has no strong national feelings but there has always been a divide between north and south. For some people the government in Kampala is not their government. Northerners never accepted this government. Many atrocities have been committed due to this, and the current government has exploited these feelings. They say 'these people used to kill you', so it became an ethnic or tribal conflict instead of a national conflict. (Q15)

Die Menschen im Norden werden laut Q15 nicht nur von Politikern aus dem Süden und Westen abgelehnt, sondern auch von gewöhnlichen Ugandern in diesen Gebieten. Die Ablehnung sei latent zu spüren:

In the south there is not much openly shown resentment against Acholi. The feeling is there. It is not open but latent but it is always there. The Southerners say Acholi are killers, are aggressive people. They call us banyanyas which means people who live on mountains and in forests. They say Acholi are gorillas, not human beings. Even some government ministers made useless statements like saying that Acholi are not human beings. The government makes us bad people. Giving names to a particular group is always a problem and Northerners think badly about the Southerners, as well. In 1986, when Museveni came to power, Banyankole [Museveni's ethnic group from the west] were killed [in the north], and in Kampala Acholi were burned with tires around their necks just because they were Acholi. My wife was kept in prison with others just because they were Acholi. Until we start thinking as a national unity, we won't go far. We need a leader who goes beyond, who unites people but we lack those leaders. (Q15)

Q26 erwähnt, dass in Uganda negative Stereotype in den Köpfen der Menschen vorhanden seien. Ugander aus dem Süden würden jene aus dem Norden mit Milton Obote, Idi Amin und den Okellos in Verbindung bringen und die Bevölkerung im Norden für die Konflikte und Gewalt in der Vergangenheit verantwortlich machen. Viele Baganda könnten nicht vergessen, dass Milton Obote ihren König stürzte. Vorurteile würden von Politikern aus eigennützigen Gründen absichtlich verbreitet und gefördert:

The locals [from the north] do not cross Karuma bridge and Southerners also don't. Whatever Amin and Obote did it was 'the Northerners' in general. Politicians are saying: 'Look, all bad leaders came from the north, so Northerners are bad'. We will never accept that people say that every Northerner is an Amin. Blame and stereotyping come from politicians who want to divide this country. The politicians in the south who receive the cake [foreign aid] from the US and Europe don't want to share the cake, so they create these things. The government is deliberately creating an elite and the poor kneel down and feel as being nothing. The biggest problem in Uganda is poor leadership. The international community is supporting the elite. But the west should support principles, not people. (Q26)

Die Spannungen zwischen Norden und Süden würden durch die bessere Situation der Ugander im Westen und im Süden zusätzlich geschürt, meint Q13. Viele Menschen im Norden fühlten sich vom Süden hintergangen und seien überzeugt, dass man den Konflikt im Norden und ihre Probleme vergessen habe. Q13 führt den Graben zwischen Norden und Süden aber auch darauf zurück, dass sich Menschen kaum kennen würden, was Vorurteile zur Folge habe:

Even those Ugandans who have money to travel, they travel to Europe or the USA but not within their own country. Every Ugandan, no matter his social background or education, has prejudices which can only be corrected if he travels around the country. One thing people in the south believe is that we Acholi are born warriors. Then they are surprised to see how Gulu has new roads, shops and so on. Ugandan's concept of neighbours is so narrow: People think that their mother's food is the best because they have not tasted any other food. That is a very big problem in Uganda. We don't trust an Acholi, a Banyankole and so on. An Acholi says a Westerner can never face a bullet. The problem is that we don't look at ourselves as a nation. (Q13)

Q14 argumentiert, im Krieg gegen die Okellos habe Yoweri Museveni die Unterschiede zwischen Norden und Süden politisiert und habe erklärt, dass der Norden am Konflikt und allen Problemen schuld sei. Museveni beziehe in seinen Reden klar gegen den Norden Stellung; er schaffe diese Probleme und Spannungen, weil die Bevölkerung aus dem Norden gegen ihn rebelliere. Deshalb kämpfe nicht der Süden, sondern lediglich die Regierung und die Armee gegen den Norden. Die Art und Weise, wie der Präsident über die Menschen im Norden und über die LRA spreche, treibe den Krieg weiter an und habe zur Folge, dass die Acholi Präsident Museveni immer mehr ablehnten.

8 Analyse und Schlussdiskussion⁸²

Die Zahl der bewaffneten Konflikte hat seit dem Zweiten Weltkrieg stetig zugenommen, und das Ende des Kalten Krieges bot diesem Trend keinen Einhalt. In zwei Dritteln aller zeitgenössischen Konflikte spielt gemäss Scherrer (1999: 52) der ethnische Faktor eine dominante oder einflussreiche Komponente, und die meisten Opfer heutiger Kriege sind nicht bewaffnete Kämpfer, sondern Zivilisten. Der Völkermord in Ruanda 1994 fokussierte die Aufmerksamkeit der Weltöffentlichkeit auf den chaotisch erscheinenden Komplex aus Konflikt und Ethnizität. Die Zunahme der als ethnisch oder religiös bezeichneten Konflikte vom Balkan über Afrika bis zu den indonesischen Molukkeninseln hat das Bewusstsein der Weltöffentlichkeit für derartige Konflikte geschärft, was jedoch nicht bedeutet, dass die mediale Verarbeitung zu einem tieferen Verständnis über deren Ursachen geführt hat. Labels wie „ethnischer Konflikt“ oder „Stammeskämpfe“ werden vor allem dann verteilt, wenn Konflikte aus der Ferne betrachtet chaotisch und irrational erscheinen und nicht in die Schemata unserer Wahrnehmung passen:

Sie [die Medien] ersparten sich mit diesem einfachen Erklärungsmuster, das immer mit Primitivität, Barbarei oder Animalität assoziiert wird, die Mühe, etwas genauer in den historischen Rückspiegel [...] zu schauen [...]. Wo immer in Afrika Konflikte aufbrechen, gibt es Versuche, sie als ‚alte Stammesgegensätze‘ oder als ‚ethnisch bedingte Konflikte‘ zu deuten. Diese vordergründigen Erklärungsversuche verwechseln Ursache und Wirkung und entwerten Ethnizität zur Allerweltsformel, die nichts mehr erklärt. (Nuscheler 1996: 296)

Es wäre vermessen zu glauben, ein mehrwöchiger Aufenthalt im Norden Ugandas fördere ein allumfassendes Bild über einen bewaffneten Konflikt zu Tage, der seit fast zwei Jahrzehnten existiert. Vielmehr war unsere Absicht, mit einer offenen Fragestellung Aspekte des Lebens in Acholiland einzufangen, welche für die Betroffenen von grosser Bedeutung sind. Bei unseren Gesprächen zeichnete sich deutlich ein bestimmtes Argumentationsmuster ab: Nicht die Rebellen der LRA, sondern in erster Linie die ugandische Regierung und die Armee werden für die prekäre Situation der Zivilbevölkerung verantwortlich gemacht. Diese Homogenität im Diskurs über Ängste und Bedrohungen war auffallend. Die Acholi befürchten, dass die Weitergabe ihrer Geschichte, Werte, Traditionen und ihres Wissens an die jüngere Generation durch den von der Armee erzwungenen Verbleib in IDP-Camps verhindert und damit ihre kollektive Identität geschwächt wird. Das Fehlen des allabendlichen Zusammensitzens an der Feuerstelle, welches immer wieder erwähnt wurde, versinnbildlicht diese tiefe Angst vor dem Verlust bedeutender kultureller Elemente. Hinzu kommt das verbreitete Misstrauen durch die Angst vor Kollaborateuren in den eigenen Reihen, welches einer solidarischen Stärkung der Acholi-Identität durch die gemeinsame Erfahrung des Leidens im Weg steht. Kasozi erwähnt das Phänomen des Zerfalls sozialer Werte bereits unter den Präsidenten Idi Amin und Milton

⁸² September 2004

Obote: „Violence, dishonesty, corruption, and moral degeneration permeated the whole social system“ (Kasozi 1994: 193).

Die beiden einschneidendsten kollektiven Negativerfahrungen der Acholi seit der Machtübernahme Yoweri Musevenis waren anfänglich der Verlust der Rinder in den 1980er-Jahren und später der gänzliche Entzug ihrer wirtschaftlichen Grundlage durch das Leben in IDP-Camps. Mit der heutigen fast völligen Abhängigkeit von Nahrungsmittelhilfe geht eine Erosion des Selbstwertgefühls einher. Durch die immer wiederkehrenden Beteuerungen von Armee und Regierung, der Konflikt sei in Kürze beendet und die Campbewohner könnten bald in ihre Dörfer zurückkehren, leben die meisten Acholi im Dauerprovisorium der IDP-Camps. Ein Vertreter der Vereinten Nationen urteilte im September 2003 über die Situation in Acholiland: „The conflict in Northern Uganda is the biggest forgotten, neglected humanitarian emergency in the world today“ (zitiert nach Reliefweb 2003b). Die heutige Existenzangst der Acholi geht über den zeitlichen Horizont des Krieges hinaus; sie befürchten, dass ihre Kinder nicht mehr fähig sein werden, in die Dörfer zurückzukehren und dort als Bauern selbständig zu leben.

Die Acholi interpretieren die IDP-Camps als Versuch der Regierung, sie wirtschaftlich, kulturell, gesellschaftlich, physisch und spirituell zu zerstören. In allen Lebenslagen sehen sie ihre Vermutung bestätigt, dass die Regierung ihnen willentlich schade. Die zunehmende Verarmung grosser Teile der Acholi-Gesellschaft kontrastiert mit der Bereicherung von Armeegehörigen. Viele Acholi sind deshalb überzeugt, dass der Krieg von der Armee zu ihren Lasten aus eigennützigen Motiven verlängert werde. Dies hat zur Folge, dass die Acholi gegenüber allen Handlungen der Regierung äusserst misstrauisch eingestellt sind. Bei vielen Gesprächen war Enttäuschung und Resignation darüber zu spüren, dass es der Regierung immer mehr gelinge, die Acholi-Gesellschaft von Grund auf und langfristig zu zerstören.

Vom Rest der Welt fühlen sich die Acholi vergessen. Sie glauben, ihr Elend stosse national und international auf Desinteresse, und andere ethnische Gruppen in Uganda zeigten kein Mitleid, sondern Schadenfreude und Rachegefühle. In den IDP-Camps fühlen sich viele Acholi ihrer Entscheidungsautonomie beraubt und glauben, von der Partizipation am ugandischen Staat ausgeschlossen und der Regierung ausgeliefert zu sein, da grundsätzliche Entscheidungen, etwa über Nahrungsmittelhilfe oder Umsiedlungen, von der Regierung in Kampala getroffen werden; dass die Konvois des *World Food Programmes* von Soldaten begleitet werden, bestärkt ihren Eindruck. Da Nahrungsmittelhilfe nur in den von der Regierung als offiziell bezeichneten IDP-Camps verteilt wird, fürchten die intern Vertriebenen, dass seitens der LRA der Eindruck entsteht, sie würden mit der Regierung zusammenarbeiten und deren militärische Strategie unterstützen. Mehrfach warnten LRA-Rebellen bei Überfällen auf IDP-Camps in hinterlassenen schriftlichen Mitteilungen, dass Campbewohner als Verräter und Kollaborateure der Regierung betrachtet und entsprechend grausam bestraft würden; Campbewohner werden in diesen Mitteilungen aufgefordert, in ihre Dörfer zurückzukehren. Die

wenigen Zivilisten im ländlichen Acholiland, welche noch nicht in IDP-Camps leben, sehen sich vor die Entscheidung gestellt, in ihren Dörfern zu bleiben und dort das Risiko einzugehen, von Regierungstruppen als Rebellenkollaborateure oder gar als Rebellen verdächtigt zu werden oder in IDP-Camps umzusiedeln und sich dort in den Augen der Rebellen auf die Seite der Regierung schlagen. Die meisten Acholi unterstützen keine der beiden Konfliktparteien. Dennoch ist in diesem Konflikt, in welchem sowohl von der LRA als auch von der ugandischen Armee Druck und Gewalt auf die Zivilbevölkerung ausgeübt wird, Neutralität kaum möglich, da alle Handlungen der Zivilisten von den Konfliktparteien hinsichtlich einer möglichen Kollaboration mit dem Feind bewertet werden.

Die von den Acholi in den IDP-Camps erfahrenen Formen der Gewalt seitens der Armee und der Regierung kann in Anlehnung an Galtung (1975) als *strukturelle Gewalt* verstanden werden. Im Gegensatz zu personaler Gewalt, die einen Akteur, eine Person als handelndes Subjekt und direkte, physische Gewalt umfasst (etwa bei einem Überfall durch LRA-Rebellen), wird strukturelle Gewalt als indirekte Gewalt ohne Akteur verstanden: „Strukturelle Gewalt ist geräuschlos, sie zeigt sich nicht“ (Galtung 1975: 16). Strukturelle Gewalt, die anders als personale Gewalt kaum in den Medien thematisiert wird, ergibt sich aus einem Dauerzustand von Gewalt in Form von Hunger, tödlichen Krankheiten, Entfremdung und Identitätsverlust. Galtung schuf den Begriff, um Varianten von Gewalt zu erfassen, welche aus Strukturen von ungleichen Lebenschancen resultieren. Für Galtung liegt Gewalt allgemein dann vor, „wenn Menschen so beeinflusst werden, dass ihre aktuelle somatische und geistige Verwirklichung geringer ist als ihre potentielle Verwirklichung“ (Galtung 1975: 9). In der Terminologie Galtungs lassen die Aussagen der befragten Acholi den Schluss zu, dass sie weniger unter der direkten, personalen Gewalt der LRA leiden, sondern vor allem unter der indirekten, strukturellen Gewalt seitens der Armee und der Regierung. Khiddu-Makubuya spricht von *silent violence* und meint damit „phenomena which seriously undermine the life and well-being of large parts of the population“ (1994: 145), wozu er wirtschaftliche, kulturelle und intellektuelle Gewalt, aber auch Hunger und Krankheiten wie Aids zählt.

Wer sich in der Hauptstadt Kampala auf eine Reise in den Norden vorbereitet, informiert sich durch Informanten, durch die lokale Presse und durch offizielle Stellen über die dortige Sicherheitslage und tendiert dazu, einzig in den Rebellen ein Sicherheitsrisiko zu sehen. Für den Ethnologen und Journalisten sind Hunger, Aids und Ängste über den Verlust kultureller Elemente nicht bedrohlich, da er nur kurze Zeit vor Ort weilt; aus seiner Sicht ist relevant, ob eine bestimmte Strasse sicher ist, was wiederum für einen Acholi, der sein IDP-Camp nicht verlassen darf, eine völlig irrelevante Überlegung darstellt. Nur mit einer offenen Fragestellung, einem flexiblen Instrumentarium und der Fähigkeit, aus seiner eigenen Optik auszubrechen, können derartige Wahrnehmungsdiskrepanzen überbrückt werden, um zu erfahren, welche Probleme für die Acholi besonders bedeutsam sind. Die immer wieder geäußerte Kritik gegen Armee und Regierung wäre wohl nicht in diesem Masse zum Ausdruck gekommen, hätten wir uns beim ugandischen Militär angemeldet und uns von Presseoffizieren „be-

gleiten“ lassen.

Entscheidend für die Konstituierung einer bestimmten ethnischen Identität sind nicht die gemeinsamen historischen Erfahrungen, Mythen, Sprache und andere Faktoren an sich, sondern erst die kollektive Wahrnehmung, dass diese Merkmale die eigene Gruppe von anderen Gruppen wesentlich unterscheidet, etwa durch die kollektive Erfahrung einer gewaltsamen Diskriminierung im Vergleich zu anderen Gruppen. Ropers (1996: 190) zählt dazu insbesondere Ereignisse, bei denen eine grosse Zahl von Angehörigen der Gruppe Opfer von Vertreibung, einer militärischen Niederlage oder einer anderen Form von Gewalt wurden. Er verwendet dabei das Konzept der *chosen traumas* bzw. *chosen glories*, d.h. der gezielten Mythologisierung von tatsächlichen Ereignissen in der Vergangenheit. Als Teil des kollektiven Bewusstseins werden *chosen traumas* und *chosen glories* wachgehalten, wiederbelebt und modifiziert. Das kollektive Bewusstsein ethnischer Gruppen enthält oft eine Reihe von *chosen traumas*, was im Falle der Acholi das Leben im Camp und der Verlust der Rinder sein kann, während über *chosen glories* das Selbstwert- und Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gruppe in schwierigen Situationen gestärkt werden kann, indem etwa das Leben in der Zeit vor dem Krieg von den Acholi idealisiert wird, als hätten damals keine Probleme existiert. Ropers (1996: 196) weist darauf hin, dass bei ethnopolitischen Akteuren die Neigung zur Projektion besonders gross ist. Interne Widersprüche und Probleme werden dabei auf den Gegner projiziert, wie die Acholi sämtliche als negativ empfundenen gesellschaftlichen Veränderungen auf das Leben im IDP-Camp und damit auf die Regierung zurückführen, obwohl auch andere Faktoren wie Schulbildung, Medien, Kommunikation und Mobilität in der Acholi-Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten zu Veränderungen geführt haben. Gerber (1998: 71) spricht in diesem Zusammenhang von „ethnischen Schicksalsgemeinschaften“, die durch kollektive Erfahrungen geprägt sind, wozu er gemeinsam erlebte Benachteiligungen und repressive Massnahmen seitens der Staatsgewalt zählt. Die in Kapitel 1.1 erläuterte Aussage Fredrik Barths, dass sich Ethnizität vor allem entlang von Grenzen ethnischer Gruppen manifestiere, bestätigt sich im Konflikt im Norden Ugandas. Krieg kann dabei als extreme Form des Aufeinanderprallens ethnischer Grenzen betrachtet werden. Dort, wo dies geschieht, aktiviert und verhärtet Ethnizität Feindbilder und Stereotype, führt zu Übertreibungen und zu Polarisierungen. Gleichzeitig wird über Projektionen, über *chosen traumas* und *chosen glories* dort, wo Vertreter ethnischer Gruppen unter Bedingungen des Krieges interagieren, künstliche Distanz geschaffen.

Der Konflikt im Norden Ugandas ist vielschichtig und komplex; für den Versuch einer Analyse ist das Verständnis der ugandischen Geschichte, der Bedeutung von Klientelismus und Militarismus in der Politik sowie der Machterhaltung unter Einbezug von Ethnizität unabdingbar. Der bewaffnete Konflikt in Acholiland kann weder mit Ethnonationalismus, noch mit Sezessionismus oder dem Kampf einer ethnischen Minderheit um Anerkennung erklärt werden. Motive von Rebellenorganisationen unterliegen einem zeitlichen Wandel und sind ab-

hängig von den jeweiligen äusseren Bedingungen (Elwert 2002: 349). Obwohl die LRA vor Jahren verkündete, die Macht in Kampala übernehmen und in Uganda einen Gottesstaat auf der Basis der zehn Gebote errichten zu wollen, scheint das christliche Element seit dem Beginn der Unterstützung der LRA durch das islamistische Regime im Sudan an Bedeutung verloren zu haben. Die LRA kann als Überbleibsel einer Rebellion von Militärs verstanden werden, welche durch die politischen Veränderungen in Uganda ihre Positionen und damit ihre Einnahmequelle verloren haben. Obwohl Joseph Kony und seine Kader keine Aussichten haben, je in der Lage zu sein, einen militärischen Sieg zu erringen und in Uganda die Staatsmacht zu übernehmen, ziehen sie den status quo einem zivilen Leben vor. Die angeblich spirituellen Kräfte Joseph Konys, die im Westen immer wieder als irrationale Spinnerei bezeichnet werden, entspringen dem tief verwurzelten Glauben der Acholi, in Krisenzeiten Geister beizuziehen. Kony missbraucht diesen Glauben gezielt, um Kontrolle über seine Kindersoldaten auszuüben und unter der Zivilbevölkerung, aber auch bei der ugandischen Armee Angst zu verbreiten. Letztlich hilft Joseph Kony die betonte Spiritualität, sein ökonomisches Ziel – die Bestreitung des Lebensunterhaltes durch Plünderungen – effizienter zu erreichen. Bereits Idi Amin gab vor, mit Göttern zu kommunizieren, um sich dadurch Macht und Kontrolle zu verschaffen (Mazrui 1975: 162). Joseph Konys Methode, entführten Kindern den Eindruck zu vermitteln, dank dem *Holy Spirit* ihre Gedanken lesen zu können, die eiserne Disziplinierung und Unterwerfung durch die Androhung und Ausführung brutaler Gewaltstrafen und die rituelle Initiierung erinnern an das Panopticon im Sinne Michel Foucaults, dem permanenten gleichzeitigen Überwachen und Strafen in Gefängnissen: „Der Gedanke des Panopticon – zugleich Überwachung und Beobachtung, Sicherheit und Wissen, Individualisierung und Totalisierung, Isolierung und Transparenz – hat im Gefängnis seinen bevorzugten Realisierungsort gefunden“ (Foucault 1977: 319).

Viele afrikanische Staaten sind durch *divided societies* (Byarugaba 1998: 182; Horowitz 1985: xi; Osaghae 2001: 17) und durch ein Gefälle zwischen Norden und Süden charakterisiert. Territoriale Disparitäten, oft durch ökonomische Aktivitäten während der Kolonialzeit geschaffen oder verstärkt und von postkolonialen Regierungen für eigene politische Zwecke missbraucht, bergen in mehreren Staaten Afrikas ein beträchtliches Konfliktpotenzial. Anders als im Sudan und in einer Reihe westafrikanischer Küstenstaaten wird in Uganda die Diskrepanz zwischen Norden und Süden nicht durch religiöse Unterschiede zusätzlich vertieft. Die Spaltung in der ugandischen Gesellschaft zeigt sich unter anderem daran, dass die Bevölkerung im Süden kaum Solidarität mit der Zivilbevölkerung im Norden zeigt: „What is upsetting about Ugandans is that while the Langi and Acholi suffered [under Idi Amin], many laughed, thinking their turn would never come, just as they had laughed at the Baganda in 1966“ (Kasozi 1994: 111).

Umstritten ist, ob der Faktor der ethnischen Heterogenität innerhalb eines Staates diesen anfälliger oder resistenter gegen Konflikte macht. Collier (2000: 108) argumentiert anhand

statistischer Grundlagen, dass ethnische und religiöse Heterogenität sowie eine grosse Landesfläche einen Staat weniger anfällig auf Konflikte machen und dass eine Welt, die aus kleinen, ethnisch und religiös homogenen Staaten bestehen würde, eine höhere Wahrscheinlichkeit für bewaffnete Konflikte aufweisen würde. Im Gegensatz zu Collier argumentieren Lake und Rothchild (1998: 10), dass es in ethnisch heterogenen Staaten, deren Bevölkerung aus mehreren Minoritäten und keiner zahlenmässig dominierenden ethnischen Gruppe besteht, eher zu Konflikten um die Verteilung von Ressourcen kommt, „with no group supporting growth and all seeking particularistic benefits“ (Lake und Rothchild 1998: 10). Tatsache ist, dass der Konflikt im Norden Ugandas die im Land bereits vorhandene Spaltung und das Misstrauen zwischen verschiedenen Sektionen der Bevölkerung weiter vertieft, was die Gefahr künftiger Konflikte erhöht: „Fundamental social cleavages within African states along ethnic and regional lines, sometimes reinforced by religious and income differences, are a major underlying cause of conflict that will not soon disappear“ (Copson 1991: 21).

Bei der Analyse von bewaffneten Konflikten gilt es, auch die Zusammenhänge auf internationaler Ebene zu berücksichtigen. In Kriegen wie jenen in der Demokratischen Republik Kongo, in Liberia, Sierra Leone und Angola, wo sich Warlords durch den Verkauf von Diamanten, Gold, Holz und anderen Rohstoffen an Abnehmer im Ausland finanzierten, ist der Einfluss internationaler Akteure ungleich direkter und stärker als im Konflikt im Norden Ugandas, da sich die LRA nicht durch den Einbezug internationaler Exportmärkte finanziert. Der Sudan unterstützte die LRA zwar militärisch (inwieweit einzelne sudanesischen Militäroffiziere Joseph Kony auf individueller Basis weiterhin unterstützen, ist unklar), doch das Zweckbündnis war fragil und nicht von Dauer. Hingegen könnte die internationale Unterstützung, welche die ugandische Regierung erhält, durchaus in diesem Sinne verstanden werden. Durch die Aufnahme der LRA auf die Liste terroristischer Organisationen kann die Regierung in Kampala im ugandischen „Krieg gegen den Terror“ von militärischer und finanzieller Unterstützung durch die USA profitieren. Zudem generiert die humanitäre Hilfe im Norden Ugandas eine gewisse ökonomische Dynamik, durch welche auch Mitglieder der Armee über ihre privaten Unternehmen profitieren, wenn etwa Angehörige von Hilfsorganisationen in Hotels übernachten, welche im Besitz von Armeeeoffizieren sind oder wenn sie Fahrzeuge und andere Infrastruktur nutzen, die von Armeee Angehörigen vermietet werden. Durch die Zusammenarbeit mit der Armee und der ausschliesslichen Verteilung von Nahrungsmittelhilfe in offiziellen IDP-Camps stabilisiert das *World Food Programme* der Vereinten Nationen die bestehende Situation und unterstützt so indirekt die Regierungspolitik der Errichtung von IDP-Camps. Ungewollt werden dadurch auch Rebellen versorgt, wenn diese IDP-Camps nach der Verteilung von Lebensmitteln überfallen und plündern. Braathen et al. bezeichnen solche Konstellationen als Patron-Klient-Verhältnis:

We need to come to terms with the way the foreign policy agenda of powerful external players such as France and the US affects ongoing conflicts, and how humanitarian intervention and aid affects a war in progress. The support given by outside forces to groups in conflict may take

various forms, such as 'neutral' humanitarian aid, weapons [...] and so on. The support is not only important militarily, but is also a source of accumulation for parties to the conflict. In this manner outside backing can often contribute to entrenchment of those interests which benefit economically from a civil war. The patron-client relationship between combatants in a civil war and external actors should not be underestimated. (Braathen et al. 2000: 17)

Welsh (1996: 485) argumentiert, dass viele ethnische Identitäten in Afrika zwar während des Kolonialismus geformt wurden, dass aber Ethnizität als politische Ressource erst in den unabhängigen Staaten Afrikas im Rahmen der politischen Auseinandersetzung zum Einsatz gelangt sei. In der postkolonialen Geschichte Ugandas besetzten stets Individuen aus der Heimatregion des Präsidenten Schlüsselpositionen in Armee, Regierung und Verwaltung, was zu Machtkämpfen entlang ethnischer Linien führte. Politik in Uganda ist zugleich militarisiert und durch instrumentelle Ethnizität geprägt. Alle wichtigen Ereignisse in der postkolonialen Geschichte Ugandas sind um die Problematik von Ethnizität und Militarismus zentriert, auch der anhaltende bewaffnete Konflikt im Norden des Landes. Stets besass die Armee in Uganda einen grossen politischen Einfluss, weshalb Präsidenten darauf achteten, die Armee zufriedenzustellen. Entsprechende Loyalität wurde durch Patronage sichergestellt.

In der postkolonialen Geschichte Ugandas hat bis in die Gegenwart kaum je ein sachlicher, von gegenseitigem Respekt, Toleranz und Kompromissbereitschaft geprägter politischer Diskurs existiert; stets konsolidierten jene Gruppen und Individuen die politische Macht, welche sich die Unterstützung der Armee sichern konnten oder eigene bewaffnete Gruppen mobilisierten. Die Wortwahl heutiger Politiker in Uganda beinhaltet oft militärische Symbolik, und Politiker warnen auch heute noch, bei Bedarf die Option des *going to the bush*, des bewaffneten Kampfes, zu haben. Die Anwendung von Gewalt zwecks Erreichung von politischen Zielen hat sich im Laufe der postkolonialen Geschichte Ugandas Legitimität verschafft: „Armed groups have emerged in Uganda since the fall of Amin's reign of terror largely due to the absence of institutional mechanism to change government or to express organised political discontent in a non-violent manner“ (Kayunga 2000: 125). Immer wieder berichtet die ugandische Presse über tatsächliche oder vermeintliche militärische Ausbildungslager in Ruanda und in der Demokratischen Republik Kongo, welche in Verbindung mit ugandischen Oppositionspolitikern gebracht werden. Für Nnoli (1998: 224) ist die fehlende Kompromissbereitschaft ein Grund, weshalb in Afrika der Kampf um politische Macht und um die damit verbundenen Ressourcen oft gewalttätig ausgetragen wird: „Part of the reason for the violent nature of power contention [...] is the zero-sum nature of African politics. You are either in power or the victim of power. [...] It is a do-or-die affair“ (Nnoli 1998: 224). Ugandas Präsident Yoweri Museveni hat mit seiner offenen militärischen Unterstützung bewaffneter Bewegungen in Ruanda, im Osten der Demokratischen Republik Kongo und im Südsudan den militärisch ausgetragenen politischen Diskurs wiederholt auch in Nachbarländer exportiert. Immer wieder gefällt sich Präsident Museveni in der Rolle des erfolgreichen Feldherrn, des erfahrenen militärischen Denkers und populistischen Revolutionärs, der sich nicht scheut, sich

über die Verfassung und über bestehende Gesetze hinwegzusetzen, wenn er dies für nötig erachtet. Der bewaffnete Kampf ist in den Augen Museveni, der mit der NRA selbst über eine eigene Rebellion an die Macht gelangte und danach seinen ehemaligen Buschkämpfern lukrative Posten in Armee und Regierung verschaffte, ein legitimes politisches Mittel, um eigene Interessen durchzusetzen.

Nach wie vor kann Präsident Yoweri Museveni von seinem guten internationalen Image zehren, das er sich kurz nach seiner Machtergreifung 1986 schuf. Obwohl nach fast zwanzig Jahren an der Macht zunehmend Tendenzen sichtbar werden, welche Museveni bei seinen Vorgängern kritisiert hatte – grassierende Korruption, Klientelismus, Einschüchterung der Opposition und der grosse politische Einfluss der Armee – und trotz der schwierigen humanitären Situation im Norden des Landes steht Präsident Museveni kaum in der offenen Kritik der internationalen Geldgeber, welche rund die Hälfte des Staatshaushaltes Ugandas finanzieren. Reno hält fest: „The level of tolerance for Uganda’s position on the part of creditors is likely to be unique, and would be difficult for another non-strategic state to claim“ (2000: 14).

Je länger der Konflikt im Norden Ugandas andauert, umso stärker bilden alle involvierten Akteure Mechanismen, um sich dieser Situation zu adaptieren: In der Acholi-Gesellschaft verfestigen sich Verhaltensweisen, wie sie von Informanten in Kapitel 6 geschildert werden; das Kader der LRA hat sich an das Leben in einem rechtsfreien Raum gewöhnt, und Armeeoffiziere erarbeiteten Strategien, um sich während der Stationierung im Konfliktgebiet persönlich zu bereichern. Je mehr sich die Konfliktparteien an die Situation angepasst haben, umso schwieriger wird es, auf eine Änderung der Lage hinzuarbeiten. Mit der Dauer des Konfliktes nimmt auch die Abneigung der Acholi gegen die Regierung von Yoweri Museveni sowie die Spaltung des Landes zwischen Norden und Süden zu. Nicht auszuschliessen ist, dass in der von Gewalt, Hoffnungslosigkeit und Identitätsverlust geprägten Atmosphäre in Acholiland eines Tages eine neue Alice Lakwena auftreten könnte, welche den Acholi durch *Holy Spirits* Linderung verspricht. Es ist anzunehmen, dass die „profits of violence“ (Chabal und Daloz 1999: 77) vermutlich auch künftige Friedensverhandlungen zwischen der LRA und der ugandischen Regierung scheitern lassen werden. Erst wenn Frieden für beide Konfliktparteien profitabler als Krieg ist, werden sie sich auf eine dauerhafte friedliche Lösung einigen wollen. Schafft es die LRA, über fremde Unterstützung erneut zu erstarken, werden Joseph Kony und das Kader der LRA kaum Interesse an einem Übergang in ein ziviles Leben zeigen. Präsident Museveni wird im politischen Diskurs um die Aufhebung der Amtszeitbeschränkung und im Sinne seiner Absicht, die Präsidentschaft weiterhin für sich zu beanspruchen, immer stärker auf loyale Armeekader angewiesen sein, um seine Machtbasis zu halten; aus klientelistischen Gründen wird er deshalb wohl auch weiterhin Bereicherungen von Armeeoffizieren dulden. Diese Konstellationen gilt es zu berücksichtigen, wenn Anstrengungen unternommen werden, den bewaffneten Konflikt im Norden Ugandas mit friedlichen Mitteln zu lösen.

Bibliographie

- Achebe, Chinua 1967: *A Man of the People. A Novel of Political Unrest in a New Nation*. New York: Anchor Books.
- Acholi Religious Leaders Peace Initiative ARLPI 2004: Northern Uganda. Situational Report Mid-April 2004. Gulu: Acholi Religious Leaders Peace Initiative ARLPI 2004.
- Adedeji, Adebayo 1999: Comprehending and Mastering African Conflicts. In: Adedeji, Adebayo (Hg.): *Comprehending and Mastering African Conflicts*. London: Zed Books. 3-21.
- Adekanye, J. Bayo 1998: Conflicts, Loss of State. Capacities and Migration in Contemporary Africa. In: Appleyard, Reginald (Hg.): *Emigration Dynamics in Developing Countries*. Aldershot: Ashgate. 165-206.
- Agbese, Pita Ogaba 1998: African and the Dilemmas of Corruption. In: Mbaku, John Mukum (Hg.): *Corruption and the Crisis of Institutional Reforms in Africa*. Lewiston: The Edwin Mellen Press. X-xxii.
- Allen, Tim 1991: Understanding Alice: Uganda's Holy Spirit Movement in Context. *Africa* 61 (3): 370-399.
- Allen, Tim 1994: Ethnicity & Tribalism on the Sudan-Uganda Border. In: Fukui, Katsuyoshi und John Markakis (Hg.): *Ethnicity & Conflict in the Horn of Africa*. London: James Currey. 112-139.
- Amaza, Ondoga ori 1998: *Museveni's Long March from Guerilla to Statesman*. Kampala: Fountain Publishers.
- Amselle, Jean-Loup 1999: Ethnies et espaces: pour une anthropologie topologique. In: Amselle, Jean-Loup und Elikia M'Bokolo (Hg.): *Au coeur de l'ethnie. Ethnie, tribalisme et Etat en Afrique*. Paris: La Découverte. 11-48.
- Amselle, Jean-Loup und Elikia M'Bokolo 1999: Au coeur de l'ethnie revisité. In: Amselle, Jean-Loup und Elikia M'Bokolo (Hg.): *Au coeur de l'ethnie. Ethnie, tribalisme et Etat en Afrique*. Paris: La Découverte. I-10.
- Apoko, Anna 1967: At Home in the Village. Growing up in Acholi. In: Fox, Lorene K. (Hg.): *East African Childhood*. London: Oxford University Press. 45-75.
- Atkinson, Ronald R. 1994: *The Roots of Ethnicity. The Origins of the Acholi of Uganda Before 1800*. Kampala: Fountain Publishers.
- Ausenda, Giorgio 1997: Current Issues in the Study of Ethnicity, Ethnic Conflict and Humanitarian Intervention, and Questions for Future Research. Postscript. In: Turton, David (Hg.): *War and Ethnicity. Global Connections and Local Violence*. San Marino: Center for Interdisciplinary Research on Social Stress. 217-252.

- Austin, Dennis 1984: *Politics in Africa*. Hanover: University Press of New England.
- Ayittey, George B. 1992: *Africa Betrayed*. New York: St. Martin's Press.
- Ayittey, George B. N. 1999: *Africa in Chaos*. Houndmills: Macmillan Press.
- Ayoade, John A.A. 1988: *States Without Citizens: An Emerging African Phenomenon*. In: Rothchild, Donald und Naomi Chazan (Hg.): *The Precarious Balance. State and Society in Africa*. Boulder: Westview Press. 100-118.
- Azevedo, Mario 1995: *Ethnicity and Democratization: Cameroon and Gabon*. In: Glickman, Harvey (Hg.): *Ethnic Conflict and Democratization in Africa*. Atlanta: The African Studies Association Press. 255-288.
- Baker, Bruce 2002: *Taking the Law into Their Own Hands. Lawless law enforcers in Africa*. Aldershot: Ashgate.
- Ball, Nicole 1991: *The Effect of Conflict on the Economies of Third World Countries*. In: Deng, Francis M und I. William Zertman (Hg.): *Conflict Resolution in Africa*. Washington: The Brookings Institution. 272-291.
- Barongo, Yoram 1989: *Ethnic Pluralism and Political Centralization: The Basis of Political Conflict*. In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): *Conflict Resolution in Uganda*. Oslo: International Peace Research Institute. 65-90.
- Barth, Fredrik 1994 [1969]: *Introduction*. In: Barth, Fredrik (Hg.): *Ethnic Groups and Boundaries. The Social Organization of Culture Difference*. Oslo: Pensumtjeneste. 9-38.
- Barth, Fredrik 1996 [1969]: *Ethnic Groups and Boundaries*. In: Sollors, Werner (Hg.): *Theories of Ethnicity*. Houndmills: Macmillan Press. 294-324.
- Bayart, Jean-François 1989: *L'Etat en Afrique. La politique du ventre*. Paris: Fayard.
- Bayart, Jean-François 1999: *The 'Social Capital' of the Felonious State*. In: Bayart, Jean-François, Stephen Ellis und Béatrice Hibou (Hg.): *The Criminalization of the State in Africa*. Oxford: James Currey. 32-48.
- Bayart, Jean-François, Stephen Ellis und Béatrice Hibou 1999: *From Kleptocracy to the Felonious State?* In: Bayart, Jean-François, Stephen Ellis und Béatrice Hibou (Hg.): *The Criminalization of the State in Africa*. Oxford: James Currey. 1-31.
- Behrend, Heike 1991: *Is Alice Lakwena a witch? The Holy Spirit Movement and its fight against evil in the north*. In: Hansen, Holger Bernt und Michael Twaddle (Hg.): *Changing Uganda. The Dilemmas of Structural Adjustment & Revolutionary Change*. London: James Currey Press. 162-177.
- Behrend, Heike 1998: *War in Northern Uganda*. In: Clapham, Christopher (Hg.): *African Guerillas*. Oxford: Currey. 107-118.
- Behrend, Heike 1999a: *Alice Lakwena & the Holy Spirits. War in Northern Uganda 1985-97*. Oxford: James Currey.

- Behrend, Heike 1999b: Power to Heal, Power to Kill. Spirit Possession & War in Northern Uganda (1986-1994). In: Behrend, Heike und Ute Luig (Hg.): Spirit Possession, Modernity & Power in Africa. Oxford: James Currey. 20-33.
- Berg-Schlosser, Dirk 1994: Ethnicity, Social Classes and the Political Process in Kenya. In: Oyugi, Walter O. (Hg.): Politics and Administration in East Africa. Nairobi: East African Educational Publishers. 247-293.
- Bienen, Henry S. 1989: Armed Forces, Conflict, and Change in Africa. Boulder: Westview Press.
- Bleechman, Jason 2002: The Horror of Internally Displaced Persons: Pabbo Camp. *The Defender* 7 (2): 16-20.
- Bolig, Michael 1999: Afrikanische Kriegsherren – Überlegungen zur Entstehung von Gewaltmärkten im präkolonialen und postkolonialen Afrika. In: Hahn, Hans Peter und Gerd Spittler (Hg.): Afrika und die Globalisierung. Münster: Lit. 425-444.
- Braathen, Einar, Morten Boas und Gjermund Saether 2000: Ethnicity Kills? Social Struggles for Power, Resources and Identities in the Neo-Patrimonial State. In: Braathen, Einar, Morten Boas und Gjermund Saether (Hg.): Ethnicity Kills? The Politics of War, Peace and Ethnicity in SubSaharan Africa. London: Macmillan. 3-22.
- Burgess, Robert G. 1991 [1982]: Keeping Field Notes. In: Burgess, Robert G. (Hg.): Field Research: A Sourcebook and Field Manual. London: Routledge. 191-194.
- Butt, Audrey 1952: The Nilotes of the Anglo-Egyptian Sudan and Uganda. London: International African Institute.
- Byarugaba, E.F. 1998: Ethnopolitics and the State – Lessons from Uganda. In: Salih, M.A. Mohamed und John Markakis (Hg.): Ethnicity and the State in Eastern Africa. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet. 180-187.
- Cartwright, J. 1983: Political Leadership in Africa. London: Croom Helm.
- Chabal, Patrick 1986: Thinking about politics in Africa. Introduction. In: Chabal, Patrick (Hg.): Political Domination in Africa. Reflections on the limits of power. Cambridge: Cambridge University Press. 1-16.
- Chabal, Patrick 1992: Power in Africa. An Essay in Political Interpretation. New York: St. Martin's Press.
- Chabal, Patrick und Jean-Pascal Daloz 1999: Africa Works. Disorder as Political Instrument. Oxford: James Currey.
- Chan, Stephen 1999: The Warlord and Global Order. In: Rich, Paul B. (Hg.): Warlords in International Relations. Hampshire: Macmillan Press. 164-172.
- Chappell, David A. 1989: The Nation as Frontier: Ethnicity and Clientelism in Ivorian History. *The International Journal of African Historical Studies* 22 (4): 671-696.

- Chazan, Naomi, Peter Lewis, Robert Mortimer, Donald Rothchild und Stephen John Stedman 1999: *Politics and Society in Contemporary Africa*. Boulder: Lynne Rienner Publishers.
- Christ, Diarmait Mac Giolla 2003: *Language, Identity and Conflict. A comparative study of language in ethnic conflict in Europe and Eurasia*. London: Routledge.
- Clapham, Christopher 1982: Clientelism and the State. In: Clapham, Christopher (Hg.): *Private Patronage and Public Power*. London: Frances Pinter. 1-35.
- Clapham, Christopher 1998: Analysing African Insurgencies. In: Clapham, Christopher (Hg.): *African Guerillas*. Oxford: Currey. 1-18.
- Clark, John F. 2003: Museveni's Adventure in the Congo War: Uganda's Vietnam?. In: Clark, John F. (Hg.): *The African Stakes of the Congo War*. Kampala: Fountain Publishers. 145-165.
- Clarno, Andrew und Toyin Falola 1998: Patriarchy, Patronage, and Power: Corruption in Nigeria. In: Mbaku, John Mukum (Hg.): *Corruption and the Crisis of Institutional Reforms in Africa*. Lewiston: The Edwin Mellen Press. 167-191.
- Cohen, Abner 1996 [1974]: The Lesson of Ethnicity. In: Sollors, Werner (Hg.): *Theories of Ethnicity*. Houndmills: Macmillan Press. 370-384.
- Cohen, Ronald 1978: Ethnicity: Problem and Focus in Anthropology. *Annual Review of Anthropology* 7: 379-403.
- Cohen, Ronald und John Middleton 1970: Introduction. In: Cohen, Ronald und John Middleton (Hg.): *From Tribe to Nation in Africa. Studies in Incorporation Processes*. Scranton: Chandler. 1-33.
- Collier, Paul 2000: Doing Well out of War: An Economic Perspective. In: Berdal, Mats und David M. Malone (Hg.): *Greed & Grievance. Economic Agendas in Civil Wars*. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 91-111.
- Comaroff, John L. 1995: Ethnicity, Nationalism and the Politics of Difference In an Age of Revolution. In: Comaroff, John L. (Hg.): *Perspectives on Nationalism and War*. Amsterdam: Gordon and Breach. 243-275.
- Comaroff, John L. 1996: Ethnicity, Nationalism, and the Politics of Difference in an Age of Revolution. In: Wilmsen, Edwin N. und Patrick McAllister (Hg.): *The Politics of Difference. Ethnic Premises in a World of Power*. Chicago: The University of Chicago Press. 162-183.
- Copson, Raymond W. 1991: Peace in Africa? The Influence of Regional and International Change. In: Deng, Francis M und I. William Zertman (Hg.): *Conflict Resolution in Africa*. Washington: The Brookings Institution. 19-41.
- De Temmerman, Els 2001: *Aboke Girls. Children abducted in northern Uganda*. Kampala: Fountain Publishers.

- Decalo, Samuel 1986: Military Rule in Africa: Etiology and Morphology. In: Baynham, Simon (Hg.): Military Power and Politics in Black Africa. New York: St. Martin's Press. 38-66.
- Decalo, Samuel 1989: Psychoses of Power: African Personal Dictatorships. Gainesville: FAP Books.
- Decalo, Samuel 1998a: The Stable Minority: Civilian Rule in Africa 1960-1990. Gainesville: Florida Academic Press.
- Decalo, Samuel 1998b: Civil-Military Relations in Africa. Gainesville: Florida Academic Press.
- Doom, Ruddy und Koen Vlassenroot 1999: Kony's Message: A New *KOINE*? The Lord's Resistance Army in Northern Uganda. *African Affairs* 98: 5-36.
- Dramé, Tiébilé 1996: The Crisis of the State. In: Ellis, Stephen (Hg.): Africa Now. People, Policies & Institutions. London: James Currey. 201-210.
- Edel, May 1965: African Tribalism: Some Reflections on Uganda. *Political Science Quarterly* 80 (3): 357-372.
- Ekeh, Peter P. 1990: Social Anthropology and Two Contrasting Uses of Tribalism in Africa. *Comparative Studies in Society and History* 32 (4): 660-700.
- Eller, Jack David 1999: From Culture to Ethnicity to Conflict. An Anthropological Perspective on International Ethnic Conflict. Ann Arbor: The University of Michigan Press.
- Elwert, Georg 1989: Nationalismus und Ethnizität. Über die Bildung von Wir-Gruppen. Berlin: Das Arabische Buch.
- Elwert, Georg 1998: Gewalt als inszenierte Plötzlichkeit. In: Koehler, Jan und Sonja Heyer (Hg.): Anthropologie der Gewalt. Chancen und Grenzen der sozialwissenschaftlichen Forschung. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Forschung. 1-8.
- Elwert, Georg 1999: Markets of Violence. In: Elwert, Georg, Feuchtwang, S. und D. Neubert (Hg.): Dynamics of Violence. Berlin: Duncker u. Humboldt. 85-102.
- Elwert, Georg 2002: Sozialanthropologisch erklärte Gewalt. In: Heitmeyer, Wilhelm und John Hagan (Hg.): Internationales Handbuch der Gewaltforschung. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. 330-367.
- Enloe, Cynthia 1996: Ethnic Soldiers. In: Hutchinson, John und Anthony D. Smith (Hg.): Ethnicity. Oxford: Oxford University Press. 282-285.
- Eriksen, Thomas Hylland 2001: Ethnic Identity, National Identity, and Intergroup Conflict. The Significance of Personal Experiences. In: Ashmore, Richard D., Lee Jussim und David Wilder (Hg.): Social Identity, Intergroup Conflict, and Conflict Reduction. Oxford: Oxford University Press. 42-69.

- Falola, Toyin 1996: Africa in Perspective. In: Ellis, Stephen (Hg.): Africa Now. People, Policies & Institutions. London: James Currey. 3-19.
- Fatton, Robert Jr. 1992: Predatory Rule. State and Civil Society in Africa. Boulder: Lynne Rienner Publishers.
- Finnström, Sverker 2003: Living with Bad Surroundings. War and Existential Uncertainty in Acholiland, Northern Uganda. Uppsala: Uppsala University Library.
- Fombad, Charles M. 2000: Endemic Corruption in Cameroon: Insights on Consequences and Control. In: Hope, Kempe Ronald Sr (Hg.): Corruption and Development in Africa. Houndmills: Macmillan. 234-260.
- Forrest, Joshua Bernard 1998: State Inversion and Nonstate Politics. In: Villalon, Leonardo A. und Phillip A. Huxtable (Hg.): The African State at a Critical Juncture. Between Disintegration and Reconfiguration. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 45-56.
- Foucault, Michael 1975: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Frimpong-Ansah, Jonathan H. 1992: The Vampire State in Africa: The Political Economy of Decline in Ghana. Trenton: Africa World Press.
- Furley, Oliver 1989: Britain from Uganda to Museveni: Blind Eye Diplomacy. In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): Conflict Resolution in Uganda. Oslo: International Peace Research Institute. 275-294.
- Furley, Oliver 1992: Uganda: A Second-Phase Bid for Legitimacy under International Scrunity. In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): Internal Conflict and Governance. London: Macmillan. 208-228.
- Galtung, Johan 1975: Strukturelle Gewalt. Reinbek: Rowohlt.
- Gerber, Edith Marfurt 1998: Konfliktlösungsstrategien in Bürgerkriegen. Zürich: Rüegger.
- Gertzel, Cherry 1980: Uganda after Amin: The Continuing Search for Leadership and Control. *African Affairs* 79 (317) 461-489.
- Gingyera-Pinyewa, A.G.G. 1989: Is there a „Northern Question“? In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): Conflict Resolution in Uganda. Oslo: International Peace Research Institute. 44-64.
- Gingyera-Pinyewa, A.G.G. 1994: The Militarization of Politics in the African State: The Case of Uganda. In: Oyugi, Walter O. (Hg.): Politics and Administration in East Africa. Nairobi: East African Educational Publishers. 215-244.
- Girling, F. K. 1960: The Acholi of Uganda. London: Colonial Office.
- Glazer, Nathan und Daniel P. Moynihan 1975: Ethnicity: Theory and Experience. Cambridge (Massachusetts): Harvard University Press.

- Gledhill, John 2000 [1994]: *Power and its Disguises. Anthropological Perspectives on Politics*. London: Pluto Press.
- Glickman, Harvey und Peter Furia 1995: *Issues in the Analysis of Ethnic Conflict and Democratization Processes in Africa Today*. In: Glickman, Harvey (Hg.): *Ethnic Conflict and Democratization in Africa*. Atlanta: The African Studies Association Press. 1-31.
- Goldsworthy, David 1986: *Armies and Politics in Civilian Regimes*. In: Baynham, Simon (Hg.): *Military Power and Politics in Black Africa*. New York: St. Martin's Press. 97-128.
- Gurr, Ted R. und Anne Pitsch 2002: *Ethnopolitische Konflikte und separatistische Gewalt*. In: Heitmeyer, Wilhelm und John Hagan (Hg.): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. 287-312.
- Hansen, Holger Bernt 1977: *Ethnicity and Military Rule in Uganda*. Uppsala: The Scandinavian Institute of African Studies.
- Hauck, Gerhard 2001: *Gesellschaft und Staat in Afrika*. Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Hibou, Béatrice 1999: *The 'Social Capital' of the State as an Agent of Deception or the Ruses of Economic Intelligence*. In: Bayart, Jean-François, Stephen Ellis und Béatrice Hibou (Hg.): *The Criminalization of the State in Africa*. Oxford: James Currey. 69-113.
- Hodder-Williams, Richard 1984: *An Introduction to the Politics of Tropical Africa*. London: George Allen & Unwin.
- Hoffman, Danny 2003: *Frontline Anthropology. Research in a time of war*. *Anthropology Today* 19 (3): 9-12.
- Holloway, David und Stephen John Stedman 2002: *Civil Wars and State-Building in Africa and Eurasia*. In: Beissinger, Mark R. und Crawford Young (Hg.): *Beyond State Crisis? Postcolonial Africa and Post-Soviet Eurasia in Comparative Perspective*. Washington DC: Woodrow Wilson Center Press. 161-185.
- Hope, Kempe Ronald Sr 2000: *Corruption and Development in Africa*. In: Hope, Kempe Ronald Sr (Hg.): *Corruption and Development in Africa*. Houndmills: Macmillan. 17-39.
- Horowitz, Donald 1985: *Ethnic Groups in Conflict*. Berkeley: University of California Press.
- Hutchinson, John und Anthony D. Smith 1996: *Introduction*. In: Hutchinson, John und Anthony D. Smith (Hg.): *Ethnicity*. Oxford: Oxford University Press. 3-14.
- Hyden, Goran 1983: *Problems and Prospects of State Coherence*. In: Rothchild, Donald und Victor A. Olorunsola (Hg.): *State Versus Ethnic Claims: African Policy Dilemmas*. Boulder: Westview Press. 67-84.

- Ihonvbere, Julius O. 2001: The State and Ethnicity in Africa. In: Udogu, E. Ike (Hg.): The Issue of Political Ethnicity in Africa. Aldershot: Ashgate. 59-78.
- Ihonvbere, Julius O. 2002: Military Disengagement from Politics and Constitutionalism in Africa. Challenges and Opportunities. In: Laremont, Ricardo René (Hg.): The Causes of Warfare and the Implications of Peacekeeping in Africa. Portsmouth: Heinemann. 241-262.
- Ingham, Kenneth 1990: Politics in modern Africa: The uneven tribal dimension. London: Routledge.
- International Crisis Group 2004: Northern Uganda: Understanding and Solving the Conflict: ICG Africa Report N°77. Nairobi, Brussels: International Crisis Group.
- Jackson, R. H. 1973: Political Stratification in Tropical Africa. *Canadian Journal of African Studies* 7 (3): 382-400.
- Jakobeit, Cord 1995: Korruptionsbekämpfung im sub-saharischen Afrika: Kategorisierung, Probleme und Erfolgchancen von Gegenmassnahmen. In: Tetzlaff, Rainer, Engel, Ulf und Andreas Mehler (Hg.): Afrika zwischen Dekolonisation, Staatsversagen und Demokratisierung. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde. 173-187.
- Jean, François 1999: Humanitäre Hilfe und Kriegsökonomie. In: Jean, François und Birgit Sommer (Hg.): Ökonomie der Bürgerkriege. Hamburg: Hamburger Edition. 440-475.
- Jua, Nantang 1998: Cameroon: Jump-starting an Economic Crisis. In: Mbaku, John Mukum (Hg.): Corruption and the Crisis of Institutional Reforms in Africa. Lewiston: The Edwin Mellen Press. 85-112.
- Kabera, J.B. und C. Muyanja 1994: Homecoming in the Luwero Triangle. Experiences of the Displaced Population of Central Uganda following the National Resistance Army Victory in 1986. In: Allen, Tim und Hubert Morsink (Hg.): When Refugees Go Home. African Experiences. Geneva: United Nations Research Institute for Social Development. 96-104.
- Kahlcke, Jan 1999: Politische Kommunikation in Uganda. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde.
- Kalu, Kelechi A. 2001: Ethnicity and Political Economy of Africa: A Conceptual Analysis. In: Udogu, E. Ike (Hg.): The Issue of Political Ethnicity in Africa. Aldershot: Ashgate. 35-58.
- Karugire, Samwiri 1996 (1988): Roots of Instability in Uganda. Kampala: Fountain Publishers.
- Kasfir, Nelson 1979: Explaining Ethnic Political Participation. *World Politics* 31 (3): 365-388.

- Kasfir, Nelson 1990: Peacemaking and Social Cleavages in Sudan. In: Montville, Joseph V. (Hg.): *Conflict and Peacemaking in Multiethnic Societies*. Toronto: Lexington. 363-387.
- Kasfir, Nelson 2000: ‚Movement‘ Democracy, Legitimacy and Power in Uganda. In: Mugaju, Justus und J. Oloka-Onyango (Hg.): *No-Party Democracy in Uganda. Myths and Realities*. Kampala: Fountain Publishers. 60-78.
- Kasozi, A.B.K. 1994: *The Social Origins of Violence in Uganda, 1964-1985*. Montreal: McGill-Queen's University Press.
- Kayunga, Sallie Simba 2000: The Impact of Armed Opposition on the Movement System in Uganda. In: Mugaju, Justus und J. Oloka-Onyango (Hg.): *No-Party Democracy in Uganda. Myths and Realities*. Kampala: Fountain Publishers. 109-126.
- Keen, David 2000: Incentives and Disincentives for Violence. In: Berdal, Mats und David M. Malone (Hg.): *Greed & Grievance. Economic Agendas in Civil Wars*. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 19-41.
- Khadiagala, Gilbert M. 1993: Uganda's Domestic and Regional Security since the 1970s. *The Journal of Modern African Studies* 31 (2): 231-255.
- Khadiagala, Gilbert M. 1995: State Collapse and Reconstruction in Uganda. In: Zartman, I. William (Hg.): *Collapsed States. The Disintegration and Restoration of Legitimate Authority*. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 33-47.
- Khiddu-Makubuya, Edward 1989: Paramilitarism and Human Rights. In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): *Conflict Resolution in Uganda*. Oslo: International Peace Research Institute. 141-157.
- Khiddu-Makubuya, Edward 1994: Violence and conflict resolution in Uganda. In: Rupesinghe, Kumar und Marcial Rubio C. (Hg.): *The culture of violence*. Tokyo: United Nations University Press. 144-177.
- Kopsieker, Fritz 2004: Der schwierige Weg von einer Bewegung zur Partei – Das National Resistance Movement (NRM) in Uganda. Bonn: Friedrich-Ebert-Stiftung.
- Lake, David A. und Donald Rothchild 1998: Spreading Fear: The Genesis of Transnational Ethnic Conflict. In: Lake, David A. und Donald Rothchild (Hg.): *The International Spread of Ethnic Conflict*. Princeton: Princeton University Press. 3-32.
- Lemarchand, René 1972: Political Clientelism and Ethnicity in Tropical Africa: Competing Solidarities in Nation-Building. *The American Political Science Review* 66 (1): 68-90.
- Lemarchand, René 1983: The State and Society in Africa: Ethnic Stratification and Restratisation in Historical and Comparative Perspective. In: Rothchild, Donald und Victor A. Olorunsola (Hg.): *State Versus Ethnic Claims: African Policy Dilemmas*. Boulder: Westview Press. 44-66.

- Lemarchand, René 1999: Ethnicity as Myth: The view from the Central Africa. Occasional Paper. Copenhagen: Centre of African Studies.
- Lemarchand, René und Keith Legg 1972: Political Clientelism and Development: A Preliminary Analysis. *Comparative Politics* 4 (2): 149-178.
- Lloyd, Dr. P. C. 1966: The Study of the Elite. In: Lloyd, P. C. (Hg.): The New Elites of Tropical Africa. Oxford: Oxford University Press. 1-39.
- Lomo, Zachary und Lucy Hovil 2004: Behind the Violence the War in Northern Uganda. Pretoria: Institute for Security Studies.
- Luckham, Robin 1994: The Military, Militarization and Democratization in Africa: A Survey of Literature and Issues. *African Studies Review* 37 (2): 13-75.
- Lwanga-Lunyiigo, Samwiri 1989: The Colonial Roots of Internal Conflict. In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): Conflict Resolution in Uganda. Oslo: International Peace Research Institute. 24-43.
- Mabirizi, Deogratias 1989: The Historical Basis and Content of One-Party Politics in Uganda, 1965-1971. In: Meyns, Peter und Dani Wadada Nabudere (Hg.): Democracy and the One-Party State in Africa. Hamburg: Institut für Afrika-Kunde. 231-255.
- Macek, Ivana 2000: War Within. Everyday Life in Sarajevo under Siege. Uppsala: Department of Cultural Anthropology and Ethnology.
- Mafeje, Archie 1971: The Ideology of 'Tribalism'. *The Journal of Modern African Studies* 9 (2): 253-261.
- Mamdani, Mahmood 1979: The aftermath of the Amin Coup in Uganda in 1971. In: Goulbourne, Harry (Hg.): Politics and State in the Third World. London: Macmillan. 222-231.
- Mamdani, Mahmood 1995: And Fire Does Not Always Beget Ash: Critical Reflections on the NRM. Kampala: Monitor Publications.
- Maybury-Lewis, David 2003: Tribalism, ethnicity and the state. In: Ferguson, Brian R. (Hg.): The State, Identity and Violence. Political disintegration in the post-Cold War world. London: Routledge. 96-101.
- Mazrui, Ali A. 1975: Soldiers and Kinsmen in Uganda. The Making of a Military Ethnocracy. Beverly Hills: Sage.
- Mazrui, Ali A. 1995: Conflict as a Retreat from Modernity: A Comparative Overview. In: Furley, Oliver (Hg.): Conflict in Africa. London: Tauris. 19-27.
- Mbaku, John Mukum 1998a: Bureaucratic and Political Corruption in Africa. In: Mbaku, John Mukum (Hg.): Corruption and the Crisis of Institutional Reforms in Africa. Lewiston: The Edwin Mellen Press. 34-83.

- Mbaku, John Mukum 1998b: Corruption as an Important Post-independence Institution in Africa. In: Mbaku, John Mukum (Hg.): Corruption and the Crisis of Institutional Reforms in Africa. Lewiston: The Edwin Mellen Press. 15-32.
- Mbaku, John Mukum 2000: Bureaucratic and Political Corruption in Africa. Malabar/Florida: Krieger Publishing.
- McNulty, Mel 1999: The Militarization of Ethnicity and the Emergence of Warlordism in Rwanda, 1990-94. In: Rich, Paul B. (Hg.): Warlords in International Relations. Hampshire: Macmillan Press. 81-102.
- Medard, Jean-François 1982: The Underdeveloped State in Tropical Africa: Political Clientelism or Neo-Patrimonialism? In: Clapham, Christopher (Hg.): Private Patronage and Public Power. London: Frances Pinter. 162-192.
- Morris-Hale, Walter 1996: Conflict and Harmony in Multi-Ethnic Societies. New York: Peter Lang.
- Mudoola, Dan 1989: Communal Conflict in the Military and its Consequences. In: Rupesinghe, Kumar (Hg.): Conflict Resolution in Uganda. Oslo: International Peace Research Institute. 116-140.
- Mudoola, Dan M. 1991: Institution-building: the case of the NRM and the military in Uganda 1986-9. In: Hansen, Holger Bernt und Michael Twaddle (Hg.): Changing Uganda. The Dilemmas of Structural Adjustment & Revolutionary Change. London: James Currey Press. 230-246.
- Mugaju, Justus 2000: An Historical Background to Uganda's No-Party Democracy. In: Mugaju, Justus und J. Oloka-Onyango (Hg.): No-Party Democracy in Uganda. Myths and Realities. Kampala: Fountain Publishers. 8-23.
- Muhereza, Frank Emmanuel und Peter Omurangi Otim 1998: Neutralizing Ethnicity in Uganda. In: Salih, M.A. Mohamed und John Markakis (Hg.): Ethnicity and the State in Eastern Africa. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet. 190-203.
- Muigai, Githu 1995: Ethnicity And The Renewal Of Competitive Politics In Kenya. In: Glickman, Harvey (Hg.): Ethnic Conflict and Democratization in Africa. Atlanta: The African Studies Association Press. 161-196.
- Mulumba, Deborah 2002: The Women's Movement and Conflict Resolution in Uganda. In: Tripp, Aili Mari und Joy C. Kwesiga (Hg.): The Women's Movement in Uganda. History, Challenges, and Prospects. Kampala: Fountain Publishers. 106-118.
- Museveni, Yoweri 1985: Yoweri Museveni. Selected Articles on the Uganda Resistance War. Kampala: NRM Publications.
- Museveni, Yoweri Kaguta 1992: What is Africa's Problem? Speeches and writings on Africa. Kampala: NRM Publications.

- Museveni, Yoweri Kaguta 1997: *Sowing the Mustard Seed. The Struggle for Freedom and Democracy in Uganda*. Oxford: Macmillan.
- Nafziger, E. Wayne 1988: *Inequality in Africa. Political elites, proletariat, peasants and the poor*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ng'ethe, Njuguna 1995: *Strongmen, State Formation, Collapse, and Reconstruction in Africa*. In: Zartman, I. William (Hg.): *Collapsed States. The Disintegration and Restoration of Legitimate Authority*. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 251-264.
- Ngoga, Pascal 1998: *Uganda: The National Resistance Army*. In: Clapham, Christopher (Hg.): *African Guerillas*. Oxford: Currey. 91-106.
- Nnoli, Okwudiba 1998: *Ethnicity, Ethnic Conflict and Emigration Dynamics in Sub-Saharan Africa*. In: Appleyard, Reginald (Hg.): *Emigration Dynamics in Developing Countries*. Aldershot: Ashgate. 207-263.
- Nordstrom, Carolyn 1995: *War on the Frontlines*. In: Nordstrom, Carolyn und Antonius C.G.M. Robben (Hg.): *Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival*. Berkely: University of California Press. 129-153.
- Nuscheler, Franz 1996: *Migration, Ethnizität und Konflikt in Afrika*. In: Bade, Klaus J. (Hg.): *Migration – Ethnizität – Konflikt: Systemfragen und Fallstudien*. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch. 289-304.
- Ocholla-Ayayo, A.B.C. 1998: *Ethnicity as a Mode of Conflict Regulation*. In: Salih, M.A. Mohamed und John Markakis (Hg.): *Ethnicity and the State in Eastern Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet. 86-91.
- Ocitti, Jim 2000: *Political Evolution and Democratic Practice in Uganda 1952-1996*. Lewiston: The Edwin Mellen Press.
- Oelssner, Joachim 2000: *Ethnizität als Konstruktion? Ethnische Gruppen im Widerstand gegen Vereinnahmung: Das Beispiel Republik Kongo*. In: Moser, Rupert (Hg.): *Die Bedeutung des Ethnischen im Zeitalter der Globalisierung*. Bern: Haupt. 91-132.
- Ofcansky, Thomas P. 1996: *Uganda. Tarnished Pearl of Africa*. Boulder: Westview Press.
- Ofcansky, Thomas P. 2000: *Warfare and Instability along the Sudan-Uganda Border: A Look at the 20th Century*. In: Spaulding, Jay und Stephanie Beswick (Hg.): *White Nile, Black Blood. War, Leadership, and Ethnicity from Khartoum to Kampala*. Lawrenceville: The Red Sea Press. 195-208.
- Okumu, F. Wafula 2001: *Ethnic Politics and the Decay of the State in Kenya*. In: Udogu, E. Ike (Hg.): *The Issue of Political Ethnicity in Africa*. Aldershot: Ashgate. 99-123.
- Oloka-Onyango, J. 2000: *New Wine or New Bottles? Movement Politics and One-partyism in Uganda*. In: Mugaju, Justus und J. Oloka-Onyango (Hg.): *No-Party Democracy in Uganda. Myths and Realities*. Kampala: Fountain Publishers. 40-59.

- Omara-Otunnu, Amii 1987: *Politics and the Military in Uganda, 1890-1985*. Oxford: Macmillan.
- Omara-Otunnu, Amii 1992: The Struggle for Democracy in Uganda. *The Journal of Modern African Studies* 30 (3): 443-463.
- Omara-Otunnu, Amii 1995: The Dynamics of Conflict in Uganda. In: Furley, Oliver (Hg.): *Conflict in Africa*. London: Tauris. 223-236.
- Oryema-Lalobo, Christine 1999: *No Hearts at Home*. Kampala: Femrite Publications.
- Osaghae, Eghosa E. 2001: The Role and Function of Research in Divided Societies: The Case of Africa. In: Smyth, Marie und Gillian Robinson (Hg.): *Researching Violently Divided Societies*. Tokyo: United Nations University Press. 12-33.
- Ottaway, Marina 1999: Ethnic Politics in Africa: Change and Continuity. In: Joseph, Richard (Hg.): *State, Conflict, and Democracy in Africa*. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 299-317.
- Oyugi, Walter O. 1994: The State in Post Colonial East Africa. In: Oyugi, Walter O. (Hg.): *Politics and Administration in East Africa*. Nairobi: East African Educational Publishers. 3-32.
- Petersen, Carl E. Uganda: Presidential Elections 2001. Nordem Report. Working Paper 2001: 8. Oslo: Norwegian Center for Human Rights (Nordem).
- Pirouet, M. Louise 1991: Human rights issues in Museveni's Uganda. In: Hansen, Holger Bernt und Michael Twaddle (Hg.): *Changing Uganda. The Dilemmas of Structural Adjustment & Revolutionary Change*. London: James Currey Press. 197-209.
- Poblicks, Nyeko Caesar 1998: *The Quest for Peaceful Co-existence in Uganda*. London: Nyeko Caesar Poblicks.
- Randrianja, Solofo 1996: Nationalism, Ethnicity & Democracy. In: Ellis, Stephen (Hg.): *Africa Now. People, Policies & Institutions*. London: James Currey. 20-41.
- Refugee Law Project 2004: *Statement on the Outbreak of Ethnic Violence in Northern Uganda*. Kampala: Refugee Law Project.
- Reno, William 1995: *Corruption and State Politics in Sierra Leone*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Reno, William 1998: *Warlord Politics and African States*. Boulder: Lynne Rienner Publishers.
- Reno, William 2000: *War, Debt and the Role of Pretending in Uganda's International Relations*. Occasional Paper. Copenhagen: Centre of African Studies.
- Rex, John 2001: The Theory of Identity. In: Goulbourne, Harry (Hg.): *Race and Ethnicity. Critical Concepts in Sociology*. London: Routledge. 232-252.

- Rich, Paul B. 1999: The Emergence and Significance of Warlordism in International Politics. In: Rich, Paul B. (Hg.): Warlords in International Relations. London: Macmillan. 1-16.
- Richards, Audrey 1969: The Multicultural States of East Africa. Montreal: McGill-Queen's University Press
- Robben, Antonius C.G.M. und Carolyn Nordstrom 1995: The Anthropology and Ethnography of Violence and Sociopolitical Conflict. In: Nordstrom, Carolyn und Antonius C.G.M. Robben (Hg.): Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival. Berkeley: University of California Press. 1-23.
- Rönquist, Ralf 1999: Identity and Intra-State Ethnonational Mobilization. In: Wiberg, Hakan und Christian P. Scherrer (Hg.): Ethnicity and Intra-State Conflict. Aldershot: Ashgate. 145-161.
- Ropa, Denis 1998: L'Ouganda de Yoweri Museveni. Paris: L'Harmattan.
- Ropers, Norbert 1996: Ethnopolitische Konflikte und ihre Bearbeitung in der Staaten- und Gemeinschaftswelt. In: Bade, Klaus J. (Hg.): Migration – Ethnizität – Konflikt: Systemfragen und Fallstudien. Osnabrück: Universitätsverlag Rasch. 187-211.
- Rothchild, Donald 1991: An Interactive Model for State-Ethnic Relations. In: Deng, Francis M. und I. William Zartman (Hg.): Conflict Resolution in Africa. Washington: The Brookings Institution. 190-215.
- Rothchild, Donald und Michael W. Foley 1988: African States and the Politics of Inclusive Coalitions. In: Rothchild, Donald und Naomi Chazan (Hg.): The Precarious Balance. State and Society in Africa. Boulder: Westview Press. 233-264.
- Rufin, Jean-Christophe 1999: Kriegswirtschaft in internen Konflikten. In: Jean, François und Jean-Christophe Rufin (Hg.): Ökonomie der Bürgerkriege. Hamburg: Hamburger Edition. 15-46.
- Russel Bernard, H. 1998: Unstructured and Semistructured Interviewing. In: Russel Bernard, H. (Hg.): Research Methods in Cultural Anthropology. London: Sage. 203-224.
- Sathyamurthy, T. V. 1986: The Political Development of Uganda: 1900-1986. Aldershot: Gower.
- Sathyamurthy, T.V. 1994: Uganda's Political System 1962-1990: The Balance Between External and Internal Influences. In: Oyugi, Walter O. (Hg.): Politics and Administration in East Africa. Nairobi: East African Educational Publishers. 503-536.
- Scarritt 1993: Communal Conflict and Contention for Power in Africa South of the Sahara. In: Gurr, Ted Robert (Hg.): Minorities at Risk. A Global View of Ethnopolitical Conflicts. Washington: United States Institute of Peace Press. 252-289.
- Scherrer, Christian P. 1999: Towards a Comprehensive Analysis of Ethnicity and Mass Violence: Types, Dynamics, Characteristics and Trends. In: Wiberg, Hakan und Chris-

- tian P. Scherrer (Hg.): Ethnicity and Intra-State Conflict. Aldershot: Ashgate. 52-88.
- Scherrer, Christian P. 2000: Ethno-Nationalismus als globales Phänomen. In: Moser, Rupert (Hg.): Die Bedeutung des Ethnischen im Zeitalter der Globalisierung. Bern: Haupt. 17-90.
- Scherrer, Christian P. 2002: Structural Prevention of Ethnic Violence. Hampshire: Palgrave Macmillan.
- Schlehe, Judith 2003: Formen qualitativer ethnographischer Interviews. In: Beer, Bettina (Hg.): Methoden und Techniken der Feldforschung. Berlin: Dietrich Reimer. 71-93.
- Schlichte, Klaus 1996: Krieg und Vergesellschaftung in Afrika. Ein Beitrag zur Theorie des Krieges. Hamburg: Lit.
- Smyth, Marie 2001: Introduction. In: Smyth, Marie und Gillian Robinson (Hg.): Researching Violently Divided Societies. Tokyo: United Nations University Press. 1-11.
- Sottas, Beat 1992: Afrika entwickeln und modernisieren. Paradigmen, Identitätsbildung kleinbäuerliche Überlebensstrategien. Freiburg Schweiz: Universitätsverlag.
- Southall, Aidan 1980: Social Disorganisation in Uganda: Before, during, and after Amin. *The Journal of Modern African Studies* 18 (4): 627-656.
- Stavenhagen, Rodolfo 1990: The Ethnic Question. Conflicts, Development, and Human Rights. Tokyo: United Nations University Press.
- Sundberg, Anne 2000: The Struggle for Kingship: Moses or Messiah – Ethnic War and the Use of Ethnicity in the Process of Democratisation in Congo-Brazzaville. In: Braathen, Einar, Morten Boas und Gjermund Saether (Hg.): Ethnicity Kills? The Politics of War, Peace and Ethnicity in SubSaharan Africa. London: Macmillan. 87-108.
- Sylla, Lancine 1977: Tribalisme et Parti Unique en Afrique Noire. Paris: Presse de la Fondation Nationale des Sciences Politiques.
- Tangri, Roger 1999: The Politics of Patronage in Africa. Oxford: James Currey.
- Tangri, Roger und Andrew M Mwenda 2003: Military Corruption & Ugandan Politics since the late 1990s. *Review of African Political Economy* 30 (98): 539-552.
- The Republic of Uganda 1995: Constitution of the Republic of Uganda. Kampala: The Republic of Uganda.
- Theobald, Robin 1994: Lancing the Swollen African State: Will It Alleviate the Problem of Corruption? *The Journal of Modern African Studies* 32 (4): 701-706.
- Tordoff, William 1993: Government and Politics in Africa. Bloomington: Indiana University Press.

- Tordoff, William 2002 [1984]: *Government and Politics in Africa*. Houndmills: Palgrave Macmillan.
- Tripp, Aili Mari 2000: *Women & Politics in Uganda*. Oxford: James Currey.
- Turton, David 1997: War and Ethnicity. Introduction. In: Turton, David (Hg.): *War and Ethnicity. Global Connections and Local Violence*. San Marino: Center for Interdisciplinary Research on Social Stress. 1-45.
- U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 2003a: *Humanitarian Update – Uganda June 2003*. Kampala: U.N. Office for the Coordination of Human Affairs.
- U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 2003b: *Humanitarian Update August 2003*. Kampala: U.N. Office for the Coordination of Human Affairs.
- U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 2004a: *Assesment on LRA Attack in Pagak Camp*. Gulu: Sub-Office U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA).
- U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 2004b: *Humanitarian Update May 2004*. Kampala: U.N. Office for the Coordination of Human Affairs.
- U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 2004c: *Mid-Year Review of the Consilidated Appeals Process: Humanitarian Appeal 2004 for Uganda*. Geneva: U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 2004.
- Uchendu, Victor C. 1995: The Dilemma of Ethnicity and Polity Primacy in Black Africa. In: Romanucci-Ross, Lola und George A. De Vos (Hg.): *Ethnic Identity. Creation, Conflict, and Accomodation*. Walnut Creek: AltaMira Press. 125-135.
- Vail, Leroy 1996: The Creation of Ethnicity in South Africa. In: Hutchinson, John und Anthony D. Smith (Hg.): *Ethnicity*. Oxford: Oxford University Press. 229-235.
- Villalon, Leonardo A. 1998: The African State at the End of the Twentieth Century: Parameters of the Critical Juncture. In: Villalon, Leonardo A. und Phillip A. Huxtable (Hg.): *The African State at a Critical Juncture. Between Disintegration and Reconfiguration*. Boulder: Lynne Rienner Publishers. 3-25.
- Von Trotha, Trutz 1997: Zur Soziologie der Gewalt. In: Trotha, Trutz von (Hg.): *Soziologie der Gewalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag. 9-56.
- Von Trotha, Trutz 1999: Zur Ethnologie des Krieges. In: Hahn, Hans Peter und Gerd Spittler (Hg.): *Afrika und die Globalisierung*. Münster: Lit. 405-413.
- Waldmann, Peter 1998: Bürgerkrieg – Annäherung an einen schwer fassbaren Begriff. In: Krumwiede, Heinrich-W. und Peter Waldmann (Hg.): *Bürgerkriege: Folgen und Regulierungsmöglichkeiten*. Baden-Baden: Nomos. 15-36.
- Wapakhabulo, James Francis 2000: Movement Democracy in Uganda: Origins, Progress, Challenges and Prospects. In: Mugaju, Justus und J. Oloka-Onyango (Hg.): *No-*

- Party Democracy in Uganda. Myths and Realities. Kampala: Fountain Publishers. 79-94.
- Weber Pazmino, Gioia 1991: Klientelismus. Annäherungen an das Konzept. Zürich: ADAG.
- Weeks, Willet 2002: Pushing the Envelope: Moving Beyond 'Protected Villages' in Northern Uganda. New York: United Nations Office for the Coordination of Humanitarian Affairs.
- Weissman, Fabrice 1999: Mosambik: Krieg als Mittel der Bereicherung. In: Jean, François und Jean-Christophe Rufin (Hg.): Ökonomie der Bürgerkriege. Hamburg: Hamburger Edition. 243-277.
- Welch, Claude E. Jr. 1986: From 'Armies of Africans' to 'African Armies': The Evolution of Military Forces in Africa. In: Arlinghaus, Bruce E. und Pauline H. Baker (Hg.): African Armies: Evolution and Capabilities. Boulder: Westview Press. 13-31.
- Welsh, David 1996: Ethnicity in Sub-Saharan Africa. *International Affairs* 72 (3): 477-491.
- Whyte, William Foote 1991 [1982]: Interviewing in Field Research. In: Burgess, Robert G. (Hg.): Field Research: A Sourcebook and Field Manual. London: Routledge. 111-121.
- Wiebe, Nicola 1998: Uganda – keine gewöhnliche Demokratie. Politik- und Institutionenwandel in transtheoretischer Perspektive (1986-1996). Hamburg: Lit.
- Wiking, Staffan 1983: Military Coups in Sub-Saharan Africa. How to justify illegal assumptions of power. Uppsala: Scandinavian Institute of African Studies.
- Wild, J. V. 1954: Early Travellers in Acholi. Edinburgh: Thomas Nelson and Sons.
- Women's Commission for Refugee Women and Children 2004: No Safe Place to Call Home: Child and Adolescent Night Commuters in Northern Uganda. New York: Women's Commission for Refugee Women and Children.
- Woodward, Peter 1991: Uganda and southern Sudan 1986-9: new regimes and peripheral politics. In: Hansen, Holger Bernt und Michael Twaddle (Hg.): Changing Uganda. The Dilemmas of Structural Adjustment & Revolutionary Change. London: James Currey Press. 178-186.
- World Food Programme WFP 2004a: Emergency Food Security Assessment. Gulu District March/April 2004. Kampala: World Food Programme.
- World Food Programme WFP 2004b: Emergency Food Security Assessment. Kitgum/Pader District Mai 2004 March/April 2004. Kampala: World Food Programme.
- Young, Crawford 1988: The African Colonial State and Its Political Legacy. In: Rothchild, Donald und Naomi Chazan (Hg.): The Precarious Balance. State and Society in Africa. Boulder: Westview Press. 25-66.
- Young, Crawford 2002: Pluralism, Ethnicity, and Militarization. In: Laremont, Ricardo René

(Hg.): The Causes of Warfare and the Implications of Peacekeeping in Africa. Portsmouth: Heinemann. 37-57.

Internet-Quellen

Ministry of Finance Planning and Economic Development 2004: The Budget at a glance. In: Ministry of Finance Planning and Economic Development. <www.finance.go.ug/Budgettransparency/Glance%20At%20Budget%2003-04%20final2.pdf>. 5. Juli 2004.

Reliefweb 2003a: Uganda, Complex Emergency Situation Report. In: Reliefweb. <<http://www.reliefweb.int/w/rwb.nsf/s/3707A76BD15171085256DC500749B63?OpenDocument>>. 27. Juni 2004.

Reliefweb 2003b: War in northern Uganda world's worst forgotten crisis: UN. In: Reliefweb. <<http://www.reliefweb.int/w/rwb.nsf/0/e1f176894430fdeec1256ddb0056ea4c?OpenDocument>>. 11. November 2003.

Reliefweb 2003c: Web Special On Crisis in Northern Uganda. In: Reliefweb. <<http://www.reliefweb.int/w/rwb.nsf/0/c399c31fd442c447c1256da2004dc43a?OpenDocument>>. 22. November 2003.

Reliefweb 2004: Uganda: Districts with IDPs - Numbers and Percentage of District Population May 2004. In: Reliefweb. <<http://www.reliefweb.int/w/map.nsf/wByCLatest/42085A5EA387D11685256EA00065E88B?OpenDocument>>. 27. Juni 2004.

Uganda AIDS Commission 2003: The HIV/AIDS Epidemic: Prevalence and Impact. In: Uganda AIDS Commission. <www.aidsuganda.org/pdf/situation_analysis.pdf>. 5. Juli 2004.

Ugandan Ministry of Health 2003: STD/HIV/AIDS Surveillance Report 2003. In: Ugandan Ministry of Health. <<http://www.health.go.ug/hiv0603.pdf>>. 8. Oktober 2003.

U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA) 1998: Guiding Principles on Internal Displacement In: U.N. Office for the Coordination of Human Affairs (OCHA). <<http://www.ochaonline.un.org/Doc View.asp?DocID=575>>. 10. Oktober 2003.

Westbrook, David 2000: The Torment of Northern Uganda: A Legacy of Missed Opportunities. In: OJPCR: The Online Journal of Peace and Conflict Resolution. <<http://www.trinstitute.org/ojpcr/p3-2westbrook.htm>>. 7. Dezember 2003

Presse-Quellen

Neue Zürcher Zeitung:

19. Mai 2004

23. Mai 2004

East African (Nairobi):

20. Juli 1998

11. August 2003

17. November 2003

15. Dezember 2003

1. März 2004

8. März 2004

14. Juni 2004

16. Juli 2004

19. Juli 2004

New African (London):

Juni 2004

Alluta: The People's Army Bulletin (Bombo/Kampala):

Januar 2004

New Vision (Kampala):

9. April 2003

27. Mai 2003

20. August 2003

14. November 2003

6. Dezember 2003

10. Dezember 2003

22. Dezember 2003

24. Dezember 2003

5. Januar 2004

13. Januar 2004

14. Januar 2004

16. Januar 2004

27. Januar 2004

2. Februar 2004

9. Februar 2004

11. Februar 2004

13. Februar 2004

17. Februar 2004

18. Februar 2004

23. Februar 2004

26. Februar 2004

27. Februar 2004

1. März 2004

10. März 2004

13. März 2004

17. März 2004

23. März 2004

28. April 2004

12. Mai 2004

14. Juni 2004

18. Juni 2004

2. Juli 2004

8. Juli 2004

9. Juli 2004

16. Juli 2004

23. Juli 2004

31. Juli 2004

2. August 2004

5. August 2004

27. August 2004

6. September 2004

17. September 2004

22. September 2004

Sunday Vision (Kampala):

9. November 2003
 25. Januar 2004
 29. Februar 2004
 14. März 2004
 6. Juni 2004
 13. Juni 2004
 20. Juni 2004

Monitor (Kampala):

16. August 1996	16. Januar 2004	22. April 2004
21. August 2003	27. Januar 2004	21. Juni 2004
23. August 2003	4. Februar 2004	22. Juni 2004
11. Dezember 2003	9. Februar 2004	26. Juni 2004
18. Dezember 2003	11. Februar 2004	30. Juni 2004
20. Dezember 2003	23. Februar 2004	1. Juli 2004
22. Dezember 2003	26. Februar 2004	8. Juli 2004
29. Dezember 2003	27. Februar 2004	14. Juli 2004
5. Januar 2004	3. März 2004	24. Juli 2004
8. Januar 2004	10. März 2004	27. Juli 2004
13. Januar 2004	17. März 2004	8. September 2004

Sunday Monitor (Kampala):

1. Juni 2003
 24. August 2003
 11. Januar 2004
 20. Juni 2004
 24. Juni 2004
 4. Juli 2004

Anhang

I. Liste der Informanten

(Status, Ort, Geschlecht, ungefähres Alter)

- Q1 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, 40
- Q2 Chief, Distrikt Gulu, m, 40
- Q3 Campbewohner, Distrikt Gulu, m, 35
- Q4 Campbewohner, Distrikt Kitgum, m, 60
- Q5 Campbewohner, Distrikt Kitgum, m, 50
- Q6 Geistlicher, Distrikt Gulu, m, 70
- Q7 Campbewohner, Distrikt Gulu, m, 40
- Q8 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, Ende 20
- Q9 Student, Distrikt Kitgum, m, Mitte 20
- Q10 Campbewohner, Distrikt Pader (Interview in Distrikt Kitgum), m, 60
- Q11 Campbewohnerin, Distrikt Gulu, w, 30
- Q12 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, 30
- Q13 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, 40
- Q14 in Kampala lebender Acholi, m, Mitte 50
- Q15 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, Mitte 30
- Q16 Beamter, Distrikt Kitgum, m, Mitte 30
- Q17 Aidskranke Frau, Distrikt Gulu, w, 40
- Q18 Geistlicher, Distrikt Kitgum, m, Ende 40
- Q19 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, Mitte 30
- Q20 Campbewohner, Distrikt Gulu, m, Mitte 40
- Q21 Schüler, Distrikt Gulu, m, 20
- Q22 Acholi aus der Diaspora, Interview in Kampala, m, 40
- Q23 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, 20
- Q24 Campbewohner, Distrikt Kitgum, m, 55
- Q25 Campbewohner, Distrikt Gulu, m, 50
- Q26 Geistlicher, Distrikt Kitgum, m, 70
- Q27 Student, Distrikt Gulu, m, Mitte 20
- Q28 Entführte Frau, Distrikt Kitgum, w, 40
- Q29 Campbewohner, Distrikt Gulu, m, 70
- Q30 Arzt, Distrikt Kitgum, m, Ende 20
- Q31 Lehrer, Distrikt Kitgum, m, Ende 20
- Q32 Ladenbesitzer, Distrikt Kitgum, m, Mitte 50
- Q33 Angestellter einer NGO, Distrikt Gulu, m, 20
- Q34 Lehrer, Distrikt Kitgum, m, 40

II. Abkürzungen

ARLPI	Acholi Religious Leaders Peace Initiative
DP	Democratic Party
HSM	Holy Spirit Movement
IDP	Internally Displaced Person
KY	Partei Kabaka Yekka
LDUs	Local Defence Units
LRA	Lord's Resistance Army
NGO	Non-Governmental Organisation (Nichtregierungsorganisation)
NRA	National Resistance Army
NRC	National Resistance Council
NRM	National Resistance Movement
UNC	Uganda National Congress
UNLA	Ugandan National Liberation Army
UNLF	Ugandan National Liberation Front
UPC	Ugandan People's Congress
UPDF	Uganda People's Defense Forces
UPDA	Uganda People's Democratic Army
UPM	Uganda Patriotic Movement
Ush	Uganda Shilling
WFP	World Food Programme